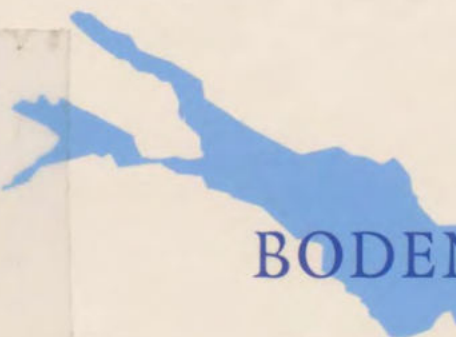




THORBECKE



128. Heft 2010



Schriften des Vereins für  
**GESCHICHTE DES  
BODENSEES UND SEINER  
UMGEBUNG**

Schriften  
des Vereins für Geschichte  
des Bodensees  
und seiner Umgebung

128. Heft 2010





SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER UMGEBUNG

128. Heft 2010



JAN THORBECKE VERLAG

Z 2168

Schriftleitung:

Dr. Jürgen Klöckler M.A., Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte  
tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

7  
g99  
Z

---

S23a-128

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern

[www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de) • [info@thorbecke.de](mailto:info@thorbecke.de)

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-1716-4

# INHALT

- Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2008/09 VII
- Bericht über die 122. Hauptversammlung am 20. September 2009  
in Ravensburg XI
- Nachruf Arnulf Benzer XIII
- BEATE FALK  
Die Lindauer Patriziergesellschaft Zum Sünfzen.  
Eine neue Namensdeutung 3
- MARTIN SAMLAND  
Die Chronik des Klosters Isny.  
Historiographie und Wirklichkeit 13
- WOLFGANG UNTERGEHRER  
Germanus est hic mos. Die ethnographischen Betrachtungen  
des Humanisten Ventura Pontano in einem Brief aus Konstanz (1459) 43
- HELMUT TIEFENTHALER  
Pilgerwege durch Bayern und Vorarlberg in Richtung Schweiz.  
Zur Reaktivierung historischer Haupttrouten 71
- WOLFGANG MINATY  
Ist der Italiener ein Deutscher?  
Aufgespürt: Ein Altarbild des Manierismus im Überlinger Münster 87
- KLAUS OETTINGER  
Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg.  
Zu seiner Geltungsgeschichte in der kirchlichen Öffentlichkeit 119

LUCREZIA HARTMANN

Die Villa Leuchtenberg in Lindau.

Zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner 139

ARNULF MOSER

Wilhelm von Scholz.

Die Familie des Dichters und die Odenwaldschule 169

WILHELM VON WOLFF

Das unbekannte Gesamte.

Zur Baugeschichte der Universität Konstanz 181

ARMIN MÜLLER

Industriekultur und Kulturtourismus am Bodensee.

Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte zwischen Marketing und  
Geschichtskultur 213

Buchbesprechungen 239

Buchanzeigen 253

Verein intern 257

# JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2008/09

Der Bericht erstreckt sich auf das Vereinsjahr von der Hauptversammlung in St. Gallen am 28. September 2008 bis zu der in Ravensburg am 20. September 2009.

## MITGLIEDER

Verstorben sind:

Arno Baur, Kressbronn

Dieter von Büdingen, Spiegelberg

Bruno Rutz, Frauenfeld

Bernhard Faestermann, Waldshut

Christa Rakow, Meersburg

Albert Stadelmann, Weinfeldern

Dr. Arnulf Benzer, Bregenz

Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.

Im Berichtszeitraum traten dem Verein 13 Personen bei (3 in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein, 1 in Österreich sowie 9 in Deutschland), 17 Mitglieder erklärten den Austritt (3 in der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein sowie 14 in Deutschland).

## STATUTEN

Die Jahreshauptversammlung 2008 in St. Gallen hat auf Anmahnen des Amtsgerichts Tettnang einstimmig die Gültigkeit der ihr vorliegenden Vereinsstatuten beschlossen, woraufhin der vor zwei Jahren vollzogene Wechsel in der Vorstandschaft dem Vereinsregister einverleibt werden konnte.

## NEUERUNGEN IN DER VEREINSKOMMUNIKATION

Der Bodenseeegeschichtsverein verfügt nun dank der Bemühungen des Schriftführers Dr. Bernd Mayer über eine eigene Homepage, um seine Mitglieder, aber auch interessierte Außenstehende rascher und umfassender informieren zu können:

[www.bodensee-geschichtsverein.eu](http://www.bodensee-geschichtsverein.eu)

Ein weiteres Vorhaben ist die Digitalisierung unseres Jahrbuchs im Rahmen eines bei der Universitätsbibliothek Konstanz angesiedelten Interreg-Projekts. In absehbarer Zeit wird somit über die Bodenseedatenbank der online-Zugriff auf die Schriften des Vereins möglich sein.

#### WISSENSCHAFTSPREIS

Im Herbst 2007 hat der Bodenseegesichtsverein in Kooperation mit der Landesbank Baden-Württemberg zum ersten Mal seinen Wissenschaftspreis vergeben. Damals war festgelegt worden, auch künftig – nach Möglichkeit im Zwei-Jahres-Rhythmus – herausragende wissenschaftliche Leistungen aus bzw. über die Bodenseeregion zu würdigen. Das ist auch 2009 in Kooperation mit der Vadian-Bank St. Gallen der Fall. Aus einer Reihe hochkarätiger Bewerbungen machte die Jury Herrn Dr. Andre Gutmann, der an der Universität Freiburg i. Br. tätig ist, für seine Arbeit »Die Schwabenkriegschronik des Kaspar Frey und ihre Stellung innerhalb der eidgenössischen Historiographie des 16. Jahrhunderts« als Preisträger namhaft. Der Preis wird am 30. November in St. Gallen verliehen werden.

#### BODENSEEBIBLIOTHEK

Am 22. Juni 2009 tagte in Friedrichshafen der Ausschuss zur Betreuung der Bodenseebibliothek. Einhellig wurde festgestellt, dass sich der Umzug in die neuen Räumlichkeiten im Rahmen des Stadtarchivs Friedrichshafen im Max-Grünbeck-Haus sehr positiv auswirkt: sowohl für die Präsentation des in dieser Form einmaligen Bestands, wie auch in Hinblick auf die Arbeitsbedingungen für die Benutzer sowie auf die durch Ausstellungen, Lesungen und Vorträge stark intensivierte Öffentlichkeitsarbeit. Die Umstellung auf elektronische Ausleihe erfolgt noch 2009, die Systematisierung des Bestands wird voraussichtlich Ende 2010 abgeschlossen, weitere Nacharbeiten wie das Ändern der Signaturen in den Katalogen werden bis in das Jahr 2011 hinein erfolgen. Der Bodenseegesichtsverein gewährte der von Frau Diplombibliothekarin Claudia Entrup bestens betreute Bibliothek auch für 2009 einen Zuschuss.

#### VEREINSSCHRIFTEN

Das 127. Heft der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung stellt auf annähernd 250 Seiten zwölf sehr interessante wissenschaftliche Beiträge aus einem breiten Themenspektrum zusammen, außerdem 17 Buchbesprechungen sowie die jährlichen Vereinsnachrichten. Dank des vorbildlichen Einsatzes des Schriftleiters Dr. Jürgen Klöckler und der reibungslosen Zusammenarbeit mit dem Jan Thorbecke Verlags konnte der Band wiederum vor der Jahreshauptversammlung an die Mitglieder und Abonnenten ausgeliefert werden.



## VERANSTALTUNGEN

Dem Thema »Habsburger zwischen Aare und Bodensee« war die erste Informationsstagung des Geschäftsjahres 2008/09 am 15. November 2008 gewidmet, die Vereinsmitglied Peter Niederhäuser, Winterthur, organisierte. Zu sechs Vorträgen von Bruno Meier, Harald Derschka, Alois Niederstätter, Werner Wild, Peter Niederhäuser und Andre Gutmann hatten sich im Refektorium des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, Außenstelle Konstanz, etwa 90 Mitglieder und Gäste eingefunden.

Auf Einladung von Vorstandsmitglied Dr. Harald Derschka kamen am 9. Mai 2009 etwa 60 Interessierte in Frickingen zusammen, um an den Führungen im Bodensee-Obstbaumuseum, in der Lohmühle Leustetten und im Tüftler-Werkstatt-Museum in Altheim teilzunehmen – ein Programm, das sehr großen Anklang fand.

Aufgrund der schlechten Witterung vom ursprünglichen Termin, dem 20. Juni, auf den 4. Juli 2009 verschoben werden musste die geologisch-historisch-alpwirtschaftliche Exkursion von Ebenalp über das Wildkirchli zum Seealpsee. Dass aufgrund technischer Probleme die angegebene Service-Telefonnummer von Deutschland aus nicht erreicht werden konnte, bedauern die Veranstalter sehr. Künftig werden Verschiebungen auf der Vereinshomepage kundgemacht, sodass derartige Kommunikationsprobleme nicht mehr auftreten können. Die von Ehrenmitglied Dr. Ernst Ziegler, Vizepräsident Dr. Stefan Sonderegger und Vorstandsmitglied Dr. Oskar Keller geleitete Veranstaltung verlief schließlich zur vollen Zufriedenheit der etwa 50 Teilnehmer.

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand drei Sitzungen ab: Zur ersten trafen die Vorstandsmitglieder am 5. Dezember 2008 im Stadtarchiv Lindau zusammen. Nach ihrem Ende führte Stadtarchivar Heiner Stauder durch sein neues, großzügig bemessenes und ausgestattetes Reich. Anschließend besichtigte der Vorstand das von den Besitzern liebevoll, aufwendig und sehr einfühlsam restaurierte Orthaus in der Lindauer Maximilianstraße. Am 6. März 2009 tagte der Vorstand in der Bodenseebibliothek in Friedrichshafen, danach führte Vorstandsmitglied Jürgen Oellers durch den Keller der Schlosskirche. Zur dritten Zusammenkunft am 1. Juli 2009 hatte Frau Direktorin Dr. Petra Hätcher in die Universitätsbibliothek Konstanz geladen, um über die höchst erfreuliche Weiterentwicklung der Bodenseedatenbank, die für alle über die Region Forschenden ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist, wie auch über die Digitalisierung der Vereinschriften zu informieren.

## DANK

Allein aus den Mitgliedsbeiträgen wäre der Verein nicht in der Lage, die Aufwendungen, insbesondere jene für das Jahrbuch, zu bestreiten. Wir sind daher auf die Zuschüsse zahlreicher Institutionen angewiesen: der Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, des Bodenseekreises, des Kreises Lindau, des Landes Vorarlberg, der Kantone Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen sowie der Städte Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettmang, Über-

lingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen. Ihnen allen gebührt ein herzliches Dankeschön.

Das große Engagement der Vorstandsmitglieder sowie der Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen – Frau Rüeegger, Frau Weratschnig und Frau Wirth – hat auch im abgelaufenen Vereinsjahr eine ganze Reihe beachtlicher Aktivitäten möglich gemacht. Ihnen sei ebenso innig gedankt wie den Mitgliedern für ihr Interesse am Verein und seiner Tätigkeit.

UNIV.-PROF. DR. ALOIS NIEDERSTÄTTER, PRÄSIDENT

# BERICHT ÜBER DIE 122. HAUPTVERSAMMLUNG am 20. September 2009 in Ravensburg

Die 122. Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung fand auf Einladung unserer Vorstandsmitglieder Susanne Hölzer und Dr. Peter Eitel in Ravensburg, der Stadt der Handelsfamilie Humpis, statt. Ort der Zusammenkunft war der Schwörsaal des im Herzen der Altstadt gelegenen ehemaligen reichsstädtischen Waaghause.

Der Verein hat gerufen und seine Mitglieder strömten in Scharen herbei, so dass angesichts des Zuspruchs ein sichtlich gut gelaunter Präsident Prof. Dr. Alois Niederstätter die Gäste begrüßen konnte. Der Präsident eröffnete die Versammlung mit einem herzlichen Dank an die Organisatoren vor Ort.

In seinem Tätigkeitsbericht, der in diesem Band abgedruckt ist, blickte der Vorsitzende auf das vergangene Vereinsjahr zurück. Die Schatzmeisterin des Vereins, Susanne Hölzer, berichtete über die finanzielle Lage des Vereins und zog ein positives Resümee. Vor diesem Hintergrund war es keine Überraschung, dass die Rechnungsprüfer Hubertus Bürgl und Alfons Brenner nichts zu beanstanden hatten. Auf Vorschlag von Herrn Bürgl wurde der Vorstand von der Mitgliederversammlung ohne Gegenstimme entlassen.

Nachdem die Mitgliederversammlung im vorgesehenen zeitlichen Rahmen absolviert worden war, folgten die obligatorischen zwei Vorträge, zu denen der Präsident noch einige zusätzliche Gäste begrüßen konnte. Der Tübinger Historiker Dr. Marco Veronesi referierte in seinem kulturwissenschaftlichen Vortrag über »Die Ravensburger Humpisgesellschaft: Funktionsweise und Strategien eines Global Players«, gewissermaßen eine Verbeugung vor dem *genius loci*. Prof. Dr. Andreas Schwab, Weingarten, brachte in seinem naturkundlichen Vortrag »Nächtlicher Wärmestress oder kühlende Winde?« dem Auditorium die Ergebnisse eines Klimaprojekts in der Region Bodensee-Oberschwaben nahe.

Das Nachmittagsprogramm stand ganz im Zeichen der Kaufmannsfamilie Humpis. Stadtarchivar und Museumsdirektor Dr. Andreas Schmauder stellte das nach langen Geburtswehen endlich im Juli 2009 neu eröffnete Museum Humpis-Quartier vor. Im Anschluss daran konnten die vielen Interessierten ihr Wissen über das Wirken dieser Familie und die Ravensburger Stadtgeschichte bei den zahlreichen Führungen durch den

Häuserkomplex vertiefen. Viele Gäste nutzten auch die Gelegenheit, bei mehreren Führungen die Ravensburger Oberstadt kennen zu lernen.

DR. BERND MAYER, WOLFEGG



## ARNULF BENZER (1910–2009)

Als 1945 in Vorarlberg nicht nur der politische und wirtschaftliche, sondern auch der kulturelle Wiederaufbau in Angriff genommen wurde, stand mit dem eben aus dem Krieg zurückgekehrten, am 15. Dezember 1910 in Bregenz geborenen Historiker Dr. Arnulf Benzer ein Mann zur Verfügung, der über das nötige Rüstzeug verfügte: eine gründliche Ausbildung in einem breiten Fächerkanon – er hatte nach der Matura am Bregenzer humanistischen Gymnasium in Wien, Innsbruck und Marburg an der Lahn Geschichte,

Germanistik, Psychologie und Staatswissenschaften studiert, 1936 promoviert – dazu ein musisches Wesen mit reichen Talenten sowie, auf Grundlage einer gefestigten, auch religiös geprägten Vorstellung, was denn Kultur sei, Offenheit für Neues.

Zunächst mit der Leitung der Unterabteilung »Volksbildung« betraut, erfolgte 1947 die Ernennung zum Leiter der neu geschaffenen Abteilung »Kultur« im Amt der Vorarlberger Landesregierung.

Vieles war damals möglich: die Gründung des ersten professionellen Theaters im Lande noch Ende des Jahres 1945, der Bregenzer Festspiele im Sommer 1946 oder der Volkshochschule Bregenz 1948. An allen dreien war Arnulf Benzer beteiligt, ebenso an der Entwicklung des Landessenders Vorarlberg, der, wie Landesarchiv, Landesmuseum und Landesbildstelle, eine nachgeordnete Dienststelle »seiner« Kulturabteilung war.

Dr. Benzer avancierte rasch zum Vorarlberger »Kulturpapst«. Landeshauptmann Ulrich Ilg soll, wenn er auf kulturelle Angelegenheit angesprochen wurde, stets geantwortet haben: »Die Kultur, die macht der Benzer!« Tatsächlich prägte Arnulf Benzer die kulturelle Entwicklung Vorarlbergs durch mehr als drei Dezennien entscheidend. Großprojekte wie die völlige Neugestaltung des Landesmuseums und der Naturschau wurden weit über die Grenzen hinaus beispielhaft. Die Weichenstellung für die zukünftige Entwicklung der Landesbibliothek, des Konservatoriums und des Bildungszentrums Schloss Hofen erfolgte noch in seiner Amtszeit. Als ein Vermächtnis seines dienstlichen Wirkens mag das 1974 vom Landtag beschlossene, im zeitgenössischen Kontext sehr moderne

Kulturförderungsgesetz gelten, das erste seiner Art nicht nur in Vorarlberg, sondern überhaupt in Österreich. Es verpflichtete das Land, kulturelle Tätigkeiten auf dem Gebiet von Erwachsenenbildung, Wissenschaft, Kunst und Heimatpflege zu fördern, und institutionalisierte beratende bzw. objektivierende Gremien, die sich sehr bewährten.

Die Pensionierung Dr. Benzers 1977 leitete einen »unruhigen, also aktiven Ruhestand« ein, in dem er in der Kulturtopographie um den Bodensee weiterhin nicht nur anteilnehmend, sondern aktiv gestaltend präsent blieb.

Dem Bodenseegesellschaftsverein war Arnulf Benzer mehr als nur freundschaftlich verbunden. Die 77. Jahreshauptversammlung 1964 in Appenzell wählte ihn als Nachfolger von Dr. Meinrad Tiefenthaler als Beisitzer in den Vorstand, gleichzeitig trat er in den Redaktionsausschuss der Vereinsschriften ein, dem er bis 1993 – also fast dreißig Jahre lang – angehörte. Von 1972 bis 1976 hatte Dr. Benzer das Amt des Vizepräsidenten inne. Als feierlicher Höhepunkt der Jahreshauptversammlung 1983 in Hohenems erfolgte schließlich seine Ernennung zum Ehrenmitglied, in der Laudatio gewürdigt als »Grandseigneur und Attaché kultureller Wechselbezüge der Anrainer an einem Wasser, das schon Kolumban und Gallus landschaftlich in eine goldene Schale gebettet sahen«.

Seine Verdienste blieben auch anderenorts nicht ungewürdigt: Legion ist die Zahl der Ehrenmitgliedschaften in Verbänden und Vereinen. Dazu kamen die Eintragung in das Ehrenbuch der Universität Innsbruck, die Silberne Medaille der Universität Innsbruck, die Ehrenplakette des Österreichischen Rundfunks, die Rudolf-von-Ems-Medaille des Vorarlberger Sängerbunds, das Ritterkreuz des päpstlichen Sylvesterordens und das Silberne Ehrenzeichen des Landes Vorarlberg.

Dr. Arnulf Benzer starb am 18. August 2009 im hohen Alter von 98 Jahren in seiner Heimatstadt Bregenz.

ALOIS NIEDERSTÄTTER





## BEITRÄGE



Beate Falk

## DIE LINDAUER PATRIZIER- GESELLSCHAFT ZUM SÜNFZEN

### Eine neue Namensdeutung

Über den Namen der Lindauer Patriziergesellschaft Zum Sünfzen ist viel gemutmaßt und gerätselt worden. Die ersten Deutungsversuche des offenbar unverständlichen Wortes begannen im Jahr 1870. Durch Friedrich Boulan wurde zunächst die Herleitung von dem Wort Zunft in Vorschlag gebracht. Um 1880 vermeinte K. Primbs den Sünfzen von Seufzen/Seufzer abzuleiten. Da die Lindauer Patriziergesellschaft einen fließenden Brunnen im Wappen führte, bezog Primbs dieses Seufzen als Plätschern bzw. Rauschen auf diese Darstellung eines Röhrenbrunnens. 1899 verfiel Lic. Dr. Karo auf die Idee, das griechische Wort Symposion im Sinne von Gastmahl, Trinkgemeinschaft zugrunde zu legen, was Pfarrer Wolfart 1903 nachhaltig befürwortete<sup>1</sup>. 1907 schlug Sigmund Keller, immer noch auf der Grundlage von Karos »Symposion«, die Auslegung Gilde und damit wiederum Zunft vor<sup>2</sup>. 1921 beschäftigte sich Wilhelm Beck aufs Neue mit dem Phänomen und verfolgte die Ableitung des Worte Sünfzen von Consunta, womit er ein Vereins- bzw. Vergnügungsort junger Leute der italienischen Oberschicht aus der Zeit Dantes im Auge hatte<sup>3</sup>. 1956 brachte schließlich Alfred Otto Stolze die Diskussion zum vorläufigen Abschluss, indem er dafür plädierte, das Wort Sünfzen von althochdeutsch *sufan* = Trinken abzuleiten.

Sein Vorschlag, den Begriff Sünfzen daher mit dem Wort Trinkstube zu assoziieren, blieb bis heute unwidersprochen.

Allerdings wies Stolze selbst auf die Problematik hin, dass der mittelhochdeutsche Wortstamm *siufen*, *siuften*, *siufzen*, *suften*, *suft* mitsamt seinen alemannischen nasalisierten Abwandlungen *sümfen* und *sünfzen* in den mittelhochdeutschen Quellenbelegen ausschließlich in der Bedeutung von Seufzen und in keinem Fall als Trinken gebraucht wird, während das mittelhochdeutsche Wort für Trinken als *sufen*, *soufen* und die Sauferei im negativen Sinn mit *suferi* keine Anknüpfung an Sünfzen ergibt<sup>4</sup>.

Die Diskrepanz zwischen der althochdeutschen Herleitung und dem tatsächlichen mittelhochdeutschen Sprachgebrauch ist demzufolge bis heute nicht gelöst und offensichtlich war man zwischen 1870 und 1956 ausschließlich darauf fixiert, die zum Haus der Lindauer Patriziergesellschaft passenden Bezeichnungen im Sinne von Zunft, Gilde,

Trinkstube und Versammlungsort zu finden und zu belegen.

Neuere Forschungen zu Stuben- und Geschlechtergesellschaften, sowie zu Zunft- und Trinkstuben in den spätmittelalterlichen Städten generell und speziell am Oberrhein und der Nordschweiz zeigen, dass zur Namensgebung der dort abgehandelten Patriziergesellschaften und ihrer Versammlungshäuser ein viel breiteres Deutungsspektrum angelegt werden muss<sup>5</sup>.

Neben den zahlenmäßig überwiegenden Herrentrinkstuben u. a. in Isny, Augsburg, Nürnberg, Rotenburg a. N., Schwäbisch Hall, Staufeu, Villingen, Waldshut, Schaffhausen und Winterthur, den Oberen Stuben in Basel, Hagenau und Ulm und der Hohen Stube in Basel, die den herausragenden sozialen Status dieser in der Mehrzahl reichsstädtischen Patriziergesellschaften wörtlich widerspiegeln, fallen vor allem im Bodenseeraum, am Oberrhein und in der Nordschweiz abweichende Namensgebungen auf, die Grundlage für die nachfolgenden Überlegungen sein sollen.



Abb. 1: Wappen der Lindauer Patrizierzunft Zum Sünfzen. Kolorierter Kupferstich von Johannes Bergmayer, Lindau 1735–1745. Stadtarchiv/ehemals Reichsstädtische Bibliothek Lindau Hs 9. Das Zunftzeichen mit dem Sünfzen-Springbrunnen, das hier auf dem doppelköpfigen Reichsadler erscheint, schmückte sicher auch das Gebäude der Sünfzengesellschaft in der Maximilianstraße 1 in Lindau. Das Brunnensymbol entstand allerdings erst nach 1691. Vorher hatte die Gesellschaft ein Männchen im Wappen, in: Jahn, Wolfgang, Kirmeier, Josef... (Hg.): Geld und Glaube. Leben in evangelischen Reichsstädten. Katalog zur Ausstellung im Antonierhaus Memmingen 1998 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 37/98), Katalogbeitrag von Werner Dobras Nr. 233 S. 301.

## DIE GESELLSCHAFTEN ZUR KATZ, ZUM ESEL UND ZUM NARREN

Während sich die Ravensburger Patriziergesellschaft Zum Esel nannte, führten die übrigen Patriziergesellschaften in den oben angeführten Gebieten ähnliche, zunächst verwunderliche Namen. So sind für Freiburg im Breisgau, Wangen im Allgäu und Bern die Namen Zum Gauch bzw. dessen synonyme Bezeichnung Zum Narren überliefert. Die Breisacher Patriziervereinigung nannte sich Zum Juden, die Konstanzer Geschlechter-



Abb. 2: Ein Narr lässt sich von einer Katze schmeicheln um anschließend von einem anderen Narren hinterrücks getäuscht zu werden. Kupferstich 1558, in: Zuffi, Stefano: Katzen in der Kunst. Köln 2007, S. 15.

gesellschaft gab sich die Katze zum Aushängeschild und die Trinkstube der Notare am geistlichen Gericht in Konstanz trug den offiziellen Namen Zum Fegefeuer, während sich die Kapitulare des Konstanzer Domkapitels in ihrer Trinkstube Zum Stauf=Sturzbecher zusammenfanden. Die Patriziergesellschaften der Reichsstädte Memmingen und Überlingen hießen sich Zum (Goldenen) Löwen, wohingegen sich die Edelleutetrinkstube in Mühlhausen im Elsass Zum Wurm nannte. Im Haus Zur Mücke trafen sich in Basel im 14. Jh. die Vertreter des Ritterstandes und in Lindau, Basel und Zürich waren die Stubengesellschaften Zum Sünfzen vertreten<sup>6</sup>.

Ob mit diesen Namensgebungen Ironie im Spiel ist, wird sich noch zeigen. Wie sonst konnte eine reiche, vornehmlich im Fernhandel tätige städtische Oberschicht, die auch die Stadtpolitik bestimmte zu-

sammen mit höchsten geistlichen Würdenträgern und Rittergesellschaften den Esel als Symbol der Trägheit, den Stauf/Sturzbecher für unmäßiges Betrinken, den Gauch oder Narren als Sinnbild des gottlosen Menschen, das Fegefeuer als Abbild des Sünders, die Katze als Assoziation an sexuelle Ausschweifungen, Dämonen und Hexerei, den Juden als Ungläubigen, den Wurm oder Drachen mitsamt dem Löwen als Abbild des Teufels und die Mücke als Tier des Satans und damit Symbol der vergänglichen Welt für ihre Namensgebung wählen?

Dass hier ein Kanon von negativen Figuren und Charaktereigenschaften vorliegt, ist offensichtlich, wurde bis jetzt in diesem Zusammenhang jedoch noch nicht gewürdigt. Lediglich Christoph Heiermann, Autor einer ausführlichen Darstellung über die Konstanzer Patriziergesellschaft Zur Katz wunderte sich, dass die Konstanzer Gesellschaft »ausgerechnet die Katze als Namensgeberin für ihre Gesellschaft wählte, war doch gerade dieses Tier in der Symbolik des Mittelalters negativ besetzt«<sup>7</sup>.

Diese negative Besetzung der Katze reicht weit zurück. Bereits 1232 hielt Papst Gregor IX. die Inquisitionstribunale an, ein besonderes Augenmerk auf schwarze Katzen zu richten, da Ketzer, d. h. Abtrünnige der Amtskirche, den Dämon und Teufel in Gestalt einer Katze anbeten würden. Vor diesem Hintergrund wurden zur selben Zeit die Katharer verfolgt und 1307 der ebenfalls gnostische Templerorden vernichtet, dessen Mitgliedern unterstellt wurde, sie würden eine Katze verehren. Noch 1486 verkündete Papst Innozenz VIII., die Katze sei des Teufels Tier und aller Hexen Abgott. In der Malerei findet sich die Katze, wenn nicht in der Gesellschaft von Hexen auch in der Darstellung des letzten Abendmahls meist zu Füßen des Verräters Judas<sup>8</sup>. Doch das Omen eines unheilvollen Tiers reicht für die Katze viel weiter zurück. Es findet sich tatsächlich bereits in den apokryphen Schriften des Apostels Johannes. Dort werden Archonten und Äonen als geistige Kräfte und finstere Mächte beschrieben, die die Erde und die Menschen auf unheilvolle Weise beherrschen. Diese finsternen Mächte erscheinen als katzengesichtig, aber auch als Affen-, Drachen-, Schafbock-, Löwen-, Schlangen- und Eselsgesichter. Dante beschreibt in seiner um 1300 verfassten Göttlichen Komödie das Laster der Sinnlichkeit, d. h. der Wollust und der sexuellen Begierden als Katze in Gestalt eines Luchses<sup>9</sup>.

Der Esel, nach dem sich die Ravensburger Patriziergesellschaft bereits 1397 benannte, nimmt ebenfalls auf ein Laster Bezug, das mit der Trägheit des Herzens verknüpft ist. Im 18. Gesang der Göttlichen Komödie geht Dante näher darauf ein. Er beschreibt dort Menschen, die eine innere Entwicklung und Reinigung ihrer Seele aus Trägheit versäumen. Eine schlafende Frau, die auf einem Esel ruht und der der Teufel das Kopfkissen hält, symbolisiert diesen Zustand. Dieser rein spirituelle Vorgang war Sebastian Brant, als er 1494 mit seinem Narrenschiff einen Lasterkatalog herausgab, bereits nicht mehr geläufig. Er prangerte die Trägheit des Herzens dort bereits als rein irdische Faulheit im Sinne von nicht Arbeiten wollen an<sup>10</sup>. Der faule Weltmensch war daher auch



Abb. 3: Die Todsünde der Trägheit des Herzens als schlafende Frau auf einem Esel, der der Teufel das Ruhekissen hält. Augsburg 1400, in: Boeckler, Albert: Deutsche Buchmalerei der Gotik. Königstein im Taunus 1959, S. 33.



noch im 18. Jahrhundert ein beliebter Topos in den von der Kirche inszenierten Karnevalsumzügen, in denen als Bettler und Zigeuner Verkleidete die Faulheit darstellten<sup>11</sup>.

Die in den geheimen Schriften des Johannes erwähnte finstere Löwengesichtige Macht findet im Bibelzitat 1. Petrus 5,8 eine nähere Erklärung: »Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, zu suchen, welchen er verschlinge«. Darauf nehmen die romanischen Löwenskulpturen des 12. und 13. Jahrhunderts vor den Kirchenportalen Bezug, die einen Menschen im Griff haben und ihn verschlingen, während in der gotischen Malerei der Höllenrachen nicht selten als aufgesperrtes Löwenmaul dargestellt ist<sup>12</sup>. In Dantes Göttlicher Komödie erscheint der Löwe als Personifikation des Lasters des Stolzes und des Hochmuts.

Wollte man die Patriziergesellschaften Zum Löwen in Überlingen und Memmingen, deren Benennung zwar erst im 15. Jahrhundert überliefert ist, unter der Prämisse Löwe=Teufel bzw. Hochmut sehen, hätte auch ihr Gesellschaftname eine Negativbedeutung und würde sich damit problemlos in den Kanon der übrigen Benennung einfügen, die zusammen mit dem gottlosen Menschen, dem Ungläubigen, dem Sünder und dem Antichrist nichts anderes als die menschlichen Abgründe versinnbildlichen.

Diese menschlichen Abgründe analysierte bereits der bedeutendste Dichter der Spätantike, Clemens Prudentius (348–ca. 404) in seiner Gedichtsammlung unter dem Titel »Psychomachia« und beschrieb sie dort als Laster. Sein Zeitgenosse, der gelehrte Anachoret Evagrius Ponticus (345–399), der aus neuplatonischem und gnostischem Wissen schöpfte, begriff Laster als von Dämonen initiierte böse Gedanken im Menschen und bezog sich damit wiederum auf die Apokryphen des Johannes.

Meister Eckhart (um 1260–1327), Mystiker, Philosoph, Theologe und Zeitgenosse Dantes sah die Hölle im Sinne Ponticus' daher nicht irgendwo weit weg im Jenseits, sondern nannte sie einen inneren Zustand im Menschen, der sich, getrieben von Emotionen, Leidenschaften und vom Eigenwillen bewusst oder unbewusst von Gott absondert<sup>13</sup>. Dante (1265–1321) schließlich zeigt in seiner Göttlichen Komödie den Weg zur Überwindung dieser den Menschen beherrschenden finsternen Mächte auf, indem er in Begleitung seines geistigen Führers Vergil den siebenstufigen Läuterungsberg beschreitet und durchdrungen von göttlicher Gnade alle Laster, die den Weg zur Offenbarung und Erlösung blockieren, besiegt.

Diese uns heute gänzlich fremde mystisch-gnostisch geprägte Gedankenwelt war durchaus noch bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts innerhalb der Amtskirche präsent, wengleich ihre Vordenker stets von der päpstlichen Inquisition bedroht und als Häretiker verfolgt wurden. Die ebenfalls Mitte des 14. Jahrhunderts gegründeten Patriziergesellschaften dürfte daher mit der Spiritualität eines Dante, eines Meister Eckhart und des in Konstanz geborenen und in Ulm verstorbenen Eckhartschülers Heinrich Seuse/Suso (1295–1366) wohlvertraut gewesen sein. Sie konnten demzufolge in den sieben Todsünden 1. Hochmut, Stolz und Hoffart 2. Neid 3. Zorn 4. Trägheit des Herzens 5. Geiz und

Habgier 6. Überfluss und Luxus 7. Sinnlichkeit und Wollust eine auch für sie real vorhandene irdische Anhaftung sehen, die es zu erkennen und zu überwinden galt.

## DER SÜNFZEN – EIN LASTER

Es stellt sich nun die Frage, in wie weit die Patriziergesellschaften Zum Sünfzen in Lindau und Zum Seufzen in Basel in das vorgezeichnete Gedankengebäude einzufügen sind. Eine dritte Gesellschaft desselben Namens hatte sich 1457 in Zürich formiert. Dort handelte es sich um Fischergesellen, die eine »gesellen stuben, genannt zum Sünfftzen« eröffneten und sich damit von ihren Meistern in der Schiffsleutezunft separierten<sup>14</sup>.

Hält man daran fest, dass Sünfzen im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch im Sinne von Seufzen gebraucht wurde, dann bietet das zwischen 1731 und 1754 in Leipzig erschienene Universal-Lexicon von Johann Heinrich Zedler unter »Seufzen« eine erhellende Lösung an. Der Ausdruck »Wider jemanden Seufzen« erscheint dort als feststehender Begriff und wird anhand von neun Bibelziten belegt. Gegen jemanden Seufzen ist demzufolge ein Ausdruck von Zorn, Rachgier und Hass<sup>15</sup>. Unter anderem warnt der Apostel Paulus davor, einem Widersacher Übel und Unglück an den Hals zu wünschen, weil dies einem Murren wider Gott gleichkomme und eine Anmaßung Christi Richteramt bedeute. Zorn, Rachgier und Hass gehören zu den sieben Todsünden. Damit würde sich die neue Namensdeutung der drei Sünfzengesellschaften in Lindau, Basel und Zürich problemlos in den Kanon der übrigen, ebenfalls negativ besetzten Gesellschaftsnamen einreihen.

In Dantes Göttlicher Komödie begegnet der Dichter auf dem dritten Läuterungsberg bei seiner Reinigung vom Zorn einer Gruppe Männer, die entflammt von Zornesglut, einen Jüngling steinigen. Die Darstellung des Zorns beschränkt sich jedoch nicht nur auf Menschen, die in blinder Wut andere mit Steinen oder einem Schwert töten, sondern zeigt diese Zornigen in alten Bildquellen,



Abb. 4: Die Todsünde des Zorns: ein außer sich geratener Mann schlägt seine Frau. Im alten Sprachgebrauch wird Zorn mit »gegen jemanden Seufzen« ausgedrückt. Bayern 1431, in: Boeckler, Albert: Deutsche Buchmalerei der Gotik. Königstein im Taunus 1959, S. 46.

wie sie sich selbst ihre Kleider zerreißen, die Haare raufen oder mit verzerrtem Gesicht und zusammengekniffenen Augen geifern und unkontrolliert mit den Armen in der Luft rudern<sup>16</sup>.

Die Lindauer Sünfzengesellschaft, die seit 1380 nachweisbar ist, hat sich 1691 ein neues Wappen gegeben, das einen Laufbrunnen darstellt. Zuvor war das alte Wappenbild ein Männlein gewesen, von dem sich leider keine Darstellung erhalten hat<sup>17</sup>. Gut denkbar, dass dieses Männlein Gesten des Zorns zum Ausdruck brachte. Da im 17. Jahrhundert die tiefere Kenntnis über die Namensbedeutung des Sünfzen wohl bereits verloren gegangen war, konnte man sich auch das alte Wappen nicht mehr erklären und wick auf ein neues aus.

Die Züricher Fischergesellen waren 1457 nicht im Einvernehmen von ihren Meistern geschieden, um eine eigene Gesellenstube aufzumachen<sup>18</sup>. Dass sie dieses neue Gesellentrinkhaus dann Zum Zorn nannten, weil hier wohl Streit und Zorn die Triebfedern waren, zeigt, dass man im 15. Jahrhundert durchaus noch über die Bedeutung des Begriffs »Wider jemanden Seufzen« Bescheid wusste. Die Qualität des Ausdrucks hatte sich hier jedoch bereits verändert: er hatte keine allgemein gültige, spirituelle Bedeutung mehr im Sinne eines Lasters, das es zu überwinden galt, sondern bezog sich auf eine konkrete Handlung und Gefühlslage im Umfeld der Gesellen.

Mit der Namensgebung der mittelalterlichen Gesellschaften Zum Löwen/Laster: Hochmut, Zum Sünfzen/Laster: Zorn, Zum Esel/Laster: Trägheit des Herzens, Zum Stauf/Laster: Überfluss, Luxus und Völlerei, Zur Katz/Laster: Sinnlichkeit, ist der Katalog der sieben Todsünden nahezu erfüllt, wenngleich eine Benennung nach den beiden Lastern Neid und Geiz bislang in diesem Zusammenhang noch nicht offenkundig zu Tage getreten ist. Dazu kommen weitere Namensgebungen, die im weitesten Sinn eine Gotteseleugnung beinhalten wie den gottlosen Menschen/Zum Gauch und Narren, den Sünder/Zum Fegefeuer, den Ungläubigen/Zum Juden und den Satan/Zum Wurm-Drachen und zum Löwen.

Alle diese, in der jüngsten Vergangenheit stellenweise nur einzeln wahrgenommenen Namenskomponenten zeichnen damit zusammengenommen das Bild einer gewollten negativen Symbolik im Hinblick auf die Benennung hochangesehener Ritter- und Patriziergesellschaften sowie geistlicher spätmittelalterlichen Vereinigungen.

Diese Negativsymbolik lässt sich ebenso bei der Benennung ritterlicher Bündnis- und Turniergesellschaften beobachten, bei denen gleichfalls die Namen Zum Esel (Kraichgau/Heidelberg und Frankfurt), Zum Leopard und Löwen (Thüringen und Rheinland), aber auch Zum Gecken (=Modenarr/Kleve), Zu den Füchsen (=Falschheit/Mainz), Zum Bären (=Wollust/Franken) und gar zum Wolf (Schwaben) auftauchen, wobei mit letzterem nach Dantes Göttlicher Komödie doch noch die Laster der Gier und des Geizes angesprochen wären<sup>19</sup>.

Im Gegensatz dazu benannte sich die überwiegende Mehrzahl der mittelalterlichen Bündnis-, Turnier-, Ritter-, Patrizier- und geistlichen Gesellschaften mit positiv belegten

Namen, die sich als Gegenpol zu den Lastern und Todsünden die christlichen Tugenden, Marien- und Erlösungssymbole sowie Heilige auf ihr Panier geschrieben haben.

Zu nennen wären hier in erster Linie die Georgsgesellschaften in Danzig, am Mittel- und Niederrhein sowie in Franken einschließlich des St. Jörgenschilds in Schwaben, die Christophorusbank in Danzig, die St. Hubertusgesellschaften in Sayn und Jülich sowie die St. Wilhelmsgesellschaft in Geislingen, während sich die St. Oswald-Raben in Bayern, die Martinsvögel (Gans als Attribut des Hl. Martin) im Elsass und die Gesellschaft Zum Rad (des Hl. Georg) in Kleve speziell auf Attribute von Heiligen spezifiziert haben.

An die Marienverehrung knüpfen die Sterner bzw. die Sternengesellschaft in Basel und Soest, die Sitticher in Bayern und die Psitticher in Basel (Papagei), die Gesellschaften Zum Einhorn und Zur Jungfrau in Ölmütz, Thüringen und Bayern, die Vereinigung Zum Fürspang (Gürtelschnalle vom Gewand Mariens) in Franken, die Gesellschaften Zur Alten und Zur Grünen Minne in Hessen, Zur Rose als originäres Mariensymbol in Thüringen und Zum Mond als Attribut der von der Gottesmutter überwundenen Naturkräfte d. h. Laster in Hessen an.

Auf allgemeine Erlösungssymbole nehmen hingegen die Gesellschaften Zum Hl. Geist im Elsass, Zur Hl. Dreifaltigkeit in Lübeck, Zur Eidechse (=Feuersalamander) im Kulmer Land und Zum Greif in Wertheim Bezug<sup>20</sup>. In diesen Kontext passen auch die Artushöfe, die sich ebenfalls Mitte des 14. Jahrhunderts als Zusammenschlüsse der wohlhabenden Kaufmannschaft, d. h. der städtischen Oberschichten in Danzig, Elbing, Königsberg, Marienburg und Thorn gegründet hatten<sup>21</sup>. Die Namensgebung spielt dabei auf die um Erlösung ringenden zwölf Ritter der Tafelrunde mit dem sagenhaften König Artus an, wobei die zwölf Ritter in Bezug zu den zwölf Aposteln zu sehen sind, die mit Christus/Artus als geistig-seelischem Führer schließlich die Erlösung erlangen, die im Gralssymbol ihren Ausdruck findet.

Will man in den Gesellschaftsnamen Zum Rüden in Zürich, Zum Rüdenband in Schlesien/Böhmen, Zum Windhund in Franken und Zur Leitbracke in Baden und Unterschwaben<sup>22</sup> nicht ausschließlich Jagdmotive sehen, könnte man den Hund im Sinne Dantes hier auch als die Treue des Glaubens d. h. als die Standhaftigkeit im Glauben interpretieren. Auf diese Weise erscheint er an mittelalterlichen Tumbengräbern zu Füßen der dargestellten Verstorbenen.

Zuletzt soll hier auch noch die mittelalterliche Patriziergesellschaft der Vierundzwanzig in Hagenau angeführt werden<sup>23</sup>, die sich offensichtlich eine etwas ungewöhnliche Zahlensymbolik zugrundegelegt hat, die womöglich auf den Tag mit seinen 24 Stunden und damit das Gegensatzpaar Tag und Nacht anspielen könnte. Die weiterführende Auslegung der Symbolik im Sinne von Sonne/Tag und Mond/Nacht würde den bewussten, auf Gott ausgerichteten Verstand d. h. die göttlichen Tugenden (Tag und Sonne) den menschlichen Empfindungen, Gefühlen und Trieben d. h. den Lastern (Nacht und Mond) gegenüberstellen.



Das Bewusstsein, dass der Mensch sündig, d. h. mit Lastern beladen ist, fand im Mittelalter nicht nur in der Benennung hochoffizieller Gesellschaften seinen Ausdruck. Menschliche Laster und ihr positives Spiegelbild, die göttlichen Tugenden, waren ebenso Teil des geistlichen Schauspiels, kirchlicher Prozessionen und städtischer Fastnachtsumzüge, die diese Thematik bis ins 18. Jahrhundert transportierten. Auch in der mittelalterlichen Buch- und Kirchenmalerei und in der plastischen Kirchenarchitektur fand die Laster-Tugenddarstellung das ganze Mittelalter hindurch breite Beachtung. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass selbst die scheinbar gewöhnlichsten ornamentalen Verzierungen in mittelalterlichen Wohnstuben keinesfalls nur profane Schmuckemblem darstellen, sondern ganz konkret als verschlüsselte Erlösungs- und Ewigkeitssymbole zu betrachten sind, muss uns klar werden, dass das mittelalterliche Heilsbegehren nahezu alle Aspekte des damaligen Lebens durchwob. Und dieser Aspekt manifestiert sich nicht zuletzt auch in der Namensgebung des Sünfzen.

*Anschrift der Verfasserin:*

Beate Falk, Stadtarchiv Ravensburg, Kuppelnastr. 7, D-88212 Ravensburg  
eMail: beate.falk@ravensburg.de

## ANMERKUNGEN

1 KARO: »Sünfzen«, in: Schrr VG Bodensee 28 (1899) S. 115, 116; WOLFART, Karl: Die Patriziergesellschaft zum Sünfzen in Lindau, in: Schrr VG Bodensee 32 (1904) S. 3, 4.

2 KELLER, Sigmund: Patriziat und Geschlechterherrschaft in der Reichsstadt Lindau. Heidelberg 1907, S. 399, 400.

3 BECK, Wilhelm: Der Sünfzen in Lindau, in: Schrr VG Bodensee 49 (1921) S. 25, 26.

4 STOLZE, Alfred Otto: Der Sünfzen in Lindau. Das Patriziat einer schwäbischen Reichsstadt. Lindau, Konstanz 1956 S. 36–40.

LEXER, Matthias: *Mittelhochdeutsches Wörterbuch* Bd. II, Leipzig 1876 S. 946, 947, 1289, 1290.

5 KÄLBLE, Mathias: Patrizische Gesellschaften, in: *Spätmittelalter am Oberrhein, Alltag, Handwerk, Handel 1350–1525*, in: Lorenz, Sönke und Zotz, Thomas (Hg.): *Große Landesausstellung Baden-Württemberg im badischen Landesmuseum Karlsruhe*, Katalog Teil 2, Aufsatzband, Stuttgart 2002, S. 283–290.

*Geschlechtergesellschaften, Zunft-, Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten*, hg. von Fouquet, Ger-

hard, Steinbrink, Matthias und Zeilinger, Gabriel (*Stadt und Geschichte* Bd. 30), Ostfildern 2003.

HEIERMANN, Christoph: *Die Gesellschaft »Zur Katz« in Konstanz. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschlechtergesellschaft in Spätmittelalter und früher Neuzeit* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. XXXVII), Stuttgart 1999.

CORDES, Albrecht: *Stuben und Stubengesellschaften. Zur dörflichen und kleinstädtischen Verfassungsgeschichte am Oberrhein und in der Nordschweiz* (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte Bd. 38), Stuttgart, Jena, New-York 1993, zugleich Univ. Diss. Freiburg/Breisgau.

6 *Geschlechtergesellschaften* (wie Anm. 5) S. 116.

7 HEIERMANN (wie Anm. 5) S. 36.

8 ZUFFI, Stefano: *Katzen in der Kunst*, Köln 2007, S. 14–16, 46–72.

*Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bächtold-Stäubli, Hanns unter Mitwirkung von Hoffmann-Krayer, Eduard (Hg.), Bd. 4, Berlin, New-York 1987, S. 1113–1120.

9 ZICHNER, Martin: *Dantes geistige Botschaft. Die große Lebensspirale. Gedanken zu Dante Alighieri. La Divina Commedia*. Haarlem 1999.

10 BRANT, Sebastian: Das Narrenschiff. Übertragen von H. A. Junghans. Stuttgart 1964. Bibliografisch ergänzte Ausgabe 1998, S. 358–360.

11 FALK, Beate: Tiroler, Teufels-Plätz und Schneckenkönig. Die Figuren eines barocken Konstanzer Karnevalssumzugs aus dem Jahr 1778 und ihr Weiterleben in der heutigen Fasnacht, in: Schrr VG Bodensee 126 (2008), S. 118, 120, 121, 158.

12 HEINZ-MOHR, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Düsseldorf, Köln 1971, S. 190–192.

13 LARGIER, Nikolaus: Meister Eckhart. Werke I+II. Deutsche Klassiker. Frankfurt/M. 1993.

14 Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von A. Bachmann, E. Schwyzer, O. Gröger etc. Bd. 7, Frauenfeld 1913, S. 372.

Im Haus Zum Seufzen in Basel befand sich seit dem 14. Jahrhundert der Versammlungsort des Stadtadels und der Achtbürgergeschlechter. Diese Hohe Stube bestand bis ins 17. Jahrhundert unter der Stubengesellschaft Zum Seufzen. Das Gebäude wurde 1787 abgebrochen. Das Wappen der Gesellschaft zeigt ein bewehrtes Stadttor mit einer Zugbrücke. Freundliche Mitteilung von Dr. Hermann Wichers, Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt.

Im Staatsarchiv des Kantons Zürich findet sich der Hinweis auf die Gesellenstube genannt Zum Sünftzen im Jahr 1457 ZRB (Rats- und Richtbücher).

LUTZ, Albert: Jünglings- und Gesellenverbände im alten Zürich und im alten Winterthur. Diss., Zürich, Affoltern am Albis 1957, S. 127. Freundliche Mitteilung von Dr. Robert Dünki, Stadtarchiv Zürich.

15 ZEDLER, Johann Heinrich: Universal-Lexicon. Leipzig 1731–1754, Bd. 37 S. 711.

16 BLÖCKER, Susanne: Studien zur Ikonografie der Sieben Todsünden in der niederländischen und deutschen Malerei und Grafik von 1450 bis 1560 (Bonner Studien zur Kunstgeschichte Bd. 8) Münster, Hamburg 1993.

17 STOLZE (wie Anm. 4) S. 163.

18 LUTZ (wie Anm. 14).

19 RANFT, Andreas: Adelsgesellschaften. Gruppenbildung und Genossenschaft im spätmittelalterlichen Reich. Sigmaringen 1994, S. 357, 358.

ZICHNER (wie Anm. 9).

20 RANFT (wie Anm. 19) S. 357, 358.

21 Geschlechtergesellschaften (wie Anm. 5) S. 116.

22 RANFT (wie Anm. 19) S. 357, 358.

23 Geschlechtergesellschaften (wie Anm. 5) S. 116.



Martin Samland

# DIE CHRONIK DES KLOSTERS ISNY

## Historiographie und Wirklichkeit

Die Isnyer Abtei war innerhalb der oberschwäbischen Benediktinerkongregation das kleinste und unbedeutendste Kloster. Diese Tatsache führte auch dazu, dass es in der historischen Aufarbeitung bisher wenig Beachtung fand, wie ein Blick in die Forschungsliteratur belegt. Im Archiv des ehemaligen Klosters, das noch immer in nahezu unveränderter Form in Isny verblieben ist, finden sich aber eine Vielzahl interessanter Quellen, die es im Zuge der Erforschung der Geschichte des Klosters aufzuarbeiten gilt. Eine der interessantesten Quellen des Klosterarchivs stellt dabei die Chronik des Klosters Isny dar, die ein wichtiges Werk für die Frage nach dem Selbstverständnis des Klosters ist und auch für eine historiographische Untersuchung unter Beachtung mehrerer chronikaler Überlieferungen des Klosters ein ideales Konglomerat für die Forschung bildet. Die Untersuchung der Chronik stellt deshalb eines der vielen Bruchstücke dar, die für eine umfassende Geschichte der Abtei St. Georg zu Isny und zugleich der Klosterlandschaft im oberschwäbischen Raum notwendig sind. Während der Aushebung der Quellen aus dem Archiv und der anschließenden Untersuchung der Klosterchronik Isny wurde jedoch klar, dass aufgrund des Umfanges der für die Gesamthematik erhaltenen Quellen in Verbindung mit dem in dieser Hinsicht dürftigen Forschungsstand die vorhandene Bearbeitungszeit nicht ausreicht, um die Thematik in ihrem gesamten Umfang in allen Facetten ausreichend zu bearbeiten. Der inhaltliche Untersuchungszeitraum der Chronik wurde aus diesen Gründen deshalb von Anbeginn der Chronik bis auf das Jahr 1529 eingeschränkt.

## KURZE EINFÜHRUNG IN DIE GESCHICHTE DES KLOSTERS

Die unmittelbare Gründung des Klosters Isny hängt mit einer Welle von Klostergründungen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts im süddeutschen Raum zusammen, an der besonders die Familie der Grafen von Altshausen-Veringen maßgeblich beteiligt war<sup>1</sup>: Im Vorfeld der Klostergründung in Isny taucht der Name Veringen laut

der Klosterüberlieferungen zum ersten Mal am 15. Dezember 1042 auf. An diesem Tag ließen Graf Wolfrad von Veringen und seine Gemahlin Hiltrud durch den Konstanzer Bischof Eberhard eine Kirche zum Andenken an ihren als Kind verstorbenen Sohn Luitpold einweihen. Diese zu Ehren des Heiligen Jakob des Älteren und des Märtyrers Georg errichtete Kirche war schließlich auch der Ausgangspunkt für die Errichtung des Klosters.

Um das Jahr 1090 stifteten die Nachkommen der ersten Kirchengründer – der Graf Manegold von Veringen mit seiner Gemahlin Lietphild und deren Söhne Walther und Wolfrad, ferner die Schwester Manegolds, Irmingard, mit ihrem Sohn Manegold – das »jus proprietatis« an der Kirche in Isny und veranlassten den Ausbau der Kirche zur Abtei. Neben der Dotierung von zwölf Höfen folgten im Jahre 1096 weitere Güter aus dem Besitz der Grafenfamilie, die insgesamt etwa die Hälfte der damaligen Siedlung ausgemacht haben dürften. Mit der Erhebung zur Abtei im selben Jahr wurde ganz im Sinne einer monastischen Konventgründung ein Mitglied der Stifterfamilie zum ersten Abt berufen. Die ersten Mönche wurden aus Hirsau und Altshausen nach Isny verlegt.

Die Stifter veranlassten zudem durch die Beauftragung des Herrn Ottaker von Dengelshofen, dass das Kloster dem Schutz des Papstes unterstellt werden und ihm damit die »libertas« erworben werden sollten, denn nur unter der Schirmherrschaft des Papstes konnten die Mönche in Frieden residieren und es war ihnen eine freie Abtwahl sowohl aus der Mitte des Konvents als auch von außerhalb garantiert. Im Jahre 1106 schließlich wurde die Gründung von Papst Paschalis II. bestätigt. Das Kloster war damit vor äußeren machtpolitischen Einflüssen und Interessen geschützt.

Trotz seines marginalen Standes innerhalb der oberschwäbischen Benediktinerkongregation versuchte das Kloster aber immer, es den größeren Klöstern Oberschwabens gleichzutun und einverleibte sich dazu beispielsweise eine Reihe von Pfarreien um das geistliche Zentrum des Klosters, deren finanzieller Nutzen abgesehen von der Pfarrei in Rohrdorf aber eher gering war. Das Kloster Isny verfügte durch zahlreiche Stiftungen und Schenkungen über einen nicht unbeträchtlichen Grundbesitz. Aufgrund der weiten Streuung – der Grundbesitz erstreckte sich über das heutige bayerische und württembergische Allgäu, auch gehörten dem Kloster einige umfangreiche Güter bei Saulgau und Riedlingen – konnte das Kloster jedoch kein geschlossenes Territorium entwickeln und die Besitztümer standen im Geflecht der verschiedensten Interessen und politischen Konstrukte<sup>2</sup>. Dadurch geriet es in ein Konglomerat verschiedenster Interessen und musste seine Ansprüche oft mit finanziellen Einbußen vor Schiedsgerichten verteidigen. Die anfängliche Blütezeit des Klosters wurde neben der Unfähigkeit mancher Äbte in wirtschaftlichen Fragen größtenteils durch Katastrophen wie beispielsweise dem Brand von 1284 oder der Pest im Jahr 1350 zunichte gemacht.

Die Bestrebungen der Kastvögte, sich auf Kosten des Klosters finanziell zu bereichern, führte gerade mit der Familie der Erbtruchsess von Waldburg – die im Jahre 1306 die Vogtrechte über das Kloster und die Stadt Isny von den hoch verschuldeten Gra-

fen von Veringen gekauft hatten – immer wieder zu Streitereien. Auch das mangelhafte monastische Leben der teilweise wie Weltpriester lebenden Mönche rief den Unmut in der Ordenskongregation hervor und stand einem Aufstieg des Klosters innerhalb der Kongregation entgegen.

Im Jahr 1365 kauften sich die Isnyer Bürger für 9000 Pfund Heller von ihrem Vogtherrn, dem Truchsessen von Waldburg frei und Kaiser Karl V. nahm Isny als »des Heiligen Römischen Reiches Stadt« an. Dies bedeutete für die neue Reichsstadt zugleich auch einen immensen Zuwachs an Eigenständigkeit, während das Kloster immer noch unter der Herrschaft der Truchsessen von Waldburg stand. Die Reichsstadt Isny wandte sich wie viele Städte früh den Lehren der Reformatoren zu. Im Jahr 1529 nahm der Magistrat der Stadt Isny in Speyer an der »Protestation der evangelischen Stände<sup>3</sup>« teil, was endgültig zu einer Spaltung zwischen Kloster und Stadt führte. 1534 entfernten Isnyer Bürger aus der Klosterkirche sämtliche Bildwerke. Dieser Bildersturm war aber erst der Anfang, denn in den folgenden dreizehn Jahren sorgten die Isnyer Bürger dafür, dass niemand mehr von außen her den Gottesdienst in der katholischen Klosterkirche besuchen konnte. In der städtischen Kirche St. Nikolaus, die eigentlich dem Kloster inkorporiert war, wurde bereits fleißig die neue Lehre verkündet. Dies hatte auch unmittelbare Folgen für das Kloster, dem im Jahr 1548 lediglich noch drei Mönche angehörten. Nur mit Mühe konnte der Kastvogt die Mönche in Isny halten und schützen. Trotz der erheblichen Diskrepanzen zwischen dem Kloster und der Stadt kam es im Jahre 1583 mit dem Verkauf der Rechte an der Pfarrkirche zugunsten der Stadt zu einer Beruhigung des Konfliktes. Dennoch war das ausgehende 16. Jahrhundert für das Kloster weiter geprägt von ständigen Streitereien, Reformversuchen, wirtschaftlichem Niedergang und Hilfsmaßnahmen. Mehr als einmal stand das Kloster vor dem wirtschaftlichen Aus und geriet zudem in Gefahr, durch die oberschwäbische Benediktinerkongregation aufgrund mangelhafter und einem Kloster ungenügender und dringend reformbedürftiger Verhältnisse aufgelöst zu werden<sup>4</sup>. Der dreißigjährige Krieg, der von 1618–1648 wütete, fügte dem Kloster weitere schwere Schäden zu.

In den Jahren 1701 bis 1731 erlebte das Kloster unter dem 43. Abt Alphonsus II. (Alphonsus von Torelli) seine letzte Blütezeit. Diesem gelang es, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu konsolidieren. Durch diese wirtschaftliche Stabilität gelang es im Verlauf des 18. Jahrhunderts auch, wichtige Rechte des inzwischen hoch verschuldeten Hauses Waldburg zu erwerben, um sich so nach und nach von der Vogtherrschaft zu befreien. In eben dieser Zeit um 1750 erreichte das Kloster mit 26 Mönchen auch seinen höchsten Personalstand und ein Pater namens Wunibald Rottach begann damit, eine Klosterchronik zu erstellen, von der auch dieser Artikel im Schwerpunkt handelt.

Dieser Erfolg währte aber nicht lange, denn im Jahr 1803 fielen das Kloster und die Stadt im Zuge der Säkularisation an den Grafen Otto von Quadt-Wykradt. Nachdem mit dem Abt und Konvent ein Vergleich geschlossen wurde, der das weitere Schicksal der Klostergemeinschaft regelte, verließen die Mönche das Kloster.

War das Kloster in Isny zu Zeiten seines Bestehens eher unbedeutend und ohne großen machtpolitischen Einfluss, so ändert sich dies aus heutiger Sicht gewaltig. Das ehemalige Klosterarchiv stellt eine absolute Ausnahmeerscheinung in der historisch-klösterlichen Überlieferung Oberschwabens dar. Wurde das kulturelle Erbe der großen Klöster jener Zeit in aller Welt verstreut, so konnte sich das Archiv des kleinen und unbedeutenden Konvents allen Zeitläufen zum Trotz in Isny halten. Es findet sich immer noch an seinem ursprünglichen Platz in einem Seitentrakt der heutigen Pfarrkirche St. Georg und Jakobus des Älteren. Die Möglichkeiten, die sich aus diesem Glücksfall für die heutige Geschichtsforschung und damit vor allem für die Landes- und Regionalgeschichte ergeben, sind vielfältig. Umso erstaunlicher ist es, dass es in den letzten Jahren still um das Kloster und seine Geschichtsschreibung geworden ist. Bereits eine erste oberflächliche Sichtung der Findbücher und Urkundenregesten offenbart die dezidierten Möglichkeiten der Erforschung und Beschreibung einer Wirtschafts-, Besitz- und Rechtsgeschichte des Klosters<sup>5</sup>.

## BESCHREIBUNG DER CHRONIK UND IHRER VORLÄUFER

Die »*Chronica monasterii Isnensis ad S. Georgium anno Christi 1729 rediviva; seu posteritati noviter descripta, a primaeva fundatione potiora monasterii nostri nec non et reverendissimorum dominorum praesulum facta et vitae merita referens*<sup>6</sup>« ist ein handgeschriebenes und in lateinischer Sprache verfasstes Werk. In chronologischer Abfolge behandelt es die Zeit der Anfänge des Klosters Isny ab 1042 bis zum Jahr 1777, dem Todesjahr des 46. Abtes Basilius. Verfasst wurde die Chronik um 1750 von Pater Wunibald Rottach<sup>7</sup>, dessen Einträge bis zum Ende der Regierungszeit von Abt Leo 1746 reichen. Pater Georg Dobler<sup>8</sup> ergänzte um 1780 die Chronik um die Ereignisse in den Regierungszeiten des 45. Abtes Wunibald und des bereits erwähnten 46. Abtes Basilius bis ins Jahr 1777. Die Chronik ist in Glanzleder gebunden und ihre Seiten sind 29,5 cm hoch und 22,5 cm breit. Sie umfasst 237 sorgfältig und mit schwarzer Tinte beschriebene Quartblätter, die jeweils von einem ca. 5 cm breiten Rand gefasst werden. Auf diesem sind neben der jeweiligen Seitenzahl auch Schlagwörter, Ortsnamen und Datumsangaben vermerkt, die wohl wegen des fehlenden Inhaltsverzeichnisses eine bessere Übersicht ermöglichen sollen. Die 237 beschriebenen Blätter der Chronik bilden etwa  $\frac{2}{3}$  des gebundenen Buches, während  $\frac{1}{3}$  der Seiten leer geblieben sind. Die Chronik selbst befindet sich ihrem Alter entsprechend in einem sehr guten Zustand, alle Seiten sind vollständig vorhanden und die Schrift ist sehr gut lesbar<sup>9</sup>.

Wie der Titel der Isnyer Chronik schon besagt, handelt es sich um eine Abschrift einer bereits 1729 entstandenen Chronik. Dieser Umstand ist für die folgenden Untersuchungen von enormer Wichtigkeit, weil nur so eine korrekte Einschätzung der Isnyer Chronik vorgenommen werden kann. Die Recherchen im Klosterarchiv Isny ergaben ne-

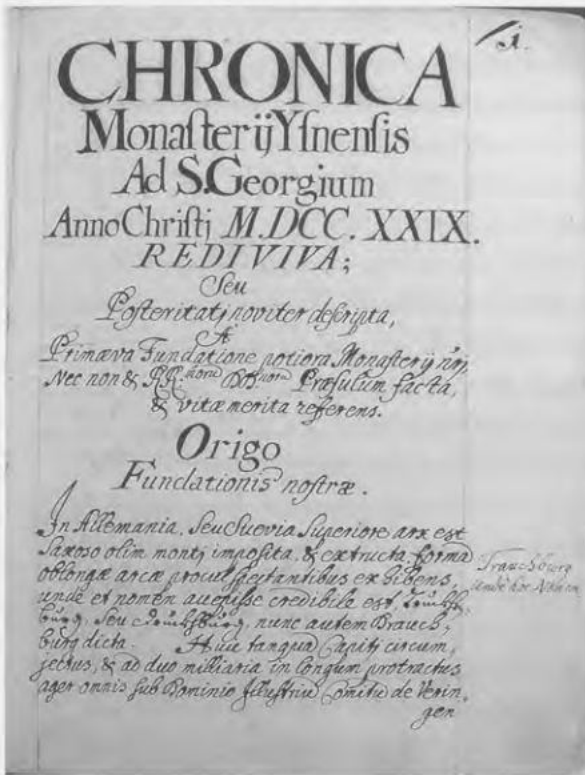


Abb. 1: Erste Seite der Chronik mit Titel

ben etlichen nicht in Frage kommenden chronikalischen Überlieferungen drei mögliche primäre Quellen oder Originale, von denen die Isnyer Version abgeschrieben worden sein könnte und auf die bereits in ihrem Titel hingewiesen wird<sup>10</sup>:

(1) Als erstes können aufgrund der Jahreszahl 1729 die »Chronikalischen Notizen<sup>11</sup>« eines noch unbekanntem Autors, die auf eben dieses Jahr datiert werden, als mögliche Vorlage herangezogen werden. Sie wurden für den 43. Abt Alphons Torelli verfasst, bestehen aus kurzen Erläuterungen und sind nach den Regierungszeiten aller Äbte bis hin zu Abt Torelli<sup>12</sup> gegliedert. Die Tatsache, dass diese Notizen aber außer ihrem Entstehungsjahr 1729 keine weiteren Parallelen zur »Chronica monasterii Isnyensis« von 1750 aufweisen, schließt

eine Einstufung als direkt abgeschriebene Vorlage aus und macht eine weitergehende Untersuchung und Differenzierung in diesem Zusammenhang nicht nötig. Die »Chronikalischen Notizen« von 1729 lassen sich vielmehr als eigenständiges Werk charakterisieren und eine direkte Bezugnahme auf die hier untersuchte Isnyer Chronik kann ausgeschlossen werden.

(2) Anders sieht es mit der in direktem Zusammenhang mit der Isnyer Chronik einzuschätzenden »Chronica« aus, die sich heute im Besitz der Fürsten-Familie von Waldenburg-Zeil-Trauchburg<sup>13</sup> befindet. Dieses Exemplar besteht aus insgesamt 316 Foliosseiten, wovon aber nur 286 beschrieben sind. Franz Ludwig Baumann bezeichnet dieses Exemplar als einen ersten Entwurf zur Isnyer Chronik, die nach seiner Meinung vom selben Autor stammt<sup>14</sup>. Ein Vergleich der beiden Handschriften lässt aufgrund der Unterschiede im Schriftbild aber auf einen anderen noch unbekanntem Autor schließen, und auch die These, dass es sich um einen bloßen Entwurf handelt, kann aus heutiger Sicht nicht als endgültig geklärt angesehen werden. Dass es sich bei der »Chronica« laut Baumann nicht um eine Reinschrift handeln kann, sondern um einen Entwurf, zeigen sicherlich die Streichungen und die Ergänzungen, die sich auf den Seitenrändern finden. Da diese aber teilweise aus einer anderen Feder stammen, lässt sich die ursprüngliche Verwendung wegen der in Schönschrift erscheinenden Lettern und dem Anschein einer



sorgfältigen Beschreibung der Blätter durch den ersten Autor nicht exakt als reiner Entwurf festlegen. Da auch die Streichungen erst später hinzugefügt worden sein könnten und die Schrift für einen Entwurf schon fast zu klar und ausgeglichen ist, kann man aus dieser rein oberflächlichen Sichtung nicht auf einen Entwurf schließen. Nicht bestreiten lässt sich allerdings aus dieser Sicht die Tatsache, dass die Zeiler »Chronica« vor der »Chronica monasterii Isnensis« entstanden sein muß, wie sich in dem folgenden kurzen Vergleich noch zeigt:

Als einer der größten Unterschiede zwischen beiden Chroniken erscheint das in den Chroniken behandelte Zeitfenster. Im Vergleich zum Isnyer Exemplar, das bis ins Jahr 1777 berichtet, reichen die Eintragungen der »Chronica« nur bis ins Jahr 1631, was aber noch kein Indiz für eine frühere Entstehungszeit sein muß<sup>15</sup>. Inhaltlich größere Unterschiede lassen sich lediglich am Beginn in den Abschnitten zu den ersten zwei Äbten nachweisen. Auf den diesen Kapiteln folgenden Seiten mit nahezu identischem Inhalt sind die Unterschiede lediglich stilistischer Natur.

Aus diesen stilistischen Unterschieden lassen sich aber Indizien dafür ableiten, dass die Zeiler »Chronica« als Vorlage der »Chronica monasterii Isnensis« diente, denn diese scheint im Vergleich zur Isnyer Ausgabe ihre Vorlagen etwas getreuer wiederzugeben. Dies wird vor allem bei den Orts- und Eigennamen deutlich, die in der »Chronica monasterii Isnensis« bereits in modernisierter Form wiedergegeben werden. So wird zum Beispiel aus »Benzweiller« der Zeiler Ausgabe die modernere Variante »Benzenweiler« in der Isnyer Version. Auch unterscheidet sich die »Chronica« stilistisch zum Beispiel in der Wortwahl und Umstellung von Sätzen in manchen Punkten von der Endfassung in der Isnyer Chronik. So werden beispielsweise in der Isnyer Version oft ausschmückende Adjektive ergänzt<sup>16</sup>.

Da es sich bei der »Chronica« aufgrund dieser eher als geringfügig einzustufenden Unterschiede um einen direkten Vorläufer der »Chronica monasterii Isnensis« handeln muß und die »Chronica« nachweislich von einem anderen Autor stammt, ist eine Datierung vor 1750 wahrscheinlich und auch eine Datierung auf 1729 durchaus möglich. Damit könnte Pater Rottach auf diese Chronik in seiner Überschrift verwiesen haben, wenn man davon ausgeht, dass er wirklich von dieser Chronik abgeschrieben hat<sup>17</sup>. Ein weiteres Indiz für eine Abschrift ist auch die fast identische Einleitung, mit der beide Werke beginnen<sup>18</sup>. Aber es wäre, wie die dritte Möglichkeit nun zeigen wird, auch durchaus möglich, dass beide Autoren unabhängig voneinander die gleiche Vorlage für ihre Chronik verwendet haben.

(3) Eine genauere Untersuchung der möglichen Vorlagen brachte dieses um hundert Jahre ältere Manuskript zum Vorschein, das ebenfalls als primäre Quelle in Frage kommt. Es handelt sich um die gegen 1629 entstandene Chronik<sup>19</sup> von Pater Johannes Eisele<sup>20</sup>.

Diese von Hand geschriebene und in Latein verfasste Chronik beginnt mit der Regierungszeit des zweiten Abtes Landolt und endet im Jahre 1629, welches in die Regierungszeit des Abtes Jacobus II. fällt, der bis 1634 dem Kloster vorstand.

In Folge wurden von vier weiteren Händen sehr kurze Eintragungen vorgenommen, die bis ins Jahr 1638 reichen. Die 30,5 cm hohe und 19 cm breite Chronik wurde im 18. Jahrhundert mit einem rot-weiß marmorierten Kleisterpapier gebunden und bekam vermutlich auch erst in diesem Jahrhundert den Titel: »Annales monasterii Isnensis a tempore seu a foundationis anno nimirum reparatae salutis 1042 usque ad annum 1636«. Zusammen mit der Neubindung der Chronik wurden auch zwei ältere doppelbeschriebene Blätter in Schmalfolio mit in die Chronik eingebunden, die um das Jahr 1515 entstanden sind und sich dem Pater Christian Sinwel zuordnen lassen. Auf dem ersten Blatt findet sich die Weihenotiz der Kirche in Isny von 1042. Es folgen Nekrologeinträge der Gründungsfamilie der Veringer, dann Gründungs- und Dotierungsnotizen des Klosters und schließlich Notizen über den Einzug des Konventes und Informationen über den ersten Abt des Klosters, Manegold. Auf dem zweiten Blatt findet sich eine weitere Weihenotiz der Kirche in Isny. Es folgt die Gründungsnotiz des Klosters 1096 und eine Abtreihe, die bis zum 27. Abt Philipp von Stain reicht. Die »Annales monasterii Isnensis« besteht mit den Veränderungen des 18. Jahrhunderts aus insgesamt 198 Seiten, wobei die 31. Seite in der rechten oberen Ecke starke Beschädigungen aufweist und damit ein Teil des Textes nicht mehr lesbar ist. Auch fehlen die Seiten 97–112, deren Text aber vermutlich Anfang des 19. Jahrhunderts teilweise rekonstruiert und auf vier extra eingefügten Blättern mit eingebunden wurde<sup>21</sup>. Neben diesen Einfügungen wurden auf den letzten beiden Seiten im 18. Jahrhundert auch Abschriften von zwei römischen Steininschriften hinzugefügt, deren Ursprung sowohl direkt vom Stein selbst als auch als Abschrift einer älteren nicht mehr erhaltenen Quelle gewesen sein kann.

Diese im Klosterarchiv Isny wieder entdeckte Chronik kann man mit Sicherheit als einen reinen Entwurf betrachten, da sie neben einem unruhigen Schriftbild zahlreiche Streichungen, Einschübe und Verbesserungen des Autors enthält. Auch die Seitenaufteilung, die einen etwa 8–9,5 cm breiten Rand auf der linken Seite aufweist, was in etwa der Mitte der Seite entspricht, lässt diesen Schluß zu. Der Autor teilte so die Seite, um Platz für etwaige Verbesserungen, Anmerkungen und Einschübe frei zu halten, wovon er auch des öfteren Gebrauch machen musste, was ebenfalls einer Reinschrift widerspricht. Ob es zu diesem Entwurf der »Annales monasterii Isnensis« überhaupt eine Reinschrift gab, ist nicht bekannt. Wenn ja, dann ist diese mit ziemlicher Sicherheit nicht mehr im Klosterarchiv zu finden und deshalb vermutlich auch nicht mehr erhalten.

Ein direkter Vergleich der »Annales monasterii Isnensis« von Pater Johannes Eisele mit der »Chronica monasterii Isnensis« von Pater Wunibald Rottach, bestätigt die These, dass es sich bei der »Chronica monasterii Isnensis« um eine Abschrift der »Annales monasterii Isnensis«<sup>22</sup> handelt. Natürlich kann man in dieser Hinsicht nicht von einer hundertprozentigen



Abschrift sprechen, denn es gibt Unterschiede, die hier anhand einiger Beispiele kurz gezeigt werden:

Einer der Hauptunterschiede ist sicherlich die Einschlebung von Textstellen in den Fließtext der Isnyer Version, die im Entwurf auf der linken Seite als Nachträge oder Einschübe stehen<sup>23</sup>.

Der zweite Unterschied ist die chronologische Ordnung oder dem Textverständnis besser dienliche Verschiebung ganzer Textstellen, die im Entwurf zwar im Fließtext, aber letztlich in der Isnyer Version an anderer Stelle stehen<sup>24</sup>.

Zu den kleineren Unterschieden können die zahlreichen stilistischen Änderungen gezählt werden, wie Wortdrehungen, Ergänzungen, Umformulierungen oder Verbesserungen mit gleichem logischen Inhalt, die wohl in den Augen des Verfassers zum besseren Textverständnis beitragen sollten<sup>25</sup>.

Als eher negativ für den heutigen Historiker erweisen sich die fehlenden Quellenangaben für bestimmte Ereignisse, die im Entwurf der »Annales monasterii Isnensis« an vielen Stellen expliziter benannt werden, die aber in der ausformulierten Isnyer Version im Fließtext fehlen und als eher störend betrachtet wurden<sup>26</sup>.

Zuletzt soll noch das Beispiel einer verwendeten Streichung herangezogen werden, die allem Anschein nach bei Johannes Eisele nicht in dieser Form im Text erscheinen sollte, aber dann in der Endfassung der Isnyer Version von Wunibald Rottach wörtlich

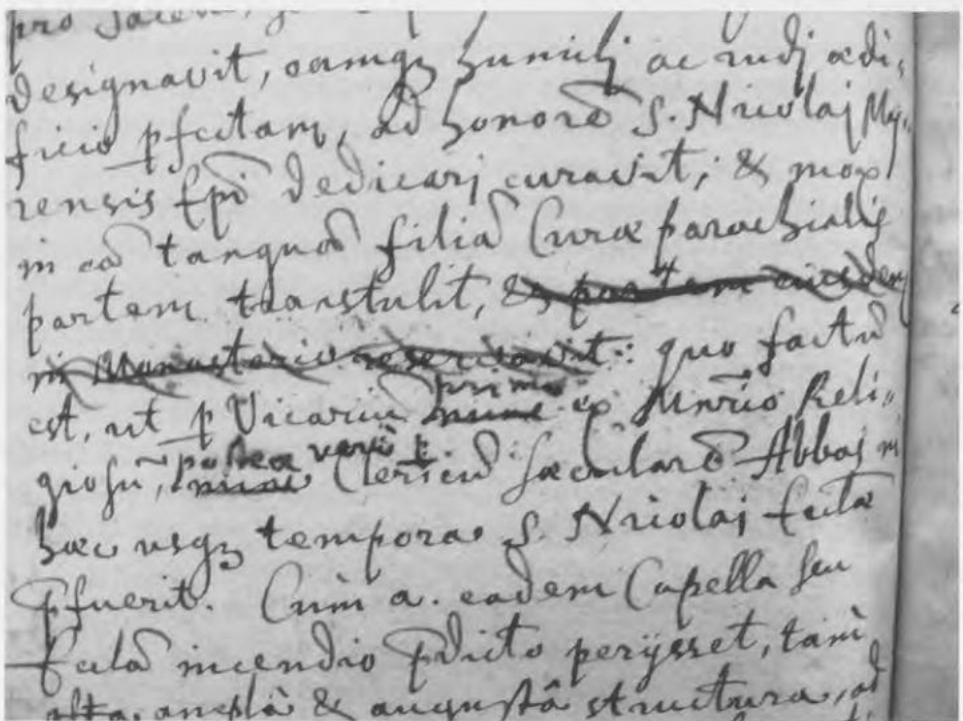


Abb. 2: Das Bild zeigt die betreffende Stelle mit der Streichung, die von Johannes Eisele der Farbe der Tinte nach bereits während des Schreibens selbst vorgenommen wurde.

übernommen wurde. Hier heißt es: »[...] et mox in eam tanquam filiam curae parochialis partem transtulit, et partem eiusdem in monasterio reservavit<sup>27</sup>.«

Gleich wie bei den Unterschieden der Isnyer Chronik zur Zeiler »Chronica« ergeben sich hier noch einmal zusammengefasst folgende Unterschiede, die denen des vorangegangenen Vergleiches nahe kommen: Zum einen stimmt wie im vorangegangenen Vergleich das Zeitfenster nicht überein, denn die Eintragungen von Pater Johannes Eisele reichen lediglich bis ins Jahr 1629, während die Isnyer Chronik zumindest aus der Hand Pater Rottachs bis 1747 fortgeführt wird. Neben den stilistischen Unterschieden, die bereits beispielhaft gezeigt wurden, erweist sich hier vor allem der erste Abschnitt als unterschiedlich, da die »Annales monasterii Isnensis« erst mit der Regierungszeit des 2. Abtes Landolt einsetzen. Teilweise wurden in der Isnyer Chronik Passagen in die Regierungszeit des 1. Abtes Landoldus verschoben, die in den »Annales monasterii Isnensis« erst beim 3. Abt Werner zu finden sind<sup>28</sup>.

Die Tatsache, dass damit auch dieser Entwurf starke Parallelen zur Isnyer Chronik aufweist, eröffnet die Hypothese, dass sich Pater Rottach in seinem Verweis in der Überschrift um 100 Jahre vertan haben könnte. Anstatt 1729 müsste die korrekte Bezeichnung dann 1629 heißen. Auch würde sich dann der in der Zeiler Chronik nicht zu findende Abschnitt aus den noch 4 erhaltenen Seiten von 1515 mit der Kirchenweihe von 1042 erklären, den Pater Rottach wörtlich zitiert und der in den »Annales monasterii Isnensis« mit eingebunden wurde<sup>29</sup>.

Allgemein betrachtet lässt sich aus den gemachten Beobachtungen zunächst einmal feststellen: Die »Annales monasterii Isnensis« muß immer als die erste Fassung beider nachfolgenden Chroniken eingestuft werden, weil sie die älteste Chronik ist und die Zeiler- und die Isnyer-Version klar auf diese zurückzuführen sind. Die Übereinstimmungen der »Annales monasterii Isnensis« als der ersten Fassung überhaupt mit der »Chronica« und der »Chronica monasterii Isnensis« als jüngste und umfangreichste Version lassen aber drei andere Kopiervarianten zu, die sich aus den bisher gemachten Beobachtungen ergeben:

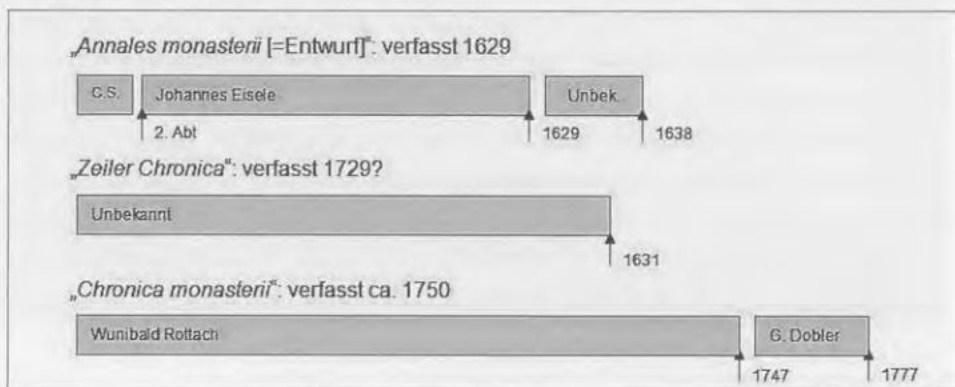
- Zum einen soll zunächst noch einmal betont werden, dass die Zeiler »Chronica« auf der »Annales monasterii Isnensis« beruht, weil sich durch die Ergebnisse des Vergleiches eine Vielzahl von Parallelen zu den Unterschieden der Isnyer Chronik mit der Zeiler Version finden lassen, die letztendlich den Schluß nahe legen, dass die Zeiler »Chronica« näher an der »Annales monasterii Isnensis« als Vorlage liegt, als die erst später folgende Isnyer Abschrift<sup>30</sup>. Damit wäre es durchaus möglich, dass die Isnyer Handschrift eine reine Abschrift der Zeiler Version ist, ohne die Beachtung der fast hundert Jahre älteren »Annales monasterii Isnensis« von Johannes Eisele. Dies kann aber als eine reine Hypothese betrachtet werden, da ein direkter Nachweis noch nicht erbracht wurde und dies einen erneuten und direkten Vergleich zwischen den beiden Chroniken und dem frühen Entwurf von 1629 unter diesen neuen Gesichtspunkten unbedingt notwendig macht.

- Zum anderen wäre es möglich, dass Pater Wunibald Rottach beide als Entwürfe charakterisierten Chroniken als Vorlage für das Isnyer Exemplar verwendete. Hierfür sprechen zum einen die fast identische Einleitung, die auch in der »Chronica« verwendet wird und zum anderen die Ergänzung der Weihenotiz aus den eingeklebten Blättern der »Annales monasterii Isnensis«, auf deren Ursprung aus dem Bruchstück eines Manuskriptes der Autor extra hinweist<sup>31</sup>.
- Als dritte und eher unwahrscheinliche Variante lassen die gemachten Beobachtungen auch den Schluss zu, dass das Zeiler Werk zwar auf den gleichen Vorentwürfen der »Annales monasterii Isnensis« basiert, die auch Pater Rottach verwendete, die Unterschiede bei den ersten beiden Äbten aber auf eine dritte, noch nicht entdeckte Vorlage basiert, auf die beide Schreiber zurückgegriffen haben. Somit wäre eine direkte Verwendung der Zeiler »Chronica« als Vorlage nicht mehr gegeben. Diese Annahme ist jedoch wieder als eine reine Hypothese zu betrachten, weil der Nachweis dieser Quelle eine bisher nicht geleistete Arbeit darstellt.

Abschließend lässt sich aber aus den bisherigen Beobachtungen mit Sicherheit feststellen, dass die Zeiler »Chronica« auf jeden Fall als ein direkter Vorgänger oder als ein Mittelwerk zwischen der »Annales monasterii Isnensis« und der »Chronica monasterii Isnensis« zu betrachten ist, ganz unabhängig davon, welche Teile explizit von welcher Vorlage übernommen wurden und dass die »Annales monasterii Isnensis« deshalb als ein reiner Entwurf zu betrachten ist, während die Zeiler »Chronica« ursprünglich wohl als Reinschrift konzipiert war und später durch die »Chronica monasterii Isnensis« als klare Reinschrift abgelöst wurde.

## DIE AUTOREN

Aus den bisher erbrachten Recherchen und Ergebnissen ergeben sich folgende Autoren, deren Leistungen der Übersichtlichkeit wegen hier graphisch dargestellt werden sollen:



Damit sind es vor allem zwei Autoren für die Isnyer Chronik, die für den hier gewählten Untersuchungszeitraum bis ins Jahr 1529 von Bedeutung sind. Als erster Autor muss zunächst Pater Johannes Eisele genannt werden, aus dessen Hand der Entwurf stammt. Der zweite für den Untersuchungszeitraum relevante Autor ist Pater Wunibald Rottach, der den im Untersuchungszeitraum liegenden Teil der Isnyer Chronik von Pater Eisele oder von dem noch unbekanntem Autor der Zeiler »Chronica« kopiert hat.

Von beiden Mönchen ist relativ viel erhalten, weil beide jeweils gleichzeitig in ihrer Funktion als Chronist auch dem Kloster als Abt vorstanden. Neben den chronikalischen Überlieferungen finden sich im Archiv deshalb einige Schriftstücke, die aus den Federn derselben stammen und die eine eindeutige Zuordnung der vorliegenden Arbeiten ermöglichen<sup>32</sup>. Des Weiteren lässt sich zumindest für beide das ungefähre Eintrittsdatum ins Kloster durch die erhaltenen »*schedae professionis*«<sup>33</sup> rekonstruieren.

Die Unterschiede zwischen dem Entwurf der »*Annales monasterii*«, der Zeiler »*Chronica*« und der Isnyer »*Chronica monasterii*« wurden bereits angesprochen. Um die nachfolgenden Ausführungen zunächst nicht unnötig zu verkomplizieren, soll die Zeiler »*Chronica*«, bis eine genauere Analyse ihres Verhältnisses als Zwischenstück zu den beiden anderen chronikalischen Arbeiten vorliegt, in den folgenden Untersuchungen ausgeblendet werden, die rein auf der Basis eines Vergleiches zwischen Johannes Eisele und Wunibald Rottach stattgefunden haben. Auf dieser Autorenebene verglichen, bedeuten die Unterschiede, dass Pater Wunibald Rottach über die nötigen Lateinkenntnisse verfügte, um Sätze stilistisch zu verbessern und chronologisch nötige Umstellungen vorzunehmen oder die in den »*Annales monasterii*« an späterer Stelle nachgetragenen Einschübe in der Isnyer Reinschrift an die richtige Stelle zu rücken. So verbessert er auch eine Kuriosität im Entwurf Eiseles, die auf einen Flüchtigkeitsfehler in der Interaktion zwischen Deutsch und Latein hinweist. So wird aus »*Albertus Blaurer erat Vogt auf Trauchburg.*« im Entwurf<sup>34</sup> die Umschreibung:

»*N. praefectus in Trauchurgeo tempore erat Albertus Blaurer*« in der Isnyer Chronik<sup>35</sup>.

Dass bei einer Abschrift aber auch so manches vergessen werden kann lässt sich auch hier belegen. So vergisst Rottach in einer Urkunde, in der ein Vergleich zwischen dem Isnyer Abt Berthold und dem Abt von Kempten Friedrich zitiert wird, bei der Nennung der Zeugen den Hildeprandus de Werdenstain, der in der Vorlage und selbstverständlich auf der Originalurkunde<sup>36</sup> noch genannt wurde<sup>37</sup>.

Diese Verbesserungen und Umstellungen sowie die eigenständige Fortführung der Chronik, die ab 1629 einsetzt und bis ins Jahr 1747 reicht, verdeutlichen, dass Wunibald Rottach nicht einfach nur abgeschrieben hat, sie sprechen auch für seine Fähigkeiten als eigenständiger Autor. Auch bei der Abschrift lassen sich durchaus Momente einer kritischen Betrachtungsweise der Vorlage ableiten, was sich unter anderem durch die Ergänzung von Zeiten oder Namensalternativen verdeutlichen lässt<sup>38</sup>.

Eine absichtliche inhaltliche Veränderung der Vorlage Eiseles lässt sich anhand dieser kritischen und ergänzenden Momente aber nicht belegen. Trotz dieser geringen

Unterschiede ist es deshalb zu einem anderen Zeitpunkt einer Untersuchung nicht unerheblich, die Intention des Autors folglich nicht gänzlich auf Wunibald Rottach zu beziehen, sondern sie ist größtenteils im eigentlichen Urheber dieses Teils der Chronik, in der Person Johannes Eisele zu suchen<sup>39</sup>.

## DIE IN DER CHRONIK VERARBEITETEN QUELLEN BIS 1529

Für die im Untersuchungszeitraum liegenden Schilderungen dienten dem Autor bis ins Jahr 1529 in einer ersten allgemeiner gehaltenen Betrachtung die Geschichtswerke von:

Bertholdus-Bernoldus von Konstanz, Cäsar Baronius, Johannes Nider, Martin Crusius, Wilhelm Eisengrin, Caspar Bruschius, Sebastian Münster, Mathäus von Pappenheim und Johannes Hoch sowie die Chronik der Stadt Lindau. Hinzu kommen der Auszug aus einem unter Abt Marquard erstellten Traditionenverzeichnis, welches heute nicht mehr erhalten ist und auch schon zur Zeit der Chronikerstellung einen schlechten Zustand aufwies<sup>40</sup>, sowie übernommene Einträge aus dem »Nekrolog<sup>41</sup>« und Einträge aus dem »Langen und dem Weißen Briefbuch« des Klosters<sup>42</sup>. Ob die für die Chronik verwendeten Urkunden aus den jeweiligen Kopialbüchern entnommen wurden oder ob die Originale rezipiert wurden, lässt sich im Moment nicht mit absoluter Gewissheit sagen und müsste für den jeweiligen Fall extra geprüft werden. Eine Auswertung der in den Kopialbüchern verzeichneten Urkunden fehlt bisher.

Die folgende Aufstellung zeigt Vorgänge, deren Quellen zunächst ohne Prüfung offenbar zitiert wurden, im Verhältnis auf die in der Chronik verwiesenen Quellen oder zu den frei geschilderten Sachverhalten:

Zitiert	46	20 %
Verweis	196	80 %
Gesamt	242	100 %

Da viele in der Chronik verarbeiteten Quellen auch heute noch erhalten geblieben sind, ist es möglich, diese mit der Chronik zu vergleichen. Ein Abgleich der zitierten Quellen mit diesen erhaltenen Originalquellen ergab, dass diese im Originalwortlaut<sup>43</sup> zitiert wurden. Eine absichtliche inhaltliche Veränderung lässt sich folglich nicht ableiten. Das heißt im Umkehrschluss aber auch, dass die verloren gegangenen und in der Chronik zitierten Quellen mit aller Wahrscheinlichkeit korrekt wiedergegeben wurden.

Dass außerdem der Inhalt der nicht zitierten Quellen einen hohen Grad an Authentizität aufweist und damit inhaltlich als richtig wiedergegeben einzustufen ist, ergab ebenfalls ein Vergleich mit dem erhalten gebliebenen Quellenmaterial. Geprüft wurden



für diesen Teil der Untersuchung stichprobenartig einige Vorgänge auf deren inhaltlich richtige Wiedergabe. Als Beispiel sei hier die Reise des 13. Abtes Berthold III. zu Papst Nikolaus III. um das Jahr 1278 angeführt, die erfolgte, um sich durch eine päpstliche Bulle unter anderem die Bestätigung aller Privilegien und Rechte des Klosters bestätigen zu lassen. Eine Überprüfung der entsprechenden Urkunde ergab, dass dieser Sachverhalt entsprechend richtig geschildert wurde und auch die Reise lässt sich mit einer entsprechenden Urkunde nachweisen<sup>44</sup>.

Die Chronik vermittelt insgesamt einen geschlossenen Eindruck, das heißt, dass alle Quellen, die dem Autor damals zur Verfügung standen, von ihm selbst im richtigen Verhältnis zueinander ausgewählt und an passender Stelle eingearbeitet wurden. Auch hier hat der Autor, wie eine Untersuchung der Leerstellen<sup>45</sup> zeigt, gewissenhaft gearbeitet. Geprüft wurden dafür anhand der Urkundenregesten im Archiv, wie viele Urkunden bei den jeweiligen Äbten überliefert sind, von deren Taten die Chronik nichts oder wenig zu berichten weiß und folglich keine Angaben macht. Die folgende Tabelle listet dazu alle Quellen unter der Bedingung einer eindeutigen Zuordnung zu einem Abt und damit ihrer eindeutigen Datierbarkeit auf.

Aus dieser Aufstellung können durchaus auch verschiedene Phasen der Klosterentwicklung abgeleitet werden. Für die unmittelbare Gründungszeit interpretiert Joseph Kerkhoff beispielsweise das Fehlen von Quellen als ein Zeichen des Niedergangs des Klosters, der erst ab 1166 unter dem 4. Abt Marquard gestoppt wurde und dass das Kloster danach einen erneuten Aufschwung erlebte, wie mit den zahlreichen Schenkungen im eingefügten Traditionenverzeichnis belegt werden kann<sup>46</sup>.

<b>Werinher</b> , 3. Abt (1123 – 1166 = 43 Jahre Amtszeit) Keine Urkunden überliefert. Die erste erhaltene Urkunde ist auf das Jahr 1189 datiert.
<b>Burkardus</b> , 5. Abt (1194–1215 = 21 Jahre Amtszeit) <u>Gesamtbestand</u> : 1 Urkunde 1 nicht erwähnte Urkunde: Austausch von Leibeigenen 1205 (Klosterarchiv C, Urkunde 3/2)
<b>Albert</b> , 6. Abt (1215–1228 = 13 Jahre Amtszeit) keine Urkunden überliefert
<b>Conrad I.</b> , 9. Abt (1250–1261 = 11 Jahre Amtszeit) Gesamtbestand 1 nicht erwähnte Urkunde: Kauf – Lehen u.a. Rohrdorf 1253 (Klosterarchiv C, Urkunde 11/9)
<b>Rudolph I.</b> , 10. Abt (1261–1265 = 4 Jahre Amtszeit): <u>2 Urkunden</u> : 1. Schenkung, in der Chronik nichtigerweise auf 1262 datiert und trotzdem Conrad I. zugeordnet. (Klosterarchiv C, Urkunde 12/10) 2. Verkauf eines Hofes in Ettensberg 1264, in der Chronik dem falschen Abt zugeordnet (Klosterarchiv C, Urkunde 13/). Damit ergibt sich für Conrad 1 nicht erwähnte Urkunde und für Heinrich keine Quellenzuweisung.
<b>Heinrich I.</b> , 11. Abt (1265–1267 = 2 Jahre Amtszeit) Keine Urkunden überliefert (Falschdatierung in der Chronik)
<b>Herimann</b> , 12. Abt (1267–1269 = 2 Jahre Amtszeit) keine Urkunden überliefert
<b>Nikolaus</b> , 19. Abt (1380–1382 = 2 Jahre Amtszeit) 1 überlieferte Urkunde: Lehensvergabe Blöderzhofen 1381 (Klosterarchiv C, Urkunde 20B/169)



Neben kleinen Fehlern in der Zuordnung sind, wie in der Tabelle veranschaulicht wird, also keine für die Chronik relevanten Quellen für die Amtszeit der betreffenden Äbte überliefert, von denen auch die Chronik dementsprechend kaum etwas oder gar nichts zu berichten weiß.

Ein etwas kurioses Beispiel für eine solche falsche Zuordnung ist die Wiedergabe einer Schenkung durch Rudolph, Graf von Montfort im Jahre 1262<sup>47</sup>. Diese Schenkung wird dem 9. Abt Conrad I. zugeordnet, der aber laut dem Chronisten selbst bereits 1261 verstarb. Diese Schenkung hätte er Rudolph I. zuordnen müssen, von dem er aber nur folgendes zu berichten weiß:

»De hoc abbate nil exstat, nisi quod fuerit exutus dignitate abbatiali, et depositus, cum quatuor annis abbatiae administrationem tenuisset. Causa ignota<sup>48</sup>.«

In Bezug zur Quellenauswahl fällt auf, dass im Verlauf der Chronik die verwendeten Originalquellen immer weniger zitiert als vielmehr frei wiedergegeben werden. Dies ist ein klarer Hinweis darauf, dass die zu Beginn der Chronik angefangene Zitierweise höchstwahrscheinlich zugunsten der Abschrift aus den Kopialbüchern und Regesten aufgegeben wurde und damit nur der juristisch oder inhaltlich relevante Teil der Urkunde mit in die Chronik aufgenommen wurde<sup>49</sup>. Besser als in der Isnyer Reinschrift lässt sich dies im Entwurf der »Annales monasterii Isnensis« nachweisen, in dem es stellenweise so scheint, als wären die relevanten Teile in tabellarischer Aufzählung der chronologischen Zeitenfolge entsprechend wörtlich übernommen worden und die mit Quellenangaben versehenen Stellen markieren die Eckpunkte für eine bessere Orientierung der Entnahmen aus den entsprechenden Büchern. Das würde sich als Hypothese mit den Umständen der Entstehungszeit der »Annales monasterii Isnensis« erklären lassen. Da der Entwurf auf das Jahr 1629 zurückgeht und damit inmitten des 30-jährigen Krieges entstand, könnte es sich vielleicht ergeben haben, dass die Originalurkunden und Schriftstücke, nachdem Johannes Eisele zunächst noch Zugang zu ihnen hatte, ausgelagert oder aus Sicherheitsgründen unter Verschluss gehalten wurden und er die Informationen aus den Kopialbüchern und Regesten entnehmen musste<sup>50</sup>. Diese Tendenz lässt sich auch – zunächst als weitere Hypothese bis eine Untersuchung der gesamten Chronik vorliegt – auch auf die gesamte Chronik übertragen, die immer weniger Zitate zu bringen scheint und zugunsten einer freieren Wiedergabe mit dem ersten Teil der Chronik stilistisch bricht.

## SEKUNDÄRE QUELLEN UND DIE BIBLIOTHEKSKATALOGE

Im Zusammenhang mit den verwendeten Geschichtswerken, die in der Chronik im Untersuchungszeitraum verarbeitet wurden, ergab eine Sichtung der zwei – im Gegensatz zur Bibliothek selbst – noch erhalten gebliebenen Bibliothekskataloge folgendes Bild:

Der erste der beiden Kataloge<sup>51</sup>, der um das Jahr 1625 entstanden ist, der ebenfalls von Johannes Eisele erstellt wurde und somit also im unmittelbaren Kontext der Entstehung der »Annales monasterii Isnensis« um 1629 zu sehen ist, führt lediglich zwei der in der Chronik verarbeiteten Autoren auf. Zum einen Cäsar Baronius<sup>52</sup> und zum anderen Arnoldus Wion<sup>53</sup>. Auf beide Werke wird in der Chronik aber nur verwiesen und der Inhalt frei in den Kontext der Chronik eingefügt. Aus diesem Sachverhalt kann man zunächst schließen, dass Johannes Eisele nur diese zwei Werke für seine Chronik zur Verfügung hatte. Die Unübersichtlichkeit des Kataloges rechtfertigt aber eine Überprüfung des jüngeren Kataloges, der ein Jahrhundert später angefertigt wurde und in dem alle Autoren, die in der Bibliothek zu finden waren, in einem vorangestellten Index aufgelistet sind, was eine Recherche ungemein erleichtert.

Im zweiten Bibliothekskatalog<sup>54</sup>, der um 1735 entstanden und von Pater Alphons Hirschfeld<sup>55</sup> angelegt ist, finden sich drei der in der Chronik erwähnten Autoren. Diese sind Cäsar Baronius, der auch schon im ersten Katalog zu finden ist und die Autoren Johannes Nider<sup>56</sup> und Casparus Bruschius<sup>57</sup>. Von den beiden letzteren wird lediglich aus Johannes Niders »Formicarius« zitiert. Auch findet sich ein Werk von Martin Crusius in diesem Katalog. Hierbei handelt es sich aber nicht um die in der Chronik zitierten »Annales Suevici«, sondern um eine Arbeit zur griechischen Grammatik<sup>58</sup>.

In den über hundert Jahren, die zwischen den beiden Katalogen liegen, so scheint sich aus diesem Vergleich zu ergeben, ist das das Werk von Arnoldus Wion verloren gegangen und zwei neue Autoren sind hinzugekommen. Dies scheint ein ganz normaler Prozess zu sein, dennoch liegt die Vermutung nahe, dass bereits um 1625 auch das Werk von Casparus Bruschius in der Bibliothek zur Verfügung stand. Eine explizite Analyse der Bibliothekskataloge und eine Erfassung des Gesamtbestandes in den jeweiligen Katalogjahren steht indes noch aus. Den Verlust von einigen Büchern kann man mit zwei Ereignissen erklären, zum einen dem dreißigjährigen Krieg, der seit 1618 tobte und dem verheerenden Klosterbrand von 1631<sup>59</sup>. Das im ersten Katalog nicht erwähnte Werk kann aufgrund der Unübersichtlichkeit des Kataloges dennoch an anderer Stelle verzeichnet sein. Außerdem lässt sich die im ersten Katalog fehlende Ausgabe von Casparus Bruschius aufgrund ihrer Entstehungszeit von 1551 durchaus auch über hundert Jahre früher einordnen. Sie kann damit bereits in der Bibliothek vorhanden und ebenfalls an anderer Stelle im Katalog von 1625 verzeichnet gewesen sein. Dies ist zugegebenermaßen noch kein Beweis für deren Existenz in der Klosterbibliothek zur Zeit Johannes Eiseles um 1625, aber ein weiteres, viel stärkeres Indiz würde für diese These sprechen:

Geht man davon aus, dass das Werk von Casparus Bruschius bereits 1625 in der Klosterbibliothek vorhanden war, so wird in der Chronik auf alle in der Bibliothek zugänglichen Werke nur verwiesen. Dies macht auch durchaus Sinn, denn jeder Mönch des Klosters hatte damit Zugang zu diesen Werken, vorausgesetzt natürlich, er konnte lesen. In der anfänglichen Aufzählung der in der Chronik verarbeiteten Quellen war aber von weit mehr Geschichtswerken die Rede. Diese sind aber nicht in den Bibliotheks-

katalogen verzeichnet und waren damit also auch nicht unmittelbar für den interessierten Leser zugänglich.

In beiden Bibliothekskatalogen fehlen die Werke von Bertholdus-Bernoldus von Konstanz<sup>60</sup>, Martin Crusius, Wilhelm Eisengrin<sup>61</sup>, Sebastian Münster, Mathäus von Pappenheim<sup>62</sup> und Johannes Hoch<sup>63</sup> sowie die Eintragungen der *Chronik der Stadt Lindau*<sup>64</sup>.

Es macht also durchaus Sinn, dass diese Autoren wörtlich zitiert werden, weil ihre Schriften nicht in der Bibliothek vorhanden und damit nicht für jeden zugänglich waren. Damit werden auch die nötigen Abschriften aus diesen Geschichtswerken, die für die Geschichte des Klosters relevant waren, in den eigenen Bestand – zumindest als Teil der *Chronik* – übernommen.

Eine Ausnahme in dieser Argumentation bildet Sebastian Münster, der auch nicht im Bibliothekskatalog zu finden ist und auf dessen Werk dennoch nur verwiesen wird. Diese Ausnahme kann man aber durchaus erklären, weil Sebastian Münster von 1537–1542 Pfarrer in der Stadt Isny war. Die »*Cosmographia*« wurde nur zwei Jahre später fertiggestellt und es liegt durchaus auf der Hand, dass die Stadt aus dieser Verbindung zu Sebastian Münster im Besitz einer Ausgabe der »*Cosmographia*« war, zu der auch Johannes Eisele jederzeit Zugang haben konnte<sup>65</sup>.

Diese Argumentationsweise würde dann auch implizieren, dass das einzige im Bibliothekskatalog von 1735 enthaltene und von Johannes Eisele zitierte Werk des »*Formicarius*« erst nach der Entstehung der »*Annales monasterii Isnensis*« 1629 angeschafft wurde und dementsprechend auch erst im zweiten Bibliothekskatalog aufgeführt ist. Da der »*Formicarius*« von Johannes Nider in seinem letztem Abschnitt auch auf Magie und Zauberei eingeht und ausführlich über die Hexenverfolgungen des Berner Landvogtes berichtet, wäre es durchaus möglich, dass er irgendwann nach dem Dreißigjährigen Krieg (also nach 1648), in welchem die Hexenverfolgung in Mitteleuropa großen Zuspruch bekam, und nach dem Entstehen des Bibliothekskataloges von 1735 angeschafft wurde<sup>66</sup>.

Ein weiterer Aspekt, der sich aus der Sichtung der Bibliothekskataloge ergibt – gleichgültig welche Werke zur Zeit Eiseles tatsächlich in der Bibliothek zu finden waren – ist die Tatsache, dass Johannes Eisele doch recht umfangreiche Rechercharbeiten für die Erstellung der »*Annales monasterii Isnensis*« betrieben hat. Ein breit gefächelter Blick über die Geschichtswerke seiner Zeit muss von Nöten gewesen sein, um auf deren Bezugnahme auf das Kloster Isny zu stoßen. Wie er an diese Informationen genau kam, lässt sich nur teilweise rekonstruieren: Zum einen sicherlich ähnlich wie beim Historiker von heute durch Sichtung der in Frage kommenden Werke. Zur damaligen Zeit war dies aber nicht so einfach wie heute. Die Dichte der Informationslandschaft und die Möglichkeit der neuen Medien, die eine übersichtliche Katalogisierung ermöglichen und die entsprechenden Findmittel bereitstellen, waren nicht vorhanden. Auch waren die entsprechenden Werke nicht in einer Auflage wie heute verfügbar, was bedeutet, dass wie im Fall von Isny, nicht jedes Werk zur Verfügung stand. Zum anderen ist eine Möglichkeit der Recherche von damals hier sicher im umfangreichen Schriftverkehr mit anderen Klöstern

zu sehen<sup>67</sup> und außerdem durch die im Archiv noch fragmentarisch vorhandene Sammlung von »Auszügen aus der Literatur zur Klostergeschichte<sup>68</sup>«, die noch einige abgeschriebene Fremdarchivalien enthält. Diese Abschriften könnten demnach durch Fernleihen, Abschriften vor Ort oder Antworten auf Anfragen des Klosters Isny entstanden sein. Diese zeitraubende Arbeit inmitten des Dreißigjährigen Krieges und die nachgewiesene Authentizität des Inhaltes sind die große Leistung des Johannes Eisele, die ihn klar von den anderen Autoren der Chronik abhebt.

## DER NEKROLOG ALS QUELLE DER CHRONIK

Wie schon Franz Ludwig Baumann richtig bemerkte, handelt es sich bei dem im ehemaligen Klosterarchiv in Isny befindlichen Totenbuch<sup>69</sup> nur um eine Abschrift eines verloren gegangenen Totenbuches, die von Pater Georg Neher um 1790 angefertigt wurde<sup>70</sup>. Die Recherchen im Archiv ergaben, dass der Verbleib des alten Totenbuches im Archiv des Fürsten von Quadt zu Wykradt und Isny mit dem heutigen Stand der Findmittel ausgeschlossen werden kann. Der Verbleib des Originals ist daher ungewiss. Ob es tatsächlich, wie Baumann behauptet, mit der Isnyer Klosterbibliothek verkauft wurde oder ob es sich immer noch an anderer Stelle im Archiv befindet, ist ungeklärt.

Über den Stellenwert des Totenbuches für die Geschichtswissenschaft gibt Baumann folgendes an: »Wie werthvoll dieselbe [Nekrolog] war, beweisen die wenigen Einträge, welche in der Klosterchronik wörtlich aus ihr entlehnt wurden [...]»<sup>71</sup>. Über den Stellenwert der Chronik selbst zieht er dementsprechend folgende Schlußfolgerung: »Von Werth sind sonach in dieser Geschichte nur die wenigen Angaben aus dem nunmehr verschwundenen Todtenbuche [...]»<sup>72</sup>. Hier hat Baumann im Zusammenhang mit dem verschwundenen Totenbuch wohl Recht, was fehlt ist allerdings der Nachweis seiner These.

Um die Bedeutung der Chronik für den verschollenen Nekrolog zu ermitteln, soll zunächst die Abschrift betrachtet werden. Vergleicht man die Todesdaten der Äbte mit dem »Mortilogium Isnense« so fällt zunächst einmal auf, dass der Nekrolog einige der Sterbedaten genauer, oder überhaupt angibt. Ein solcher Fall ist beispielsweise beim zehnten Abt Rudolph I. gegeben, von dem die Chronik zwar das Datum der Resignation indirekt angibt, aber kein Sterbedatum nennt<sup>73</sup>. Dies ist in diesem Zusammenhang ungewöhnlich, weil der Autor der Chronik den Nekrolog des öfteren als Quelle für seine Angaben angibt: »De quo sic in *M.S.mortilogio* nostro ad [...]»<sup>74</sup>.

Die These, dass die Angabe eines genauen Datums für den Inhalt der Chronik nicht relevant sei, kann in diesem Zusammenhang nicht gelten, da, wenn immer es möglich war, die Todesdaten angegeben wurden. Die Formulierung »wenn immer es möglich war« bezieht sich nun auf die These, dass auch im verschollenen Nekrolog, von dem allem Anschein nach eine exakte Abschrift von Georg Neher gefertigt wurde, dieses Datum nicht verzeichnet war. Wenn es verzeichnet gewesen wäre, dann hätte der Autor



der Chronik – und gemeint ist in diesem Fall Johannes Eisele um 1629 – sicher darauf zurückgegriffen. Diese Behauptung impliziert nun, dass das »Mortilogium Isnense« keine hundertprozentige Abschrift des verschollenen Totenbuches sein kann, sondern von Pater Neher redaktionell bearbeitet und mit den vermeintlich richtigen Daten ergänzt wurde.

Für diese These sprechen noch weitere Anhaltspunkte, die sich ebenfalls aus dem Vergleich der Todesdaten der Äbte mit dem »Mortilogium Isnense« ergeben:

Das Todesjahr des 17. Abtes Johannes I. wird in der Chronik mit dem »IV. Idus mai« angegeben, was nach heutiger Zeitrechnung dem 12. Mai entspricht. Das »Mortilogium Isnense« gibt als Todesdatum aber den 4. Mai 1363 an.

Diese Diskrepanz legt die Vermutung nahe, dass der alte Nekrolog das Datum im alten römischen Format angab. Es ist also durchaus möglich, dass sich Pater Neher bei der Umrechnung vertan hat und anstatt wie angegeben von den Iden zurück zu rechnen, von den Nonen zurück gerechnet hat<sup>75</sup>.

Dass die Abschrift Nehers – abgesehen von einem Vergleich mit den Daten der Chronik – fehlerhaft ist, zeigen auch folgende Eintragungen: Der Tod des 25. Abtes Georg I. wird mit dem 4. April 1648 anstatt 1476 angegeben. Hier kommt es ganz klar zu einer Verwechslung des Todesjahres mit dem 37. Abt Wolfgang, der am 4. April 1648 verstarb und dessen Jahresangabe in derselben Spalte ein paar Zeilen weiter unten weggelassen wurde. Ebenso vergisst Pater Neher in seiner Abschrift einen Tag einzutragen und so fehlt der 13. Dezember völlig, er wird einfach übersprungen.

Wenn also der Nekrolog für die Chronik verwendet wurde, von dem auch die Abschrift Nehers stammt, so sind die Datumsangaben in der Chronik mit Sicherheit genauer in ihrer Ausführung, sofern diese überhaupt vorhanden waren und nicht, wie im Fall der Abschrift des Nekrologs erkennbar, mit höchster Wahrscheinlichkeit zu späterer Zeit ergänzt wurden. Die gleiche These gilt dabei auch für die wichtigsten Einträge, die Todesdaten der weltlichen Herrscher in der Chronik nachweisen: So wird in der Chronik Isnay das Todesdatum des Kaisers Friedrich Barbarossa nur mit dem Jahr 1190 angegeben, während die Nekrolog-Abschrift hingegen den 10. Juni 1190 als genaues Todesdatum benennt.

Vieles spricht für diese These und in diesem Fall trifft es damit auch zu, dass die Chronik eine wichtige Ergänzung zu den Aufzeichnungen der Abschrift Nehers ist, wenn nicht sogar noch mehr und damit zur Verbesserung der Nekrolog-Abschrift beitragen kann.

In der Chronik selbst wird bei der Datumsangabe kein einheitliches Schema beibehalten. So wechselt die Chronik in ihrer Angabe zwischen der alten römischen Schreibweise und der modernen Variante. Das heißt, auch Johannes Eisele beziehungsweise Wunibald Rottach, die ebenfalls Ergänzungen vornahmen, könnten sich durchaus bei der Abschrift und Umschlüsselung dieser Daten verrechnet haben<sup>76</sup>.

Es zeigt sich abschließend also, dass es fatal wäre, wenn man in dieser gesamten Argumentationsführung nicht die unbedingte Notwendigkeit im Auge hätte, das ältere Nekrolog zu finden und mit den Daten in der Chronik und mit der vielleicht fehlerhaften Abschrift Nehers abzugleichen, um so die Lücken in der Forschung endgültig zu schließen. Im Moment jedoch verbleibt der Verweis auf die Authentizität der Chronik. Mit dieser Annahme können nun zunächst auch die Lücken in der chronologischen Zeitfolge der frühen Äbte, die im Untersuchungszeitraum liegen, ergänzt und verbessert werden<sup>77</sup>. So lange also die Aufzeichnungen des früheren Nekrologs, von dem bisher noch nicht einmal die Entstehungszeit bekannt ist, nicht geprüft wurden, ist es schwer, die Diskrepanzen zwischen den Aufzeichnungen der Chronik und den Angaben der Abschrift Nehers hundertprozentig einzuordnen.

## DER INHALT DER CHRONIK BIS 1529

Im bearbeiteten Untersuchungszeitraum werden in der »*Chronica monasterii Isnen-sis*« die Ereignisse von den Anfängen des Klosters mit der Kirchenweiheung 1042 bis zum Ende der Regierungszeit Philippus I. 1529 behandelt<sup>78</sup>. In Zahlen ausgedrückt lassen sich bis ins Jahr 1529 insgesamt 242 verschiedenartige Vorgänge charakterisieren, die aufgrund ihrer jeweiligen Charakteristik auch unabhängig von der Chronik nachweisbar sein müssten. Den größten inhaltlichen Anteil<sup>79</sup> an der Chronik im Untersuchungszeitraum haben Schenkungen, meist von Grundbesitz. An zweiter Stelle folgen diverse Rechtsgeschäfte, welche die Stellung und die Beziehungsgeflechte des Klosters innerhalb der territorial-politischen Ordnung veranschaulichen. An dritter Stelle folgen Käufe, auch hier meist von Immobilien. Diese Spitzengruppe vermittelt nicht nur in diesem Zahlenspiel, sondern auch beim Lesen der Chronik insgesamt den Eindruck, dass das Kloster Isny über ein weitläufiges territoriales Besitztum verfügte, das sich stetig vermehrt haben muß. Auch behauptet das Kloster in der Chronik stets seine Stellung innerhalb der lokalen territorialen Ordnung, hier meistens gegenüber der Stadt Isny, durch diverse Verträge und Vergabe von Rechten.

Insgesamt betrachtet, machen Schenkungen, Käufe, Stiftungen und die Vergabe von Rechten und Privilegien über 50% des Inhalts der Chronik im Untersuchungszeitraum aus. Eher negativ behaftete Ereignisse wie Verkäufe, die das territoriale Gebilde verkleinern oder Einschränkungen von Rechten werden kaum beschrieben.

Damit vermittelt die Chronik zumindest für diesen Zeitraum einen positiven Eindruck, vor allem des ökonomischen Bereichs des Klosters. Es entsteht durchaus der Eindruck für den unkritischen Leser, es mit einem Kloster zu tun zu haben, dessen Geschichte und Stellung im Machtgefüge der damaligen Zeit von nicht geringer Bedeutung war. Lehensgaben, eine der Haupteinnahmequellen des Klosters, werden kaum benannt. In der Chronik wird dadurch ein leicht beschönigendes Bild der



Klostergeschichte gezeichnet, denn im Gegensatz zum Eindruck, den die Chronik vermittelt, konnte ein geschlossenes territoriales Gebilde durch die weitläufige Streuung des Grundbesitzes nicht entstehen und auch die wirtschaftliche Situation des Klosters war nicht immer die Beste. Davon ist allerdings in der Chronik kaum die Rede.

Dass sich der Autor mit diesem Bild dennoch größtenteils an die ihm überlieferten Vorgaben gehalten hat, wird aus folgender Prüfung deutlich: Geprüft wurden hierzu nur die Urkunden, die im Untersuchungszeitraum von 1189 (Datum der ältesten im Archiv erhaltenen Urkunde) bis 1529 (der Resignation Abt Philippus I.) liegen und noch immer im Archiv erhalten sind. Daraus ergibt sich folgendes Gesamtbild im Bezug auf die Lehensvergaben und die Verkäufe des Klosters<sup>80</sup>:

Lehensvergaben	281	28,5 %
Verkäufe	28	2,9 %
Gesamtzahl	986	100,0 %

Die Lehensvergaben machen mit fast 30 % einen Großteil der erhaltenen Urkunden aus. Dass der Chronist diese nicht alle erwähnt hat, kann man ihm nicht vorwerfen, weil diese für den Inhalt der Chronik nicht von herausragender Bedeutung sind. Dazu würde ein Blick in die Kopialbücher völlig ausreichen. Auch in Bezugnahme auf die Verkäufe kann man dem Autor damit keine Beschönigung in der Quellenauswahl vorwerfen, weil diese mit knapp 3 % im Verhältnis gesehen auch nur einen kleinen Teil des wirtschaftlichen Einkommens ausmachten und die territorialen Verluste im Untersuchungszeitraum damit als sehr gering zu bewerten sind. Zum anderen wirkt die Chronik in ihrer aufzählenden Weise der Schenkungen etwas überladen und die zusätzliche Nennung weiterer Lehensvorgänge hätte ihren chronikalen Charakter vollends zu einem monotonen Kopialbuch degradiert.

Dass der Autor geschickt von eher negativ behafteten Vorgängen abgelenkt hat, ohne mit dem Operanten einer einseitigen Quellenauswahl oder Manipulierung von Quellen zu arbeiten, sollen folgende Beispiele verdeutlichen:

(1) «Anno Domini MCCCXLIV. venditur a Conrado praedium in dem Riedt, et rursus ab ementibus conventui traditur pro anniversario ipsis celebrando<sup>81</sup>.»

Dieser Verkauf ist im Grunde völlig überflüssig, da der Hof für die Stiftung eines Jahrestages wieder zurückgegeben wird. Wieso die Käufer nicht gleich einen Jahrestag stiften, bleibt ein Rätsel. Am ehesten kann es sich bei diesem Vorgang um ein kurzfristiges Kreditgeschäft gehandelt haben, bei dem der Hof zunächst als Sicherheit diente. Positiv scheint der Verkauf für das Kloster allemal gewesen zu sein, weil er sich letzten Endes als »Makulatur« mit doppeltem Gewinn für das Kloster erweist.

(2) «Anno 1439 comparat emit redditus aliquos et mortuaria in Talhofen, Baldenhofen, et Friesenhofen. Eodem vendit fundum cum certo reservato prope molendinum superius. Nota: anno 1440

*ars impressoria reperta est per Joannem Guttenbergium. Anno 1442 fundatur anniversarius a Joanne rectore ecclesiae in Engelhalmshofen. Alia item exigua fundatio*<sup>82</sup>.«

Im zweiten Fall wird ein Grundstück »unter einem bestimmten Vorbehalt« verkauft. Welcher dies ist wird aber verschwiegen. Dem Verkauf unmittelbar vorangestellt ist aber ein Kauf von einigen Einkünften und Erbfällen. Dem Verkauf folgt eine Notiz, die auf die Erfindung des Buchdrucks verweist und im Anschluss wird wieder auf die Stiftung eines Jahrtages ein paar Jahre später hingewiesen:

Dem Vorgang des Verkaufs sind also von beiden Seiten positive Ereignisse beigegeben, und er wird deshalb bei der Lektüre in dieser aufzählenden, monoton wirkenden Weise leicht überlesen werden, weil sich der Leser schnell dem Gedanken der Buchdruckerkunst widmet.

Beide Verkäufe erscheinen also in einem eher positiven Sinne für das Kloster. Es ist keine Rede davon, wieso man verkaufen musste und beide Geschäfte erwecken den Eindruck, das Kloster profitiere am meisten davon. Auffällig ist außerdem, dass beiden Verkäufen unmittelbar Jahrtagsstiftungen folgen. Einem eher negativ behafteten Geschäft – dem Verkauf von wertvollem Grundbesitz – wird damit sofort ein positives Ereignis beigegeben.

Neben der Schilderung von Rechtsgeschäften, die meistens mit dem Erwerb von Grund oder anderen Besitztümern zu tun haben, folgen anteilmäßig die Wiedergabe von sekundären Quellen, zu denen auch die bereits besprochenen Werke anderer Autoren gehören und die Bestätigungen von Rechten durch die kirchliche Verwaltungszugehörigkeit zur Diözese Konstanz. Diese zumeist zitierten Quellen nehmen in der Chronik einen hohen Textanteil ein, was auch gut für die Syntax der Chronik ist, denn so wird mit den oftmals monoton erscheinenden Aufzählungen der wirtschaftlichen Begünstigungen gebrochen und auch die chronologische Zeitordnung aufgehoben, um mit Vor- oder Rückblicken bestimmte Sachverhalte, die interessantere Informationen für den Leser beinhalten, zu erörtern, was die Chronik inhaltlich immens aufwertet.

Eine der interessantesten Eintragungen der Chronik stellt jedoch aus heutiger Sicht eine Grabungserlaubnis dar, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts vom damaligen Abt Georgius II. erteilt wurde und deren Verbleib heute unbekannt ist:

*»Eodem anno [1490 / 1497] Georgius Mauz, et Conradus Geist cives Ysnenses a d. Georgio abbate facultatem fodendi, et quaerendi occultata quondam /:quo casu incertum est:/ bona et vasa aurea, argentea, clenodia, cuprum in monte, et fundo monasterii proprio, et bettmaur dicto, erui solita, litteris cum certis conditionibus, quantum cuilibet de repertis bonis competeret, super hoc expeditis*<sup>83</sup>.«

Bei dieser Erlaubnis des 26. Abtes Georgius II. handelt es sich mit ziemlicher Sicherheit um eine der frühesten Grabungserlaubnisse, die für Schwaben und deutschlandweit überhaupt nachweisbar sind. Dass sich der Autor dabei aber der archäologischen Bedeutung noch nicht bewusst war, zeigt die Tatsache, dass er nicht nachvollziehen konnte, wer diese Schätze dort vergraben haben soll. Dass es sich dabei um römische Hinterlassenschaften handelte, wie eine Grabung in den 60-er Jahren des 20. Jahrhun-

derts ans Licht brachte, kam ihm dabei nicht in den Sinn. Das dürfte für Johannes Eisele um 1629 auch nicht weiter verwunderlich sein, denn die Archäologie als Wissenschaft war noch nicht bekannt. Etwas anders sieht es jedoch bei dem noch unbekanntem Schreiber der Zeiler »Chronica« oder bei Wunibald Rottach aus, die beide trotz der Einarbeitung der frühen römischen Inschriftensteine in die Chronik auch hier keinerlei Assoziation zu den Römern herstellten. Auch hier lässt sich jedoch anführen, dass sich archäologische Forschungsmethoden erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts sukzessiv durchsetzten und die Archäologie erst hundert Jahre später langsam als Wissenschaft anerkannt wurde. Hätten die beiden frühen Schatzsucher wirklich bedeutende und damit in irgendeiner Form in der Klosterschreibung dokumentierte Funde gemacht, so wäre eine Assoziation zu den Römern sicherlich hergestellt worden<sup>84</sup>.

Insgesamt betrachtet, kann man den Inhalt der Chronik zumindest für den Untersuchungszeitraum als zu »immobilienlastig« sehen. Interessante Geschichten für den Leser finden sich weniger, dafür dominiert der monoton wirkende Charakter der Aufzählungen zu stark. Im Zusammenhang mit der Untersuchung der gesamten Chronik ist dieser Aspekt aber ein Phänomen der Historiographie jener Zeit, der auf die Sicherung des Grundbesitzes abzielt und sich im Gesamtzusammenhang auf den ersten Blick wieder zu relativieren scheint.

## ZUSAMMENFASSUNG

Wie die Analyse der »Chronica monasterii Isnensis« ergab, hat Wunibald Rottach – zumindest in dem hier gewählten Untersuchungszeitraum – wenig selbständigen Anteil an der Chronik. Neben einigen Ergänzungen am Anfang und leichten strukturierenden – redaktionellen Veränderungen handelt es sich um eine wörtliche Abschrift der »Annales monasterii Isnensis« von Johannes Eisele.

Die Zeiler »Chronica« ist als Mittelwerk zwischen den beiden Chroniken einzuordnen. Hier besteht nun angesichts der fast identischen Einleitung, die in der »Annales monasterii Isnensis« fehlt, die Möglichkeit, dass die Isnyer Chronik eine direkte Abschrift der Zeiler Chronik ist. Eine genaue Untersuchung der Zeiler »Chronica« in diesem Zusammenhang steht jedoch noch aus. Fest steht lediglich, dass ganz unabhängig davon, welche Teile explizit von welcher Vorlage übernommen wurden, die »Annales monasterii Isnensis« als ein reiner Entwurf zu betrachten ist, während die Zeiler »Chronica« ursprünglich wohl als Reinschrift konzipiert war und später durch die »Chronica monasterii Isnensis« als Nachfolger und klare Reinschrift abgelöst wurde. Der äußere Aufbau der Chronik trägt durch seine chronologische Ordnung, die sich nach den Amtszeiten der Äbte richtet, eine einheitliche Struktur. Die inhaltlich – textimmanente Sichtweise zeigt eine recht vielfältige Darstellung der Geschichte, die sich im Querschnitt aus der Klosterüberlieferung und durch Ergänzung aus anderen Geschichtsquellen ergibt:

Unabhängig von der Urheberschaft der Chronik wurden neben den Geschichtswerken einiger bekannter Autoren der damaligen Zeit auch ein Traditionenverzeichnis, das schon unter dem Abt Marquard entstand, die Kopalbücher des Klosters, der Nekrolog und diverse Urkunden in die Chronik eingearbeitet. Der Autor greift hier gerade im ersten Drittel der Chronik auf fremde Arbeiten zurück, die größtenteils auch heute noch erhalten sind.

Bei den in der Chronik zitierten Passagen handelt es sich um direkte Abschriften der betreffenden Quellen. Die nicht zitierten Passagen weisen einen hohen Grad an Authentizität auf, so dass dem Schreiber keine verfälschende Arbeit nachgewiesen werden kann. Im Verlauf der Chronik werden diese fremden Arbeiten aber immer weniger zitiert sondern vielmehr frei wiedergegeben, was klar auf die schriftstellerischen Qualitäten und Fähigkeiten des Autors schließen lässt, die sich auch gelegentlich in den kritischen Anmerkungen äußert. Die Auswahl der Quellen erfolgte den in dieser Zeit historiographisch üblichen Gewohnheiten und repräsentiert, wie die Analyse ergab, einen guten Querschnitt durch die vorhandenen Archivalien jener Zeit. Es wurden weder wichtige Quellen vergessen, noch zeigt sich eine Tendenz in eine bestimmte Richtung. Eine der wenigen inhaltlichen Ungereimtheiten ergibt sich lediglich im Umgang mit einer Schilderung der Verlegung von Klosterfrauen nach Rohrdorf, die entweder absichtlich oder aus Nachlässigkeit heraus einige Fragen aufwirft<sup>85</sup>. Diesen Faktor kann man durchaus auch als eine Besonderheit der Chronik charakterisieren.

Neben einigen Fehlern in der Zuordnung der verwendeten Quellen, die sich aus falschen Datierungen ergeben, lassen sich keine größeren inhaltlichen Fehler nachweisen. Eine bestimmte Absicht, die hinter diesen Fehlern steht, lässt sich dementsprechend auch hier nicht nachweisen. In ihrer Gesamtheit erweist sich die Chronik aufgrund ihrer hohen Authentizität als eigenständige historische Quelle. Das heißt, der Inhalt der Chronik kann in dieser Hinsicht für weitergehende Forschungen zur Klostergeschichte in Verbindung mit einer kritischen Betrachtungsweise und der Sichtung zusätzlichen Quellenmaterials ohne größere Bedenken verwendet werden. Wie die Untersuchungen zur Geschichte des Klosters Isny gezeigt haben, ist die Geschichte des Klosters größtenteils bereits auch aus der Chronik selbst rekonstruiert, was folglich auch legitim ist.

Insgesamt betrachtet, ist der Wert der Chronik für die heutige Geschichtsschreibung höher als der von Baumann festgestellte. So kann beispielsweise Kerkhoff in seiner Untersuchung zum Altshausen-Veringer Geschlecht berechtigt auf die Schilderungen in der Chronik verweisen. Auch bietet die Chronik eine wichtige Ergänzung des verschollenen Isnyer Nekrologs, der 1799 noch von Pater Neher, jedoch nicht ohne mögliche redaktionelle Ergänzungen und Fehler, abgeschrieben wurde. Hier bietet also die Chronik eine Möglichkeit der Verbesserung und Rekonstruktion, deren Wert für die mittelalterliche genealogische Forschung wurde von Kerkhoff hinreichend bewiesen. Die Chronik kann aber auch für andere geschichtliche Aufarbeitungen eine wichtige Quelle darstel-

len. Gerade im Bereich der historiographischen Forschung bietet die Chronik ungeahnte Möglichkeiten. Durch den Erhalt des Klosterarchivs und seiner Quellen wird es möglich, den Vorgang der Erstellung der Chronik in all seinen Facetten explizit zu beschreiben. Die verschiedenen Versionen der Chronik können miteinander verglichen werden, die Fähigkeiten der Autoren können untersucht und letztendlich können auch die einzelnen Arbeitsschritte der Chronikerstellung rekonstruiert werden. Die Chronik des Klosters Isny stellt weniger auf der inhaltlichen Ebene eine Besonderheit dar, als vielmehr eine Besonderheit für die historiographischen Forschungsmöglichkeiten, die sie in Verbindung mit den im Archiv erhaltenen Vorläufern und verwendeten Quellen bietet. Der Wert der Chronik für die Geschichtsforschung, insbesondere die Mediävistik und die Historiographieforschung kann deshalb nicht von der Hand gewiesen werden.

Wie wenig die Klostersgeschichte Isnys erforscht ist, zeigt die recht spärliche Literatur über das Kloster in jüngster Zeit. Vielfach wird hier auf alte Aufsätze und Ergebnisse zurückgegriffen, die in mancher Hinsicht alles andere als zuverlässig erscheinen.

Die Tendenzen der Chronik lassen sich im Moment nur oberflächlich aufzeigen. So scheint es nach dem von Eisele übernommenen Teil beispielsweise im weiteren Verlauf der Chronik durch die anderen Autoren immer weniger Quellenzitate zu geben, die zugunsten einer freieren Formulierung aufgegeben wurden. Inhaltlich fallen nun vor allem die als negativ empfundenen Konflikte mit dem Hause Waldburg auf. Die Möglichkeiten der Chronik für weiterführende Untersuchungen sind demnach sehr groß und auch zwingend notwendig, und das auch, um die Lücken in der Geschichtsschreibung über das Kloster schließen zu können.

Die Chronik endet mit R.J.P. – »*Requiescat in pace.*« Diesen Wunsch dürfen wir dem letzten in der Chronik behandelten Abt Basilius sicherlich nicht abschlagen, aber der Chronik selbst sei dieser Wunsch aus textanalytischer Sicht und historischem Interesse nicht gewährt.

*Anschrift des Verfassers:*

Martin Samland M.A., Dornierweg 26, D-88709 Meersburg

eMail: [Martin.Samland@gmx.de](mailto:Martin.Samland@gmx.de)



**Tabelle I: Vorbemerkung:** Die Tabelle veranschaulicht alle für diese Arbeit relevanten chronikalischen Aufzeichnungen, die im Klosterarchiv erhalten geblieben sind und soll zum besseren Verständnis beitragen. Eine Sichtung der Quellen ergab, dass die hier grau unterlegten Nummern 2, 8 und 9 in unmittelbarem Zusammenhang zueinander stehen und deshalb besonderer Beachtung bedürfen.

Nr.	Art	Datierung	Autor	Beschreibung	Nachweis
1	Chronikvorarbeiten	17. Jhr.	Pater Johannes Eisele	Abschriften der ältesten Gründungs- und Dotationsnotizen.	Bu 23/1 Nr. 1107
2	Chronik [Entwurf]: <i>„Annales monasterii Isniensis a tempore seu a fundatione anno nimirum reparatae salutis 1042 usque ad annum 1636“</i>	um 1629 nach 1629 1515	Pater Johannes Eisele Unbekannt Evtl. Pater Christan Sinwel [Blätter]	Der lat. Text der Chronik beginnt mit der Regierungszeit von Abt Landolt [2. Abt (1100-1123)]. Die Chronik ist nach den Regierungszeiten der Äbte untergliedert. Die Eintragungen von Johannes Eisele reichen bis ins Jahr 1629. Es folgen ohne Zusammenhang weitere kurze Chronikeintragen von 4 anderen Händen, die bis ins Jahr 1638 reichen. Im 18. Jahrhundert wurde die Chronik mit einem neuen Titel und Einband versehen und zwei doppelseitig beschriebene Blätter aus dem Jahr 1515 je zu Anfang und zu Ende des Bandes eingeklebt.	B 416
3a	Beschreibung	17. Jhr.	F.R. [?], selbe Schrift wie Nr. 3b	Beschreibungen der Begebenheiten, die sich zwischen dem Kloster und der Stadt Isny in geistlichen und Religionsachen zugetragen 1524 – 1583. Letzter Eintrag 9. Januar 1648. [Finit. a F.R.]	Bu 17/14 Nr. 1118
3b	Abschrift und Bearbeitung zu Nr. 2	um 1660	F.R. [?], selbe Schrift wie Nr. 3a	In der Hauptsache eine Abschrift der Chronik Nr. 2 mit kleinen Text- und Layoutveränderungen. [Bruchstück: Behandelt die Zeit von 1106 – 1612.]	Bu 17/8 Nr. 1105 (Bruchstück)
4	Chronikfragment	Ende 17. Jhr.	Pater Alphons Hirschfeld	Chronikfragment: Brand von 1631, Tod und Begräbnis des Grafen Fredrich Truchsess v. Waldburg (1636), Wahl und Regierung der Äbte Johannes VI und Dominikus.	Bu 17/10 Nr. 1120
5	Chronikvorarbeiten (-notizen)	um 1710	Zusammengestellt von Pater Alphons Hirschfeld	Materialsammlung, die aus Urkunden und Akten des Klosters zusammengestellt wurde und nach den Regierungszeiten der Äbte geordnet ist.	B 417 Bu 23/3 1108
6	Chronikalische Notizen	1729	Unbekannt	Chronikalische Notizen für die Regierungszeit aller Äbte bis Abt Torrell [Alphonsus II., 43. Abt. (1701-1731)]. Eigenständige Arbeit, die nicht von Johannes Eisele abgeschrieben wurde und einige in der offiziellen Chronik (Nr. 9) nicht enthaltene Nachrichten bringt, aber ohne Belege.	Bu 23/4 Nr. 1109
7a	Chronikvorarbeiten	nach 1744	Pater Wunibald Rottach	Chronikvorarbeiten	Bu 23/5 Nr. 1110
7b	Chronik. Notizen	nach 1750	Pater Georg Dobler	Kurze chronikalische Notizen zur Geschichte des Klosters Isny (1228 – 1748); SP liegt im 18. Jhr.	Bu 23/10 Nr. 1111
8	„Chronica“	Vor 1750	Unbekannt, [nicht P. Wunibald Rottach]	Lat. Chronik des Klosters Isny von den Anfängen bis zum Jahr 1631.	ZA Ms 88 Fürstlich Waldburg-Zeilisches Gesamtarchiv
9	Chronik: <i>„Chronica monasterii Isniensis ad S. Georgium anno Christi 1729 rediit seu postmodum noviter descripta, a primaeve fundatione potiora monasterii nostri nec non et reverendissimorum davorum presulum facta et vitae merita referens.“</i>	um 1750 um 1780	Pater Wunibald Rottach Pater Georg Dobler	Lat. Chronik des Klosters Isny von den Anfängen bis zum Jahr 1747; dem Ende der Regierungszeit von Abt Leo [44. Abt (1731-1745)], die unter Verwendung und Abschrift von Nr. 2 oder Nr. 8 geschrieben wurde. Die Chronikeinträge für die Regierungszeiten von Abt Wunibald [45. Abt (1746-1757)] und Abt Basilius [46. Abt (1757-1777)] sind erst später nachgetragen worden. [[Titel: „Chronik des Klosters Isny und St. Georg. Im Jahre des Herrn 1729 entstanden und für unsere Nachwelt neu aufgeschrieben.“]]	B 418
10	Bericht	1767	Pater Georg Dobler (Profess und Archivar des Klosters)	Gründlicher und ausführlicher Bericht, alles dessen, was sich zwischen dem löbl. St. Georgen Gotteshaus zu Isny und der Stadt daseibst von anno 1500 – 1552 merkwürdiges verlaufen und begeben hat. (Bericht über die Reformationszeit aus Urkunden und Akten zusammengestellt.)	B 419
11	Beschreibung	Anfang 19. Jhr.	Justizrat Kurrer	Auszüge zur <i>Annales monasterii Isniensis a tempore seu a fundationis anno nimirum reparatae salutis 1042 usque ad annum 1636</i> . Es handelt sich dabei um eine Beschreibung und teilweise Abschrift der <i>„Annales monasterii Isniensis“</i> .	Bu 17/16
12	Abschrift	1864	Georg Schmid	Abschrift der Klosterchronik mit gegenübergestellter deutscher Übersetzung, von der jedoch einige Blätter verloren gegangen sind.	B 418a



## ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. über Herkunft und Geschichte dieses Geschlechts: KERKHOFF, Joseph: Die Grafen von Altsachsen-Veringen; in: Hohenzollerische Jahreshefte 24 (1964) S. 1–132
- 2 So ließ das Isnyer Kloster beispielsweise zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein vermeintlich zum Kloster Isny gehöriges Waldstück (Eschach) im Kreuztal roden, was den Zorn des Kemptner Abtes hervorrief. Dies führte in Folge zu einem massiven Rechtsstreit der beiden Klöster, der sogar mit Waffengewalt ausgetragen wurde. Ein Schiedsspruch von 1239 legte schließlich die Grenzen des Waldstücks fest und die Bedingungen, die für dieses Zinslehen des Klosters Kempten an Isny gelten sollten.
- 3 Am 19. April 1529 traten auf dem Reichstag zu Speyer sechs Fürsten und vierzehn Reichsstädte als Vertreter der protestantischen Minderheit gegen die Verhängung der Reichsacht gegen Martin Luther sowie die Ächtung seiner Schriften und Lehre ein und forderten die ungehinderte Ausbreitung des evangelischen Glaubens.
- 4 Besonders dem Abt von Weingarten, Georg Wegelin (1586–1627), der an der Jesuitenuniversität in Dillingen ausgebildet wurde und der in jener Zeit in der oberschwäbischen Kongregation den Ton angab, war das Kloster Isny ein Dorn im Auge. Isny entsprach in keinster Weise den von Dillingen ausgehenden Ideen und Wegelin stellte in Bezug zu Isny fest: *«Ubi pauci monachi, nulla disciplina»*. REINHARDT, Rudolph: Ein Überblick über die Geschichte der Abtei Isny; in: ders. (Hg.): Reichsabtei St. Georg in Isny (1996) S. 15
- 5 Das Kreisarchiv Ravensburg betreut im Rahmen der Adelsarchivpflege im Landkreis Ravensburg auch das Archiv des Fürsten von Quadt zu Wykradt und Isny (der Chef des Hauses führt den Titel Fürst). Hier können auch die Findbücher gesichtet und eine Erlaubnis zur Archivnutzung beim jetzigen Besitzer, dem Erbgrafen von Quadt zu Wykradt und Isny erbeten werden.
- 6 *«Chronica monasterii Isnensis»*; Archiv des Fürsten von Quadt zu Wykradt und Isny, Klosterarchiv Isny, Bestand C (Klosterarchiv C), B 418.
- 7 Wunibaldus, 45. Abt von 1746–1757.
- 8 Georg Dobler war Profess und Archivar des Klosters. Er stammte aus der Gegend von Mindelheim und die Urkunde mit dem Ordensgelübde, die bei der Profess auf den Altar gelegt wurde, ist bei ihm auf das Jahr 1730 datiert. Vgl. Klosterarchiv C, B 48/2, Nr. 45.
- 9 In diesem Artikel wird diese als Chronik, Isnyer Version oder als Isnyer Chronik bezeichnet, wenn sie nicht explizit *«Chronica monasterii Isnensis»* genannt wird.
- 10 Vgl. dazu auch die Tabelle im Anhang, die alle für diese Fragestellung relevanten chronikalischen Überlieferungen darstellt. Tabelle I.
- 11 Klosterarchiv C, B 23/4, Nr. 1109.
- 12 Alphonsus II. Abt von 1701–1731: Unter diesem Abt erlebt das Kloster eine Blütezeit: Der Konvent wurde vergrößert, die Bibliothek ausgebaut und die wirtschaftliche Situation verbessert.
- 13 *«Chronica»*; Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv Leutkirch, ZaMs 88.
- 14 *«Beide Exemplare sind von demselben Schreiber angefertigt»* BAUMANN, Ludwig: Isnyer Geschichtsquellen des 12. Jahrhunderts; in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. VIII; Hannover 1883, S. 149 (zitiert: NA).
- 15 Zieht man den Nachtrag Pater Doblens ab, so berichtet Pater Wunibald Rottach, der auch der Urheber der Überschrift ist, bis in das Jahr 1747.
- 16 So finden sich beispielsweise bei der Beschreibung der Stifter in der Isnyer Chronik zu Wolfrad die Zusätze *«[...] primarius noster, ac ter gratiosus [...]; «Chronica monasterii Isnensis»*; Klosterarchiv C, B 418, S. 3. Diese fehlen in der *«Chronica»* gänzlich; *«Chronica»*; Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv Leutkirch, ZaMs 88, S. Aaa [S. 3].
- 17 Eine genauere Datierung der *«Chronica»* würde sich bei der Ermittlung des Autors ergeben, welches mittels eines Handschriftenvergleichs aus den überlieferten Quellen in Isny ein zu lösendes Problem wäre.
- 18 Diese lautet jeweils auf der ersten Seite: *«In Alemannia, seu Suevia superiore [...]*«, wobei die richtige Schreibweise *«Alemannia»* nur in der Zeiler Version gebraucht wird. Danach unterscheidet sich der Text zumindest in den ersten beiden Kapiteln stilistisch deutlich voneinander. Vgl. *«Chronica monasterii Isnensis»*; Klosterarchiv C, B 418, S. 1 und *«Chronica»*; Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv Leutkirch, ZaMs 88, S. A [S. 1].
- 19 *«Annales monasterii Isnensis»*; Klosterarchiv C, B 416.

20 Johannes VI., 38. Abt von 1638–1650.

21 Anfang des 19. Jahrhunderts wurden von Justizrat Kurrer die »Auszüge zur Annales monasterii Isnensis« gefertigt, die den Inhalt der hier fehlenden Seiten des Entwurfs in chronologischer Abfolge weiter verfolgen. Justizrat Kurrer verwendete dazu größtenteils Auszüge aus den »Annales lindavienses« (Stadtarchiv Lindau, Lit. 25), wie er selbst angibt. Zu den fehlenden Seiten und den Einfügungen vgl. seine Anmerkungen: Klosterarchiv C, Bü 17, Nr. 16, S. 36 ff.

22 Diese wird im weiteren Verlauf auch als »Entwurf« bezeichnet.

23 So wird zum Beispiel der im Fließtext der Reinschrift zu ergänzende Satz im Entwurf mit der andersfarbigen Einfügung »Restauratio« eingeleitet und auf der linken Seite mit »nem quoque omnium rerum et iurium monasterii, [...]« fortgeführt. »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 56. In der Isnyer Version wird dieser Satz an seine im Entwurf festgelegte Stelle in den Fließtext eingebaut. »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 48.

24 So zum Beispiel der letzte Abschnitt in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 127: »Ecclesiae parochiales Engelhalmschloffen, et Menzeltshofen [...], der in der »Chronica monasterii Isnensis« Klosterarchiv C, B 418, S. 97 im Vergleich zum Entwurf einen ganzen Abschnitt nach vorne gezogen wurde.

25 So kann man als Beispiel für eine Wortdrehung »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 22 und »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 22 heranziehen, in der jeweils die Wörter »[...]«, et ipse obiit monachus.« gedreht sind. Für eine Ergänzung bietet sich ebd. die S. 31 der Isnyer Chronik an, in der die Worte »Praefuit 28 annis.« hinzugefügt wurden, die auf der S. 34 der »Annales monasterii Isnensis« fehlen.

26 So werden in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 87 beispielsweise die Quellenangaben (hier das »Weißbriefbuch«) für die Vorgänge ans Ende der in einer Art Aufzählung erscheinenden Abschnitte geschrieben, was in der »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 72–73 an der gleichen Textstelle nicht der Fall ist.

27 »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 68; »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 57.

28 Dieser Abschnitt, der mit »Circa haec tempora [...]« beginnt, findet sich in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 11, 2. Abschnitt bis

zum Ende S. 14 und in der »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 7 bis zum Ende der S. 10.

29 Dieser lautet: »Anno domini millesimo quadagesimo secundo XVIII. Kal. januaris dedicata est ecclesia nostra ab Eberhardo episcopo Constantiensi, domino Wolfrado comite de Veringen impetrante cum Hiltruda coniuge sua veneranda in anniversario filii eorum Luipa(ol)di infantis« »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 5. Auch finden sich die Abschriften der beiden römischen Inschriften im Entwurf, die auch in der Chronik mit verarbeitet werden. »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 197. Die Bindung der »Annales monasterii Isnensis« im 18. Jhr. und die »Neuaufgabe« der Chronik durch Pater Rottach im selben Jhr. scheinen ebenfalls miteinander zusammen zu hängen. Entweder kannte Pater Rottach den Entwurf in der Form, wie er auch heute vorliegt, oder er wurde nach der Erstellung der Chronik gebunden und die in der Isnyer Chronik mit Sicherheit verarbeiteten Blätter als verwendete Quellen (4 Blätter, Inschriften) mit eingefügt.

30 Als bestes Beispiel lässt sich auch hier wieder die Modernisierung der Ortsnamen nennen, die nur in der Isnyer Version zu finden sind. So wird aus »Benzenweiller« in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 45 in der »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 39 »Benzenweiler«.

31 »De qua primaeua hac fundatione, & fundationis piis auctoribus sic in m.s. scheda apud nos legitur.« »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 2.

32 So lassen sich für Johannes Eisele beispielsweise die »Chronikalische Notizen zur Geschichte der Kirche in Rohrdorf« um 1620 und der Bibliothekskatalog des Klosters, der um 1625 entstanden, ist eindeutig zuordnen. Vgl. Klosterarchiv C; Bü 528, Nr. 1121 und Klosterarchiv C; B 421.

33 Die Urkunde mit dem Ordensgelübde, die bei der Profess auf den Altar gelegt wurde, ist bei Johannes Eisele aus Weiler auf das Jahr 1604 und bei Wunibald Rottach aus Leutkirch auf das Jahr 1736 datiert. Vgl. Klosterarchiv C; Bü 481 Nr. 44.

34 »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 131.

35 »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 101.

36 WUB 3, 441.

37 So wird in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 41 Hildebrandus de Werdens-tain bei den Zeugen noch aufgeführt, in der »Chronica

monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 35 fehlt dieser jedoch.

38 Als Beispiel für eine kritische Betrachtungsweise von Namen kann folgende Stelle herangezogen werden: »Anno domini MCCLXXXIV exustum est claustrum nostrum cum ciuitate, et raedificatum est ab Henrico conditore de Brunon (alias Brunaw) qui fuit filius coenobii. Et anno domini 1288 dedicatum est monasterium Ysnense a venerabili D. Cunone (alias Conrado) die gratia episcopo [...]«; Diese Zusätze fehlen in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 56 und sind nur in der »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 49 zu finden.

39 An dieser Stelle sei darauf verwiesen, dass die kritische Abschrift auch von dem unbekanntem Autor der Zeiler Chronik stammen könnte und von Wunibald Rottach so übernommen wurden. Diese Feststellung rechtfertigt erneut eine genauere Untersuchung der Zeiler Chronik und einen Vergleich aller dreier Chroniken, um die genauen rezeptionistisch-redaktionellen Vorgänge der Autoren nachvollziehen zu können.

40 Über den Stellenwert und den Zustand gibt der Autor selbst Auskunft: »Harum nonnullas ex vetustis et vetustate pene corrosis tabulis desumptas ab interitu vindicare, et incorrupta fide posteritati nostrae hic tradere non omnino superuacaneum erit.« »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 16. Vgl. zur Entstehung und den Stellenwert des Traditionenverzeichnisses auch KERKHOFF (wie Anm. 1) S. 44 ff.

41 »Mortilogium Isnense«, Totenbuch des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 420.

42 Langes Briefbuch: Kopialbuch des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 18. Enthält in der Hauptsache Urkunden, die das Verhältnis zwischen Kloster und Stadt Isny regeln. Die erste Beschriftung erfolgte etwa 1504 (= Datierung der ersten Urkunde). Ein Verweis auf dieses Briefbuch findet sich in den »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 72 auf der linken Seite.

Weißes Briefbuch: Bezieht sich vermutlich auch auf eines der Kopialbücher, dessen Zuordnung bisher nicht geklärt ist. Abhilfe würde ein Abgleich mit den erhaltenen Kopialbüchern des Klosters ergeben, der durch die Quellenangaben in den Annales ermöglicht wird. Beispielsweise in: »Annales monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 416, S. 87.

43 Die Bezeichnung als Originalwortlaut impliziert hier leichte stilistische Veränderungen wie Wortdrehungen oder Unterschiede in der Verwendung von

Satzzeichen sowie einige Unterschiede in den Deklinationen oder die unterschiedliche Schreibweise von Wörtern.

44 In der Chronik heißt es: »Hoc eodem anno 1278: Romam profectus, ertatum, iuriumque omnium monasterii confirmationem pontificia bulla impetravit a Nicolao Papa III. Restaurationem quoque omnium rerum et iurium monasterii, quae a nonnullis inique detinebantur sub poena censurarum ecclesiasticarum obtinuit.« »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 48. Die erhalten gebliebenen Urkunden, welche diesen Sachverhalt bestätigen und die dazu abgeglichen wurden, finden sich in: WUB 8, 88 / 89 (Reise); WUB 8, 99 (Päpstliche Bestätigungsbulle).

45 Unter Leerstellen sind in diesem Zusammenhang die fehlenden Informationen oder Vorgänge bei bestimmten Äbten anzusehen, welche den chronologischen Verlauf der Chronik unterbrechen und damit inhaltliche Lücken und Zeitsprünge verursachen.

46 Die Gefahr dieser Interpretation liegt aber darin, dass man impliziert, dass keine Quellen überliefert sind, weil in den entsprechenden Zeiten nichts Erwähnenswertes für die Nachwelt verzeichnet wurde. Brände oder andere Ursachen in späterer Zeit und vor dem Erstellen der Chronik, die für ein Fehlen von Quellen verantwortlich sein können, werden dabei nicht beachtet. Zumindest für diese Anfangszeit kann aber von einem Niedergang des Klosters gesprochen werden, wie Kerkhoff in seinen weiteren Ausführungen zeigt. KERKHOFF (wie Anm. 1) S. 35 ff.

47 »Anno MCCLII. III. kal. martii Rudolphus comes Montisfortis ss Jacobo et Georgio patronis monasterii Ysnensis, et monachis ibidem potestativa manu contradidit curiam in Burkwang, quam antea ministerialis eius Conradus de Horgon nomine feudi possederat.« »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 42; WUB 6, 53–54.

48 »Chronica monasterii Isnensis«; Klosterarchiv C, B 418, S. 43.

49 In den Kopialbüchern und Regesten fielen meist die weniger relevanten Teile der Urkunde weg, wie beispielsweise das Eingangsprotokoll mit der Arena.

50 Wenn man die Datierung der Chronik nicht genau auf 1629 fixiert, sondern etwas später setzt, so könnte auch der große Brand von Isny und des Klosters im Jahre 1631 oder die Auslagerung von 13 Kisten mit Schriftgut vor dem Schwedeneinfall 1633 der Grund sein, weswegen die Originalquellen, die heute aber noch erhalten sind, kurzfristig nicht zur Verfügung standen und Pater Eisele deshalb auf

die kompaktere Variante der Kopialbücher und Regesten zurückgegriffen hat.

51 Alphabetischer Verfasserkatalog, der von Johannes Eisele gefertigt wurde. Er ist geordnet nach den Vornamen der Verfasser und wurde später von anderen Händen ergänzt. Sein Ordnungsschema und die Nachträge wirken sich negativ auf seine Übersichtlichkeit aus, was eine heutige Nachbearbeitung zu Gunsten einer besseren Übersicht für die Geschichtswissenschaft durchaus rechtfertigen würde. Bibliothekskatalog des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 421.

52 Cäsar Baronius: »*Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198*«, im Katalog die Ausgabe von 1609. Bibliothekskatalog des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 421; S. 42.

53 Arnoldus Wion: »Titel nicht entzifferbar,« wahrscheinlich ist in diesem unbekanntem Werk das erwähnte Märtyrerverzeichnis angehängt oder enthalten. Bibliothekskatalog des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 421; S. 3.

54 Diesem Katalog, der von Alphons Hirschfeld erstellt wurde, ist ein alphabetischer Index der Verfasser vorangestellt, der die Übersichtlichkeit immens vereinfacht. Bibliothekskatalog des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 422.

55 Pater Alphons Hirschfeld stammte aus Innsbruck und legte sein Ordensgelübde im Jahre 1701 ab. Klosterarchiv C, Bü 48/2, Nr. 45. Er zeichnet sich zudem durch ein überliefertes Chronikfragment aus dem Ende des 17. Jahrhunderts aus, das unter anderem über den Brand von 1631 und den Tod und das Begräbnis des Grafen Friedrich Truchsess zu Waldburg im Jahre 1631 berichtet. Klosterarchiv C, Bü 17/10, Nr. 1120.

56 Johannes Nider wurde um 1380 in Isny geboren und anfänglich wohl auch vom Kloster in seiner schulischen Laufbahn gefördert. Es besteht also hier durchaus die Möglichkeit, dass eine Ausgabe des »*Formicarius*« aufgrund der anfänglichen Verbindung zum Kloster bereits sehr früh in der Bibliothek zu finden war. Aber das Entstehungsjahr der Isnyer Ausgabe des »*Formicarius*« von 1602, laut Bibliothekskatalog, lässt eine Einordnung der Anschaffung nach 1625 durchaus zu.

57 Caspar Bruschius oder Bruschi wurde um 1518 geboren und veröffentlichte neben anderen auch Arbeiten zur Geschichte deutscher Klöster. Der Verweis in der Chronik auf die »*Erste Reise der Klöster Deutschlands*« bezieht sich hier vermutlich auf die im

Bibliothekskatalog von 1735 aufgeführte »*Monasteriorum germania chronologia*« in der Originalausgabe von 1551.

58 Martin Crusius wurde 1525 geboren und beschäftigte sich neben der schwäbischen Geschichte auch mit der Altphilologie. Die »*Annales suevici*«, die in der Chronik zitiert werden, wurden erstmals im Jahr 1595/96 veröffentlicht. Der Isnyer Bibliothekskatalog von 1735 verweist aber lediglich auf eine Ausgabe der »*Grammatica graeca* [graeca] von 1562.

59 Dass bei dem Brand viele Bücher und alte Manuskripte zerstört wurden, geht auch aus einem zitierten Augenzeugenbericht aus der Chronik hervor, in dem es heißt: »*Discedimus igitur, et libros superstites [numerosi enim ipso incendio consumpti sunt, vetusti praesertim manuscripti:] quorum cura maxima fuit, [...]*« »*Chronica monasterii Isnensis*«; Klosterarchiv C, B 418, S. 155.

60 In der Isnyer Chronik wird hier auf Bernoldus von Konstanz Bezug genommen, der um 1050 geboren wurde und als einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des Hochmittelalters gilt. Die »*Bernoldi Chronicon*« ist eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen Südwestens. Vgl. dazu auch die Einleitung in: ROBINSON, Ian Stewart (Hg): Bertholds und Bernolds Chroniken (2002).

61 Über den in der Chronik zitierten »*Katalog der Zeugen der Wahrheit*« von Wilhelm Eisengrin lässt sich nach bisherigem Erkenntnisstand nichts aussagen.

62 Mathäus von Pappenheim wurde 1458 geboren und er verfasste zahlreiche historische Werke, die teilweise aber erst lange nach seinem Tod veröffentlicht wurden. In der »*Genealogie der Truchsessen von Waldburg*« arbeitet er die Geschichte der Truchsessen von Waldburg auf.

63 Johannes Hoch war Mönch des Klosters Isny und es dürfte sich hier nicht um ein eigenständiges Geschichtswerk gehandelt haben, sondern vielmehr um eine vereinzelte Aufzeichnung, über deren Verbleib bisher keine Erkenntnis vorliegt.

64 Die Chronik der Stadt Lindau (*Annales Lindavienses*) ist heute noch erhalten und befindet sich im Stadtarchiv Lindau unter der Signatur Lit. 25. Es ist wahrscheinlich, dass Johannes Eisele hier direkt Einsicht genommen hat, da Lindau lediglich ca. 36 km von Isny entfernt liegt.

65 Sebastian Münster wurde 1488 geboren und seine »*Cosmographia*« entstand 1544.



- 66 Am 4. April 1775 wurde im Stift Kempten im Allgäu Anna Schwegelin wegen Teufelsbuhlschaft als letzter Hexe in Deutschland der Prozess gemacht.
- 67 Vgl. dazu auch die umgekehrte Möglichkeit mit Anfragen anderer Klöster zur Geschichte des Klosters Isny aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Klosterarchiv C, Bü 17/11, Nr. 1129.
- 68 Vgl. dazu auch die Sammlung »Auszüge aus der Literatur zur Klostergeschichte«, in der fragmentarische Aufzeichnungen von Martin Crusius und Sebastian Münster noch erhalten sind. Klosterarchiv C, Bü 17/12, Nr. 1122.
- 69 In der noch erhaltenen Abschrift des Totenbuches sind jeweils getrennt voneinander die Todesdaten der Angehörigen des Konvents, die Toten aus den Männer- und Frauenklöstern mit denen Isny in Gebetsverbrüderung stand, die Guttäter und Gründer des Klosters, die Eltern von Angehörigen des Klosters Isny und die Todesdaten von Klosterbediensteten verzeichnet. »Mortilogium Isnense«, Totenbuch des Klosters Isny, Klosterarchiv C, B 420.
- 70 BAUMANN, Franz Ludwig: Bericht über schwäbische Todtenbücher, in: NA VII, S. 35.
- 71 BAUMANN (wie Anm. 70).
- 72 BAUMANN, Franz Ludwig: Insyer Geschichtsquellen des 12. Jahrhunderts; in: NA VIII, 1883; S. 149.
- 73 »De hoc abbate nil exstat, nisi quod fuerit exutus dignitate abbatiali, et depositus, cum quatuor annis [= 1661 + 4] abbatiae administrationem tenuisset. Causa ignota.« *Chronica monasterii Isnensis*; Klosterarchiv C, B 418, S. 43.
- 74 *Chronica monasterii Isnensis*; Klosterarchiv C, B 418, S. 13.
- 75 In diesem Beispiel: IV. Idus Mai:  $15 + 1 - 4 = 12$ . Mai und nicht: IV. Nonus Mai:  $7 + 1 - 4 = 4$ . Mai
- 76 Ein Beispiel für eine spätere Ergänzung der Todesdaten lässt sich auch im Vergleich der »*Annales monasterii Isnensis*« mit der »*Chronica monasterii Isnensis*« nachweisen: So fehlt im Entwurf von Eisele die folgende Angabe des genauen Todesdatums des 7. Abts Bertholdus: »*Quibus ex singulari in pacem pro-*
- pensione feliciter peractis, paulo post viam universae carnis iniiit IV. nonas maii anno Domini MCCXL.*« »*Chronica monasterii Isnensis*«; S. 37.
- 77 So zum Beispiel die lückenhafte Abtliste in: REINHARDT (wie Anm. 4) S. 35.
- 78 Die Regierungszeit Philippus I. endet offiziell erst 1532. Die Amtsgeschäfte des schwer erkrankten Abtes übernimmt ab 1529 aber der Bruder Alexius Vogt, weshalb sich an dieser Stelle ein Schnitt des Untersuchungszeitraums anbietet.
- 79 Diese Rangordnungen beziehen sich natürlich nicht auf die Quantität der Schilderungen innerhalb der Chronik, sondern lediglich auf die Gesamtzahl der jeweiligen Vorgänge. Betrachtet man nur den Umfang der schriftlichen Ausführungen, so würden die zitierten Urkunden am meisten Raum innerhalb der Chronik einnehmen.
- 80 Da die meisten Quellen zur wirtschaftlichen Situation des Klosters erhalten sind, liefert diese Untersuchung ein authentisches Bild, weil keine größeren Leerstellen, abgesehen von der Gründungszeit des Klosters, den Bestand der Urkunden aus dieser Sichtweise schmälern.
- 81 »*Chronica monasterii Isnensis*«; Klosterarchiv C, B 418, S. 69/70.
- 82 »*Chronica monasterii Isnensis*«; Klosterarchiv C, B 418, S. 93.
- 83 »*Chronica monasterii Isnensis*«; Klosterarchiv C, B 418, S. 103. Die Datierung dieser Erlaubnis ist nicht ganz eindeutig, weil sie sich laut Text der Chronik auf 1490 oder 1497 beziehen kann.
- 84 Dies kann natürlich auch daran liegen, dass die mittelalterlichen Schatzsucher zum Vorteil der späteren Archäologen etwa 150 m nordwestlich des späteren Fundortes des spätantiken Kastells Vermania gegraben haben. Vgl. über das Kastell und die Funde: GARBSCH, Jochen: Das spätromische Kastell Vermania bei Isny (1988).
- 85 Den genauen Sachverhalt an dieser Stelle zu erläutern wäre zu umfangreich und ist Teil einer eigenständigen Analyse und Aufarbeitung.



Wolfgang Untergehrer

## GERMANUS EST HIC MOS

Die ethnographischen Betrachtungen des Humanisten  
Ventura Pontano in einem Brief aus Konstanz (1459)<sup>1</sup>

In einem derart intensiv bearbeiteten Feld wie dem italienischen Humanismus ist es wahrlich ein Glücksfall, ein wertvolles Dokument zu finden, das, obschon seit mehreren Jahrhunderten in einer prominenten Ausgabe gedruckt vorliegend, bisher nicht einmal im Ansatz eine Auswertung erfuhr. Einem solchen Stück – dem fragmentarisch erhaltenen Brief *De Adventu honorabilissimi Ducis Sigismundi Austriæ, ad Constantiam civitatem Alemaniæ, anno MCCCCLIX* des Humanisten Ventura Pontano – widmet sich diese Untersuchung.<sup>2</sup>

Den Entstehungskontext des Briefs bildet eine vom 25. Mai bis 9. Juni 1459 in Konstanz abgehaltene Konferenz, deren Ziel eine Schlichtung des notorischen und zum wiederholten Male kurz vor einer Eskalation stehenden Konflikts zwischen Herzog Sigismund »dem Münzreichen« von Österreich und den Eidgenossen war. Wurzelnd in der »Herausbildung des eidgenössischen Bundesgeflechts«<sup>3</sup> und den damit verbundenen Emanzipationsbestrebungen gegenüber der habsburgischen Herrschaft, war dieser Konflikt seit dem Ende des Alten Zürichkriegs (1436–1450) durch den sukzessiven eidgenössischen Machtausbau neu geschürt worden. Der Anschluss der bislang österreichischen Stadt Rapperswil (Sept. 1458) im Gefolge des berüchtigten Plappartkriegs gegen Konstanz gab den Anstoß zu Verhandlungen.

Als Teilnehmer dieses »gütlichen tags«, welcher sich in einer sogenannten »Tädigung« (Vermittlung/Schlichtung) vollzog,<sup>4</sup> sind neben dem gastgebenden Bischof von Konstanz und den streitenden Parteien in erster Linie die Gesandtschaften des französischen Königs Karls VII. und Papst Pius' II. zu nennen. Der Papst hoffte, Herzog Sigismund als Gegenleistung für seine Vermittlungsbemühungen zum Besuch des kurz bevorstehenden Kongresses von Mantua zu bewegen, auf welchem ein gemeinsamer Türkenkreuzzug der christlichen Fürsten beschlossen werden sollte. Der Leiter der päpstlichen Delegation und gleichzeitig Adressat von Pontanos Brief, Stefano Nardini, war allerdings zugleich beauftragt, in Nürnberg den Konflikt zweier Fürstenkoalitionen beizulegen, der die päpstlichen Planungen noch wesentlich nachhaltiger behinderte.<sup>5</sup>

Die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Erforschung des urkundlichen Aktenmaterials orientiert hinreichend über Anlass, Vorbereitung und Ergebnisse des Konstanzer Tages.<sup>6</sup> Diese Kenntnisse bereichert der Brief Ventura Pontanos in zweierlei Hinsicht. Er ist zum Einen die einzige Quelle, die auf Details des Ablaufs eingeht, genauer auf die Eröffnung und die Ereignisse der beiden vorhergehenden Tage. Zum Anderen bietet die thematisch vielfältige und vielschichtige Schilderung der Erlebnisse und Beobachtungen des Autors Möglichkeiten für ein breites Spektrum kulturgeschichtlicher Fragestellungen.<sup>7</sup>

## ÜBERLIEFERUNG UND REZEPTION DES BRIEFS IN DER FRÜHEN NEUZEIT

Zwischen der Entstehung des Briefs und dem nachweislich frühesten, jedoch nur fragmentarischen Abdruck in Marquard Frehers<sup>8</sup> (1565–1614) Quellensammlung *Germanicarum rerum scriptores* liegt ein Zeitraum von knapp 150 Jahren, aus dem nichts zu seinem Schicksal bekannt ist.<sup>9</sup> Einen vagen Hinweis auf seine Herkunft gibt Freher selbst durch den auffälligen, weil seltenen Vermerk, er stamme *Ex ms. nostro*.<sup>10</sup> Diese Angabe gilt auch für einige nachfolgend abgedruckte Dokumente, zum Einen die beiden bereits erwähnten päpstlichen Breven an Konstanz und Basel (April 1459),<sup>11</sup> die sich direkt auf den Konstanzer Tag beziehen, zum Anderen für die Verteidigungsschrift<sup>12</sup> des herzoglichen Rats Gregor Heimburg gegen die im Zuge des Streits mit Nikolaus von Kues durch Papst Pius II. ausgesprochene Exkommunikation Herzog Sigismunds (1460). Es ist also denkbar, dass Freher Abschriften dieser Dokumente aus einer gemeinsamen Quelle bezog, vielleicht aus der herzoglichen Hofbibliothek.<sup>13</sup> Aufschlussreich ist in diesem Kontext Frehers Äußerung aus der Widmungsvorrede zum ersten Band der *Germanicarum rerum scriptores*, er habe die Quellen durch einen glücklichen Zufall gefunden und sie eigenhändig aus den Handschriften abgeschrieben.<sup>14</sup>

Ein Grund für die bis heute sehr lückenhafte Erforschung von Frehers Editionen historischer Quellen liegt im Schicksal seiner Bibliothek. Nicht ohne erste Verluste wurde sie nach seinem Tod zunächst unter die Verfügung der Heidelberger Universität gestellt. Während Herzog August d. J. von Braunschweig-Lüneburg bald einen beträchtlichen Teil (*bona pars*) für seine Wolfenbütteler Bibliothek erwerben konnte, ging der in Heidelberg verbliebene Rest infolge der französischen Verwüstung von 1693 zugrunde.<sup>15</sup> Die zugegeben schwierige Suche nach Frehers Abschrift des Briefs müsste also in den Beständen der Herzog-August-Bibliothek ansetzen.

Den zweiten und gleichzeitig letzten Abdruck des Brieffragments enthält die nur 25 Jahre später publizierte Konstanzer Bistumschronik Jacob Mercks.<sup>16</sup> Ob Merck die verbreitete Edition Frehers konsultierte oder auf eine eigene Handschrift zurückgriff, ist

unklar, insgesamt überwiegen jedoch die Hinweise auf eine unbezeichnete Kopie des ersten Drucks.

Die erhebliche, auch in den *Errata* kaum verminderte Zahl orthographischer Fehler, die Unterschiede zu Freher in Groß-/Kleinschreibung und Zeichensetzung sind allesamt durch Abschreibefehler Mercks oder Setzfehler erklärbar und müssen nicht dem Verformungsprozess wiederholten Transkribierens zugeschrieben werden. Die insgesamt fünf Fehlstellen, welche Mercks Abdruck des Texts im Vergleich zu Frehers Ausgabe aufweist, sind eher einer Zensur zum Opfer gefallen, als Ergebnisse des schlechten Erhaltungszustands einer etwaigen handschriftlichen Vorlage.<sup>17</sup> Die Textlücke Frehers kann auch Merck nicht füllen, in beiden Fällen bricht der Text überdies an derselben Stelle ab.<sup>18</sup>

Merck schreibt in der Einführung *Ad Lectorem*, er gebe die Quellen seiner Ausführungen stets bekannt, im Übrigen könne der Leser fündig werden »in den Chronicken Hermanni Contracti Graffen von Veringen/Wilhelmi Weneri Graffen von Zimbern/Iacobi Manlij Brigantini Doctoris Oder aber Gaspari Bruschiij, Poëte Laureati, Com. Palatini«. <sup>19</sup> Allerdings findet sich Pontanos Brief weder in den in Frage kommenden Werken Bruschs und Mennels und auch im Falle der Konstanzer Bistumschronik Wilhelm Weners von Zimmern überwiegen die Zweifel.<sup>20</sup> In Anbetracht der zahlreichen Nennungen von Werken jüngerer Autoren<sup>21</sup> in der Schrift Mercks darf eine Kenntnis von Frehers Edition als sehr wahrscheinlich gelten. Da Pontanos Brief immerhin 15 Seiten einnimmt, ist auch der Verdacht einer Nachlässigkeit in der Belegführung nicht zwingend. Es bleibt die Möglichkeit, dass Merck eine Quellenangabe vielleicht deshalb nicht für notwendig erachtet hat, da Frehers Werk eine *Collectio* und keine *Historia* oder *Chronick* darstellt. Bildet die direkte Verbindung zwischen Freher und Merck eine wichtige Ergänzung zu Mones Quellenkunde der badischen Landesgeschichte, so weist dieser ausdrücklich auf zwei spätere Werke der Konstanzer Lokalhistoriographie hin, in welchen Pontanos Brief rezipiert wird.<sup>22</sup>

Einen knappen Auszug zitiert Gabriel Bucelin (1667), allerdings erneut ohne expliziten Nachweis.<sup>23</sup> Allein Bucelins Lebensstationen – er wurde im Thurgau geboren und wirkte in Kloster Weingarten und in Feldkirch – lassen es jedoch als sicher erscheinen, dass er die erst 40 Jahre zuvor erschienene Chronik Mercks kannte. Dass er sich direkt auf ein handschriftliches Exemplar des Briefs bezog, ist daher unwahrscheinlich. Ausdrücklich auf Merck verweist hingegen Johann Friedrich Speth<sup>24</sup> in seiner 1733 publizierte Konstanzer Chronik. Mit Johannes von Müllers vielbändiger Schweizergeschichte beginnt um 1800 die Rezeption von Pontanos Brief außerhalb der Konstanzer Lokalhistoriographie, und dies stets auf Grundlage von Frehers Edition.<sup>25</sup>

## ÄUSSERE FORM, GLIEDERUNG, INHALT DES BRIEFS

Die äußere Form des Briefs in der Edition Frehers gliedert sich in Überschrift, Adresse und den fragmentarischen Text.<sup>26</sup> Er ist in Abschnitte unterteilt, die jedoch oft nicht den thematischen Übergängen entsprechen. Bis auf eine Stelle, an welcher der Editor selbst anmerkt, *Deesse aliquid videtur*<sup>27</sup> wirkt das Fragment inhaltlich kohärent. Hält man sich eng an diese Formulierung, so muss man davon ausgehen, dass auch Freher bereits eine fragmentarische Kopie vorlag. Ein ›scheinbares‹ Fehlen kann nur bei einem inhaltlichen Bruch konstatiert werden, der an äußerlichen Merkmalen der Vorlage nicht erkennbar ist. Begründeten Anlass zu weiteren Spekulationen über Veränderungen im Vergleich zum ›Original‹ gibt auch die Überschrift. Zwei wichtige Informationen, die das Textfragment selbst nicht enthält, nämlich Ort (Konstanz) und Zeit (1459) der Begebenheit, machen es unwahrscheinlich, dass Freher die Überschrift gestaltete.<sup>28</sup> Der in den Augen eines ›Deutschen‹ unnötige Zusatz, Konstanz sei eine *civitas Alemania*, deutet vielmehr darauf hin, dass die Überschrift von Pontano selbst stammt. Neben der Überschrift macht auch die Formulierung der Adresse<sup>29</sup> an Nardini stutzig. Die Angabe *Venturæ de Perusio Pontani* [...] *epistola* sowie das Fehlen üblicher Grußformeln lassen vermuten, dass die Adresse in Anbetracht einer Weitergabe an Dritte unpersönlich gestaltet wurde und es sich hierbei um ein veröffentlichtes Exemplar handelt.

Die Grobgliederung des Fragments besteht aus einer Einleitung und einem erzählenden Teil, der – soweit der Text erhalten ist – ein chronologisches Gerüst von drei Tagen besitzt. Da der Ereignisbericht durch ausgreifende thematisch verwandte Exkurse ergänzt wird, tritt die chronologische Struktur stark in den Hintergrund. Den ersten Tag der ›erzählten Zeit‹ nimmt gänzlich der feierliche Einzug Herzog Sigismunds und seines Gefolges in die Stadt Konstanz ein, seinem Augenzeugenbericht fügt Pontano eine ebenso lange Abhandlung über das kriegerische Wesen der Germanen bzw. ›Deutschen‹ bei. Der Ablauf des zweiten Tags wird mit dem Hinweis auf einen Gottesdienst mit anschließender Prozession zunächst nur angedeutet.<sup>30</sup> Der Autor geht rasch über zu einem an antiken bzw. humanistischen Vorbildern orientierten Lob der Tugenden Herzog Sigismunds, gepaart mit einer knappen Betrachtung über die Beschwerden des Fürstenamtes.<sup>31</sup> Im Rahmen der Schilderung des bereits erwähnten Festzugs (bezeichnet als *incessus, pompa, lustratio*), welcher sowohl aufgrund kalendarischer Evidenz,<sup>32</sup> als auch durch die weitgehende Übereinstimmung der beschriebenen Einzelheiten mit der einschlägigen Forschung als Fronleichnamsprozession identifiziert werden kann,<sup>33</sup> geht der Autor auf die geschmückten Gassen,<sup>34</sup> insbesondere aber die in festlichen Trachten auftretenden Teilnehmer ein. In den eingehenden Ausführungen zur Gewandung der Jungfrauen wird diese Schilderung unterbrochen zugunsten eines Exkurses zum ›deutschen‹ Hochzeitsbrauch,<sup>35</sup> in dessen Zusammenhang Pontano von einem Erlebnis berichtet, das sich in der nahegelegenen Stadt Arbon zugetragen haben soll. An die beiläufige Bemerkung, nach dem Festzug sei man geschlossen in das Münster zurückgekehrt,<sup>36</sup> schließt sich

eine lobende Würdigung der während der Prozession vorgezeigten Stücke des Konstanzer Münsterschatzes an. Von den rhetorisch stilisierten Eindrücken schwenkt der Fokus wiederum für kurze Zeit zu den Ereignissen zurück: Pontano erwähnt ein Treffen Nardinis mit Sigismund, nach dem beide ihre Herberge aufsuchten.<sup>37</sup> Das Fragment endet mitten in der raumgreifenden Würdigung einer ›Friedensrede‹, die Nardini am dritten Tag während einer Zusammenkunft aller Teilnehmer im Konstanzer Münster gehalten habe.<sup>38</sup>

Die chronologische Abfolge der Ereignisse in Pontanos Brief lässt sich mühelos mit dem Fronleichnamstermin und dem aus den Verhandlungsakten bekannten Beginn der Konferenz am 25. Mai in Einklang bringen.<sup>39</sup> Vergegenwärtigt man sich, dass es zuvor weder einen Hinweis auf eine andere als die päpstliche und die herzogliche ›Partei‹ noch auf einen offiziellen Anlass gab, der mit dem Tag in Verbindung gebracht werden könnte, so kann man in der Versammlung des dritten Tages leicht dessen Eröffnung erblicken. Der Hinweis auf das Konstanzer Münster als Versammlungsort stimmt überdies mit den Erkenntnissen der rechtshistorischen Literatur zum Tagungsort von Schiedsgerichten überein.<sup>40</sup> Diese Erkenntnisse erhellen gleichzeitig die kurze Zeit nach der Prozession erfolgte Unterredung Herzog Sigismunds mit Nardini, in der offenkundig die politische Situation zur Sprache kam.<sup>41</sup> Die Behauptung Pontanos, hier sei ›bereits‹ deutlich geworden, wie sehr der Herzog dem päpstlichen Gesandten wohlgesonnen sei,<sup>42</sup> lässt darauf schließen, dass es sich um das erste Treffen beider handelte.

Die folgende Untersuchung beschränkt sich in erster Linie auf die ethnographischen Aspekte des Briefs. Ein besonderes Augenmerk wird auf die Vielschichtigkeit des Textes gelegt, von welchem ausgehend sich mannigfache Bezüge, sowohl auf die literarische und kulturelle Prägung seines Autors, als auch auf den konkreten Entstehungskontext des Briefs respektive die politische Konstellation des Konstanzer Tages herstellen lassen. Hierbei soll herausgearbeitet werden, wie eng die Auswahl der Themen und die Interpretation der vermeintlich unbefangenen Beobachtungen mit Pontanos Bewertung des fremden kulturellen Gegenübers insgesamt verknüpft sind.

## DER ADVENTUS HERZOG SIGISMUNDS UND SEINES GEFOLGES

Die *narratio* beginnt mit einer Schilderung des Einzugs Herzog Sigismunds und schließt sich damit chronologisch an die bereits im *exordium* gemachten Angaben an, ein Bote habe die Ankunft des Herzogs angekündigt, und es habe eine Zeitlang gedauert, bis die Schaulustigen ein geordnetes Spalier bildeten.<sup>43</sup> Pontano berichtet, dass ›eine Trompete und eine Pfeife‹ an der Spitze einer ›ganzen Kohorte‹ von Reitern marschierten. Diese hätten einen leichten Harnisch und leichte Bewaffnung getragen, außerdem kurze, kaum den Unterleib bedeckende Tuniken und spornbewehrte Schnabelschuhe.<sup>44</sup>



Die konkreten Angaben zur Bewaffnung lassen dabei auf einen hohen Anteil von Armbrust- und Bogenschützen schließen.<sup>45</sup> Herzog Sigismund habe sich (sicherlich ebenfalls reitend) in der Mitte des Zuges befunden, ausgezeichnet durch einen goldgefassten Edelstein an der Brust, von dem Pontano behauptet, er sei ein kaiserliches Abzeichen. Dem Herzog voran habe ein edler Soldat dessen Schwert in einer silbernen Scheide getragen.<sup>46</sup> Die Bemerkung, die meisten Begleiter des Herzogs seien gerüstet einhergezogen, weist im Umkehrschluss auf die Teilnahme von Zivilpersonen hin, z. B. die herzoglichen Räte.<sup>47</sup> Am Ende des Zuges sei ein von sechs Pferden gezogener Wagen mit der prunkvollen Reiseausstattung gefahren, dem die Fuhrleute mit Gesang und Geschrei folgten.<sup>48</sup> Pontano lobt den Einzug als großes Spektakel, welches vom Publikum ausgelassen gefeiert worden sei.<sup>49</sup> Der Herzog sei schließlich in glänzender und großartiger Weise von der Stadt empfangen worden.<sup>50</sup>

Ungeachtet der möglichen Anknüpfungspunkte zu den Ergebnissen der Forschungen zum *adventus*-Zeremoniell – insbesondere hinsichtlich der Aspekte Ordnung des Zuges, Präsentation des Schwerts, musikalische Begleitung, Empfang seitens der Stadtoberen – soll hier lediglich festgehalten werden, dass Herzog Sigismund versuchte, seinen Einzug mit Zitaten des herrscherlichen *adventus* zu überhöhen. Der politische Zweck dieses Auftritts ist eindeutig: Es handelte sich um eine Machtdemonstration und Drohgebärde gegenüber den Eidgenossen mit dem Ziel, die faktische militärische Unterlegenheit des Herzogs zu kompensieren und zu kaschieren. Die Beschreibung des *adventus* eröffnet jedoch eine weitere Deutungsebene, die eine Vielzahl textimmanenter Bezüge ermöglicht: Durch eine vor allem auf militärische Aspekte reduzierte Beschreibung und den gezielten Einsatz von Hyperbolik zeichnet Pontano das Bild einer wafentrotzenden Kampftruppe. Diese indirekte Interpretation wird noch zugespitzt durch zwei entsprechende Kommentare des Autors: Die leichte Bewaffnung der Reiter führt er darauf zurück, dass sie notfalls einen Angriff wagen könnten (*ad insultum faciendum*), zum Eintritt der Truppe bemerkt er, der Boden sei so erschüttert worden, dass man meinte, sie zöge geradewegs in die Schlacht.<sup>51</sup> Mag man auch davon ausgehen, dass der Herzog den eidgenössischen Gesandten suggerieren wollte, im Falle eines Scheiterns des gütlichen Tages sofort mit seinen Truppen loszuschlagen und, dass er sie mit diesem Manöver bereits in den Verhandlungen zu Zugeständnissen zu nötigen versuchte, so korreliert diese Darstellung Pontanos gut mit dem Gehalt der folgenden Textpassagen.

## DIE KRIEGLUST UND KRIEGSTÜCHTIGKEIT DER NATIO GERMAN(IC)A

Der Abschnitt des herzoglichen *adventus* mündet in eine Behauptung, die den bereits in der Beschreibung vermittelten Eindruck nochmals zuspitzt: Die *natio Germana* sei sowohl im Krieg selbst äußerst kampfstark als auch vor allen anderen dazu bereit, einen

Krieg zu beginnen.<sup>52</sup> Für das, was mit den heutigen Bezeichnungen ›Deutschland‹ und ›die Deutschen‹ nur unzureichend erfasst wird, waren in der Mitte des 15. Jahrhunderts die mehr oder minder weit gefassten Begriffe *Germania*, *Aleman(n)ia* und *Theutones*, *Germani*, *Aleman(n)i* geläufig. Einer genauen Definition im Einzelfall entzieht sich insbesondere der Begriff *natio German(ic)a*, der Hirschi zufolge bereits auf dem Konzil von Konstanz (1414–1418) in den Äußerungen von Wortführern aus dem Reich eine Verengung auf die »deutsche Sprachgemeinschaft« bzw. den »politischen Reichsverband« erfuhr.<sup>53</sup> Grundlage von Pontanos Verständnis des Begriffs war jedoch sicherlich die traditionelle *nationes*-Gliederung der italienischen Universitäten. Diese bildete vermutlich auch den Ausgangspunkt dafür, dass die italienischen Humanisten unter *natio* meist abschätzig »Heiden oder Barbaren außerhalb Italiens«<sup>54</sup> verstanden. Die ethnographischen Kriterien, mit denen der berühmte Humanist und spätere Papst Enea Silvio Piccolomini den Begriff *natio Germanica* insgesamt behaftete, fasst Hirschi so zusammen: »Kultureller Art waren Kriterien wie Sprache (*sermo, lingua*), Sitten (*mores, vivendi ritus*) und Aussehen (*forma*), während Herrschaft (*imperium*), geographische Lage (*situs*) und Recht (*ius*) politisch-territoriale Gesichtspunkte ins Spiel brachten.«<sup>55</sup>

Die antike Charakterisierung der Germanen als kriegerisch und kriegstüchtig in Werken wie Caesars *De bello Gallico*<sup>56</sup> wurde – meist ohne den potentiell positiven Aspekt der Kriegstüchtigkeit – bereits von den ersten Humanisten aufgegriffen, um vorhandene Ressentiments autoritativ zu belegen. In seinem berühmten Aufruf zur Unterstützung eines Türkenkreuzzugs am Frankfurter Reichstag (Oktober 1454) reduzierte Enea Silvio den Charakter ›der Deutschen‹ vor allem auf diese beiden Aspekte.<sup>57</sup> Indem er sie in Vergangenheit und Gegenwart zugleich verwirklicht sah, konstruierte er eine »bedingungslose Kontinuität germanischen Kriegerturns.«<sup>58</sup> Pontano verfolgt exakt dieselbe Argumentation, wobei unklar ist, inwiefern er dabei die Argumentation Enea Silvios rezipiert. Im Unterschied zu diesem gründet er seine Thesen auf einem Erklärungsmodell, das auf der Annahme basiert, das Klima einer Region, abhängig von einer unterschiedlich starken Sonneneinstrahlung und damit von der geographischen Breite, beeinflusse die ›Natur‹ ihrer Bewohner. Diese ›anthropogeographische Theorie‹ wurde in Grundzügen von Hippokrates von Kos<sup>59</sup> entwickelt, u. a. von Aristoteles aufgegriffen und erhielt ihre detaillierteste Ausarbeitung durch Poseidonios von Apameia.<sup>60</sup> Bezog sich eine ganze Reihe römischer Autoren<sup>61</sup> auf einzelne Thesen, so gab Vitruv Poseidonios' Gedankengang am vollständigsten wieder.<sup>62</sup> Dem Ethnozentrismus der griechischen Autoren, die in ihrem dreizonigen Modell den eigenen Lebensraum als den günstigsten betrachteten und darin vom Norden und Süden absetzten, folgte er, indem er Italien zur Perle aller Länder kürte. Erstmals verwertet durch Petrarca in einem an Papst Urban V. gerichteten Aufruf zur Rückkehr der Kurie nach Rom (1364/66),<sup>63</sup> gewann die Theorie seit der Aufdeckung eines vollständigen Exemplars der *De Architectura libri X* durch Poggio Bracciolini (1416/17) an Popularität.<sup>64</sup>

Die hinsichtlich der Entstehungszeit von Pontanos Brief interessante Frage, ob bereits eine direkte Rezeption der *Germania* des Tacitus vorliegt, muss negativ beantwortet werden. Nach dem Tode Enochs von Ascoli (Ende 1457), der wohl um 1455 eine bedeutende mittelalterliche Abschrift nach Rom verbracht hatte, gelangte Enea Silvio Piccolomini vermutlich als erster an den Text und verwertete ihn wahrscheinlich bereits in seiner *Germania*.<sup>65</sup> Es ist nicht anzunehmen, dass Pontano als unbedeutender Schreiber im Zeitfenster von kaum anderthalb Jahren darauf Zugriff erhielt, zumal sein Mentor Campano erst im Februar 1459 unmittelbaren Kontakt zur Kurie knüpfte. Vergleichen wir damit nun die Version Pontanos.

Ausgehend von der These, die ›deutsche‹ Kriegstüchtigkeit werde durch eine eklatante Leichtfertigkeit behindert, die sich bereits in den Kämpfen mit den Römern negativ ausgewirkt habe, versucht der Autor, diese Schwäche zu ergründen.<sup>66</sup> Zuvor beteuert er jedoch, dass ›die Deutschen‹ ohne diesen Makel in *consilium* und *prudencia* mit keinem anderen Volk der Welt verglichen werden könnten – eine letztlich überflüssige, jedoch mit Blick auf die wenig schmeichelhaften folgenden Ausführungen notwendige Bemerkung.<sup>67</sup>

Die antikem Wissen entsprechende Erklärung Vitruvs vereinfachend, beginnt er mit der Feststellung, ›die Deutschen‹ besäßen eben deshalb keinen Scharfsinn und begriffen bedeutsame und anspruchsvolle Dinge nicht, da die kalte Breite den Verstand betäube.<sup>68</sup> Als positive Konsequenz von kaltem Klima und Wetterunbill nennt er ihren starken und robusten Körperbau.<sup>69</sup> Während Pontanos ›wissenschaftliche‹ Begründungen also deutlich von Vitruv abweichen, stimmt er im Ergebnis mit ihm überein. Auch die These mangelnden strategischen Vorgehens ›der Deutschen‹ ist eine deutliche Paralle zu der Aussage Vitruvs, die Bewohner des Nordens seien zwar kampflustig, aufgrund ihrer geistigen Schwerfälligkeit jedoch wenig erfolgreich.<sup>70</sup>

Über die Bewohner der warmen Zone behauptet Pontano, sie seien durch die Intensität der Sonne kraftlos und weich. Als physiologische Begründung für ihre Schwäche führt er an, die Hitze ziehe das Blut an die Oberfläche des Körpers.<sup>71</sup> Damit weicht er geringfügig von Vitruv ab, der erklärt, die Sonne sauge den Südvölkern die Tugenden des Mutes aus.<sup>72</sup> Im Ausgleich zu ihrer militärischen Unfähigkeit spricht ihnen Pontano, seiner Vorlage entsprechend, *sapientia* und *prudencia* zu.<sup>73</sup>

Die Mitte zeichne sich dagegen durch ein gemäßigtes Klima aus und bringe Menschen hervor, die sowohl die besten geistigen als auch körperlichen Tugenden besäßen und die – damit geht er über Vitruv hinaus – zudem als glücklicher gelten können. Dies zeige sich in Italien, dessen Bewohner die anderen Völker – man beachte den Superlativ – in allen relevanten Tugenden leichtestens überträfen.<sup>74</sup> An dieser Stelle weicht Pontano nun deutlich von Vitruv ab, welcher, der Theorie konsequenter folgend, den Bewohnern der gemäßigten Zone nur deshalb den Vorrang einräumt, da sie durch die Ausgewogenheit ihrer Eigenschaften den anderen überlegen seien.<sup>75</sup>

Dieses von Vitruv tradierte Konzept dient Pontano nicht nur als Beleg seiner Gelehrsamkeit für den kundigen Leser. Als Aussage einer antiken Autorität verleiht es der These einer kriegerischen ›Natur‹ der ›Deutschen‹ Glaubwürdigkeit und unterstützt das im Textverlauf immer wieder aufblitzende Überlegenheitsgefühl Pontanos als Angehöriger der *Italia*. Der heute als ›naturwissenschaftlich‹ zu bezeichnende Charakter des Erklärungsmodells mag in den Augen Pontanos zusätzlich legitimierend gewirkt haben.

## DIE BESCHREIBUNG DER FESTTRACHTEN ALS AUSGANGSPUNKT FÜR EIN PORTRÄT ›DEUTSCHER‹ MORES

Dem mit wenigen Strichen skizzierten Bild des Festzugs folgt eine detaillierte Beschreibung der Trachten der Prozessionsteilnehmer. Fragwürdig ist Pontanos Gliederung der Teilnehmerschaft, die zunächst nach Geschlecht differenziert, im Falle der Männer nach Alter (*iuuentus*; *maioribus etiam ætate prouectis*), im Falle der Frauen nach Familienstand (*puellæ innuptæ*; *matronæ*). Die aus anderen Städten überlieferten Prozessionsordnungen zeigen hingegen, dass die Reihenfolge der Teilnehmer bzw. ihre Nähe zum ›Allerheiligsten‹, der in der Mitte des Zuges unter einem Baldachin getragenen Monstranz, in engem Verhältnis zur sozialen Hierarchie der Stadt stand.<sup>76</sup> Da dies in ähnlicher Form auch für Konstanz angenommen werden darf, gibt Pontanos Beschreibung somit höchstens die Binnengliederung der Gruppen wieder.<sup>77</sup> Auf die Selektivität der Beschreibung deutet auch die Uneinheitlichkeit der Gewänder der *iuuentus* hin.<sup>78</sup> Pontano stellt fest, dass manche *iuuenes* lange, gold- und silberdurchwirkte Ärmel trugen, die meisten jedoch ein recht kurzes und buntes Gewand.<sup>79</sup> Die Bemerkung, ›beinahe alle‹ besäßen ›nach Frauenart‹ langes Haar, weist darauf hin, dass in Italien Kurzhaarfrisuren verbreiteter waren.<sup>80</sup> Lobend erwähnt der Autor grüne Kränze, die teils aus Blumen gewunden, teils aus Baumtrieben hergestellt waren und in der Art eines Lorbeerkranzes um den Kopf geführt wurden.<sup>81</sup> Der Hinweis, dieser Schmuck werde an beinahe allen Festtagen getragen, lässt darauf schließen, dass der Autor sich darüber bei Einheimischen informierte.

Die Gruppe der ›älteren Herren‹<sup>82</sup> erhält in der Darstellung Pontanos durch verschiedene Stilmittel das *Signum* besonderer Würde. Ihre schlichte Gewandung – ein bis zu den Unterschenkeln reichender Umhang sowie ein Filzhut – kontrastiert mit den auffälligen Kleidern der Jüngeren. Den Gegensatz unterstreicht sowohl der Einsatz klassischer Terminologie (*toga*; *pileum*<sup>83</sup>) als auch das an den Herren beobachtete Statussymbol der Studenttücher (*tritas ephemeridas*).<sup>84</sup> Durch die vielleicht auf einer Erkundigung bei Einheimischen beruhende Aussage, es handle sich um einen alten Brauch, weist er die Bürger als Hüter der Religion und Bewahrer der Tradition aus.

Die ›unverheirateten Mädchen‹<sup>85</sup> bzw. Jungfrauen waren ein Aspekt der fremden Kultur, der von italienischen Humanisten oft und gerne unter die Lupe genommen wurde



und nicht selten Anlass zu anzüglichen Späßen gab. Auch Pontano versucht sich in einer detaillierten und anschaulichen Charakterisierung der Konstanzer Mädchen. Von den leinenen Kleidern kommt er sogleich auf ihre Brüste zu sprechen, erwähnt dann Kopfschmuck, Frisur und bunte Seidentücher. Ein hohes Lob vergibt er dafür, dass sie nicht wie ›die Italienerinnen‹ rote und weiße Schminke, mit anderen Worten Lippenstift und/oder Rouge sowie Make-up, benutzten. Detailliert beschreibt er außerdem die stiefelartigen, unten von einer Schnalle zusammengehaltenen, weiter oben mit vielen Riemchen versehenen Schuhe aus schwarzem und weißem Leder.

Dass Pontano die ›verheirateten Frauen‹<sup>86</sup> in nur einem Satz abhandelt, bestätigt seine einseitige Interessenlage. Immerhin spricht er ihnen, die mit einem langen Mantel und leinenem Kopftuch recht unscheinbar gewandet sind, Schönheit und Würde zu.

Auf den ersten Blick nur eine Charakterisierung der Menschen und ihrer Kleidung, erweist sich der Abschnitt bei genauerem Hinsehen als vielschichtig. Mit der Bemerkung, die Festgewänder der Prozessionsteilnehmer entsprächen Sitte und Brauch ›des Vaterlandes‹,<sup>87</sup> führt der Autor ein Denkschema und eine entsprechende Terminologie ein, die in den folgenden Ausführungen eine zentrale Position einnehmen.

Verstanden die italienischen Humanisten unter *patria* zumeist »eine Stadt mit oder ohne umliegenden Territorialbesitz«<sup>88</sup>, so weist Pontanos Verwendung des Begriffs weniger auf Konstanz,<sup>89</sup> als vielmehr auf die bereits genannte *natio Germana*.<sup>90</sup> Dies zeigt die Charakterisierung der Soldatenkleider<sup>91</sup> und der Sprache.<sup>92</sup> Nicht zuletzt, da die Soldaten Herzog Sigismund unterstanden, bezeichnet Pontanos *patria*-Begriff wohl kaum nur Konstanz oder die Region. Der Grund für die Abweichung von der üblichen *patria*-Terminologie liegt in einem veränderten Bezugssystem: Den traditionell städtischen Kontext besaß der *patria*-Begriff nur im Vergleich mit einer anderen ›italienischen‹ *civitas* oder *respublica* wie Siena oder Florenz, im Vergleich mit einem ultramontanen Ort vergrößerte sich der Maßstab dagegen auf eine Ebene, die einen Rückgriff auf die *nationes*-Gliederung bzw. diffuse geographische Grenzziehungen nahelegte. Dieses Denkmuster findet seinen wörtlichen Ausdruck, wenn Pontano kurz vor dem Abbruch des Fragments die Begriffe *Germania* und *Italia* nebeneinander- bzw. gegenüberstellt.<sup>93</sup>

Den Begriff der *patria* verknüpft Pontano nun mit *mos*, einem Schlüsselbegriff bereits der antiken ethnographischen Literatur. Mit vielen anderen ›fremden‹ Berichterstatern teilt er den Ansatz, die während seines kurzen Aufenthalts in Konstanz und der Region beobachteten *mores* als repräsentativ für die ganze *patria*, d. h. die *natio German(ica)* vorzustellen. Auf den Punkt bringt dies sein Fazit zu einer Hochzeitszeremonie, deren Zeuge er in einem Dorf nahe Konstanz wurde: *Germanus est hic mos*.<sup>94</sup> In diesen Kontext passt auch die Aussage, die Konstanzer ›Jungfrauen‹ hielten sich mit ihrem Festgewand an ›ihre‹, d. h. die ›deutsche‹ Sitte sich zu kleiden.<sup>95</sup> Mit der Logik einer umgekehrten *pars pro toto* begeht Pontano demselben methodischen Fehler wie viele Ethnologen vor und nach ihm. Er vollzieht die empirische Verifikation einer Theorie, die selbst nur auf wenigen Indizien beruht und erliegt einem klassischen Zirkelschluss. Die Behauptung,



man trüge ›dort‹ keine allzu weiten und aufwändigen Gewänder,<sup>96</sup> enthält einen weiteren Aspekt: Sie zeigt nicht nur, dass Pontano von anderen modischen Vorlieben ausging, sondern den Unterschied zwischen dem in Perugia und vielleicht an einigen anderen ›italienischen‹ Orten gewonnenen Erfahrungswert sowie den in Konstanz gemachten Beobachtungen sogleich auf die dahinter verborgenen *patriae* – ›hier‹ Italia und ›dort‹ Germania – projiziert. Diese *patriae* bilden auch die Bezugsebene weiterer Vergleiche. Wenn Pontano die Natürlichkeit der ungeschminkten Mädchen<sup>97</sup> oder, am Beispiel der älteren Herren, die Frömmigkeit der Bevölkerung lobt,<sup>98</sup> so konstruiert er analog zum ›hier-dort‹ ein ›wir-sie‹ Verhältnis. Eine derart großflächige Gegenüberstellung bedingt nicht nur jeweils eine (inadäquate) Uniformierung, sondern schafft im Zuge der polarisierten emotionalen Aufladung der Unterschiede auch eine agonale Beziehung. Fallen die genannten Vergleiche im Unterschied zu manch anderen italienischen Berichterstatern positiv aus, so verbindet Pontano mit den *mores Germani(ci)* auch negative Emotionen. Dies zeigt sich vor allem in seiner Erklärung der modischen Unterschiede, ›sie‹, d. h. die Angehörigen der *natio German(ica)*, gäben mehr Geld für Essen, Trinken und Bäder aus oder ›verschleuderten‹ es vielmehr.<sup>99</sup> Pontano stellt hier Behauptungen auf, die in ihrer Bestimmtheit weniger auf eigene Beobachtung, als auf mündlich und (weniger) schriftlich tradierte Vorstellungen über ›die Deutschen‹ zurückzuführen sind. Im Unterschied zu der positiv konnotierten Behauptung größerer Frömmigkeit drückt das abschätzige *effundunt* eine Ablehnung dieser *mores* aus.<sup>100</sup>

Poggio Bracciolinis Brief aus Baden im Aargau (1416) gehört zu den berühmtesten humanistischen Reisebriefen aus ›deutschen Landen‹. Mit der fokussierten und dadurch ungemein detaillierten Beschreibung der Verhaltensweisen und Eigenheiten der Badenden setzte er einen Standard, auf den Pontano infolge der großen Verbreitung des Briefs in seiner Charakterisierung ›der Deutschen‹ durchaus Bezug genommen haben könnte.<sup>101</sup> Anders als Pontano interessiert sich Poggio jedoch kaum für eine Inbezugsetzung der beobachteten *mores* zu Elementen der vorgeprägten Wahrnehmung ›der Deutschen‹. Wenn er das Badeleben zum Ausdruck einer positiv konnotierten barbarischen *simplicitas* stilisiert, so blendet er die mit dem Barbarenbegriff verbundenen negativen Züge weitgehend aus. Poggios Urteil *O mores dissimiles nostris*<sup>102</sup> würde wohl in der Summe von Pontano unterstützt, bezieht sich jedoch insbesondere auf die idealisierte Selbstgenügsamkeit und Freizügigkeit der Badegesellschaft. Jedoch gibt es auch Parallelen: Durch die Beteuerung, auf eine ausgewogene Schilderung bedacht zu sein,<sup>103</sup> rekurrieren beide auf die Programmatik der literarischen Gattung der *descriptio*.<sup>104</sup> Mit Poggios Erstaunen über die Vielzahl an Badegästen, die oft von weit her kämen,<sup>105</sup> korreliert Pontanos indirekte Bemerkung über den hohen Stellenwert des Badens bei ›den Deutschen‹. Gemeinsam ist beiden auch ein intensiver, pikante Details nicht aussparender Blick auf Frauen,<sup>106</sup> und der Hinweis auf die problematische Unkenntnis der Sprache.<sup>107</sup> An Poggios leise Bewunderung der *simplicitas* der Badenden erinnert außerdem Pontanos Lob auf die Natürlichkeit der ungeschminkten Konstanzer Mädchen.<sup>108</sup>

Auch die ethnographischen Passagen der beiden Beschreibungen Basels (1433/34 und 1438/39) Enea Silvio Piccolominis zeigen im Detail Parallelen zu Pontanos Darstellung. Diese beruhen allerdings eher auf übereinstimmenden Beobachtungen, als auf Rezeption.<sup>109</sup>

## DIE ›DEUTSCHE‹ CONSUETUDO NUBENDI

Nach den Beobachtungen zu den heiratsfähigen Mädchen unterbricht Pontano die Beschreibung für einen Exkurs über deren *consuetudo nubendi*, denn so wie er diese selbst kennengelernt habe, passe sie ganz zum Thema des Briefs.<sup>110</sup> Er erzählt dazu eine Episode, die er zusammen mit unbekanntem Begleitern in dem etwa 30 km<sup>111</sup> östlich von Konstanz, ebenfalls am Südufer des Bodensees, gelegenen Ort Arbon erlebt habe: Während er in der Kirche betete, versammelten sich einige Menschen um den Altar, wobei ein Priester, beim Altar sitzend, jedem mit einem Manipel auf den Mund schlug.<sup>112</sup> Als sich das Brautpaar vor dem Altar niedergekniet hatte, legte dieser die Hände auf ihr beider Haupt und murmelte einige Worte, daraufhin hielt er auf Deutsch eine Predigt, die Pontano und seine Begleiter nicht verstanden.<sup>113</sup> Nachdem er das Evangelium verlesen hatte, bekreuzigte der Priester das Paar, und die Hochzeitsgesellschaft verließ die Kirche. Die nun folgende Passage legt den Charakter des Ereignisberichts ab: Die Gäste seien unvermittelt losgelaufen und hätten einander ›mit größtmöglicher Gewalt‹ an den Haaren gezogen<sup>114</sup>, so dass Pontano den Eindruck gewonnen habe, er sei in einen Kampf hineingeraten.<sup>115</sup> Sobald er aber verstanden habe, dass es sich hier um einen ›deutschen‹ Brauch (*Germanus est hic mos*) handle, habe er ein Lachen nicht unterdrücken können.<sup>116</sup>

Ungeachtet der Tatsache, dass die Episode vermutlich ein reales Erlebnis widerspiegelt, verliert sie durch ihre vielschichtige Interpretierbarkeit gänzlich den ersten Anschein einer beiläufigen Begebenheit, die den Autor nur durch ihre Kuriosität dazu bewegte, sie als Exkurs einzuflechten. So lässt sich nicht übersehen, dass sie sich unmittelbar an die Äußerungen zur kriegerischen Natur ›der Deutschen‹ anschließt. Die Terminologie zur Charakterisierung des Treibens vor der Kirche speist sich ausnahmslos aus dem Wortfeld ›Streit‹ bzw. ›Krieg‹ (*proelium, tumultus, concertatio*), die Hyperbolik dient dabei nicht nur einem humoristischen Zweck. Somit scheint die Episode als ›empirische‹ Untermauerung der zuvor referierten Thesen interpretierbar. Die Präsenz von Gewalt sogar im Spiel und die Absurdität, welche sich aus der Verbindung mit der Hochzeitsszene ergibt, steigern diesen Effekt noch.

Ein weiteres Moment ist das Verhältnis Pontanos zu dem von ihm Beschriebenen. Durch einige Kunstgriffe charakterisiert er den *mos Germanus* als primitiv und stilisiert sich dabei zum Vertreter einer überlegenen Kultur. Er inszeniert sich als neutraler Beobachter, der die infantil und ›barbarisch‹ anmutenden Verhaltensweisen zu verstehen versucht und suggeriert dem Leser, diese letztlich auch verstehen zu können. Durch

das Bekenntnis, er habe ein Auflachen im Moment der Erkenntnis nicht ›unterdrücken‹ können, erscheint seine Gediegenheit und Feinsinnigkeit in umso härterem Kontrast zum Verhalten der Dorfbewohner. Anders als sein Mentor Campano, der sich in seinen Briefen von der Gesandtschaft zum ›Großen Christentag‹ in Regensburg (1471) so verächtlich über die ›deutschen‹ *mores* äußern sollte, versteckt Pontano seine Kritik in hintergründig-herablassender Belustigung. Das abschließende Lob bezieht sich bei genauem Hinsehen nicht auf die Sache selbst, sondern lediglich auf das Vergnügen, Zeuge dieses Schauspiels gewesen zu sein.<sup>117</sup>

Gerade als detaillierte ›Feldstudie‹ zu den Bräuchen der fremden ›deutschen‹ Kultur erinnert diese Passage, mehr noch als die Schilderung des Festzuges, an Poggios Sittengemälde der Badener Badegesellschaft. Sie erweitert das dort entwickelte Konzept von barbarischer *simplicitas* um eine weitere, allerdings negativ konnotierte Facette.

## HERZOG SIGISMUND ALS UNGENANNTER ZWEITER ADRESSAT

Für die These, dass Ventura Pontano seinen Brief neben dem explizit genannten Adressaten Stefano Nardini bewusst auch für Herzog Sigismund schrieb, sprechen diverse Argumente.

Zunächst ist es unwahrscheinlich, dass die in Frehers Besitz befindliche Handschrift mit einer italienischen Überlieferungslinie, etwa ausgehend von Nardinis Widmungsexemplar, entstammt: Die Überschrift hebt einseitig den *adventus* Herzog Sigismunds hervor und vernachlässigt sämtliche anderen Aspekte des Texts. Nardini, der dem Einzug gar nicht beiwohnte,<sup>118</sup> wird diesen kaum als herausragendes Ereignis des Aufenthalts aufgefasst haben. Auch angesichts der sehr förmlich gehaltenen, nur die Amtsbezeichnungen Nardinis auflistenden Adresse, scheint es daher ausgeschlossen, dass das von Freher edierte Fragment auf einer Widmungsfassung für den Gesandten beruht. Dem Einwand, Überschrift und Adresse seien vielleicht später hinzugefügt worden, kann entgegengehalten werden, dass die in der Überschrift gemachten Angaben über Ort und Jahr des Konstanzer Tages nicht aus dem Text zu rekonstruieren sind, und auch die Ämter Nardinis später kaum in dieser Vollständigkeit bekannt waren. Die Formulierung der Überschrift (*Constantiam civitatem Alemanix*) weist sogar direkt auf Pontano, der als Italiener eine genauere Ortsbezeichnung für notwendig erachten musste. Da Frehers Edition weitere thematisch verwandte und zeitnah entstandene Texte enthält, als deren Grundlage er eigene Handschriften angibt, liegt es nahe, auf eine gemeinsame ›Quelle‹ zu schließen.

Eindeutig für Herzog Sigismund als Adressat sprechen schließlich inhaltliche Kriterien: Wo immer Pontano die Rede auf ihn lenkt – sei es indirekt in der Schilderung des Einzugs oder direkt in der Auflistung der herrscherlichen Tugenden –, sind seine Aus-

führungen in einem Maß von Panegyrik geprägt, das dem Lob Nardinis in nichts nachsteht. Gleichzeitig bleibt das breite Spektrum negativ beurteilter Eigenschaften, das italienische Reisende in ihren Briefen in die Heimat mit einer gewissen Schwankungsbreite fast immer bedienten, größtenteils ausgeblendet. Das ›den Deutschen‹ zugeschriebene klimatisch bedingte geistige Defizit wiegt (zumindest in den Augen Pontanos) weniger schwer, indem es im Rahmen der Bezugnahme auf eine antike Autorität erscheint. Die wenigen anderen, dem Gefühl einer Superiorität der Italia entspringenden Anspielungen besitzen einen subtileren Charakter.

Den einzigen offensichtlichen Widerspruch zur hier vertretenen These bildet das Fehlen einer Widmung an Herzog Sigismund. Relativiert wird dies immerhin durch vergleichbare Fälle, in denen humanistische Briefe formal einen einzigen Adressaten besaßen, gleichzeitig aber an Freunde, Bewunderer, gegenwärtige oder zukünftige Gönner weitergegeben wurden.<sup>119</sup> War es ein allgemeines Phänomen, dass die meist unbegüterten Humanisten um ihres materiellen Vorteils willen und in der Hoffnung auf Ruhm mit panegyrischen Schriften oder Reden mächtigen und vermögenden Personen ihre Aufwartung machten, so sind im Besonderen auch Fälle bekannt, in denen italienische Humanisten sich an ›deutsche‹ Fürsten wandten.<sup>120</sup> Galt Herzog Sigismund lange Zeit als Kunstfreund und besonderer Förderer humanistischer Literaten, so wird dies heute differenziert beurteilt.<sup>121</sup> Reinhard Hahn machte in literaturhistorischem Anschluss an die mit ähnlicher Stoßrichtung auftretende Untersuchung Maleczeks zur Sachkultur am Innsbrucker Hof glaubhaft, dass dieser gerade im Vergleich mit anderen Fürstenhöfen »kein humanistisch inspiriertes Zentrum der Geistigkeit«<sup>122</sup> war. Er stellte fest, dass die relativ kleine Bibliothek eben nicht auf einen bemerkenswerten Literaturbetrieb schließen lasse, und dass der Herzog von allen Künsten lediglich der Musik besonders zugeneigt gewesen sei. Immerhin – und damit könnte Pontano gerechnet haben – bekräftigt Hahn die These, dass Sigismund »in der Rolle des kunstsinnigen Mäzens der Literaten«<sup>123</sup> auftrat. Auch Assion hatte ermittelt, dass der Herzog ihm zugeordnete Werke »nachweislich«<sup>124</sup> sehr großzügig belohnte.

Erkennt man Herzog Sigismund als ungenannten Adressaten an, so lassen sich in einigen Passagen des Briefs konkrete Bezüge auf die politischen Rahmenbedingungen des Konstanzer Tages herstellen. Untermauert wird die These etwa durch klare Hinweise darauf, dass der Brief noch vor dem Ende der Verhandlungen verfasst und ›veröffentlicht‹ wurde. So ergibt die indirekte Ermahnung an die Kontrahenten, der Aufforderung Nardinis zu einem Friedensschluss Folge zu leisten,<sup>125</sup> nur dann Sinn, wenn das Ergebnis der Verhandlungen noch nicht feststand. Die letzten überlieferten Sätze des Briefs geben überdies einen konkreten Hinweis darauf, dass Nardini in der Befriedung ›Deutschlands‹ noch keine Erfolge vorweisen konnte.<sup>126</sup>

Beginn und Ende des Brieffragments, der waffenstarrende Einzug Herzog Sigismunds und die Friedensrede Stefano Nardinis formen bedeutungsschwer den Rahmen des Texts. Herzog Sigismund erscheint geradezu als Personifikation des Krieges und zu-



gleich als typischer Vertreter einer gewaltaffinen *natio Germanica*. Der päpstliche Repräsentant tritt mit elaborierten Worten statt mit Waffengeklirr für den Frieden unter den christlichen (!) Völkern ein. Es fällt leicht, gedanklich die Gegensatzpaare Völlerei und Stumpfsinn der Deutschen sowie Zivilisiertheit und Weisheit der Italiener zu ergänzen. Interessant ist mit Blick auf die historische Situation des Konstanzer Tages, dass Pontano ein Ringen um Krieg oder Frieden konstruiert, welches eine Bedeutung der Eidgenossen als eigentliche Kontrahenten des Herzogs völlig negiert. Sowohl das ehrenrührige Schweigen über den Namen der Gegner, die nur einmal indirekt als ungehorsame Untertanen gekennzeichnet werden,<sup>127</sup> als auch die realitätsverzerrende Beschränkung auf die beiden genannten Hauptakteure sprechen für den Herzog als zweiten Adressaten.

Auch das Raisonnement über die Beschwerden des Fürstenamts lässt sich, unbeschadet des Eigenwerts moralphilosophischer Erörterungen in den Augen der Humanisten, durchaus in Bezug zur aktuellen Problematik setzen. Jeder mit den Vorgängen vertraute Leser konnte unschwer die Eidgenossen als Ursache des ›Unglücks‹ Herzog Sigismunds identifizieren, von welchen er eigentlich »geehrt und geliebt werden« müsste.<sup>128</sup> Da Pontano den Herzog zum *princeps optimus* stilisiert, ist darin ohne großes Wohlwollen eine politische Stellungnahme für ihn zu erblicken. Diese steht allerdings klar im Kontext der Panegyrik.

In diesem Kontext verdient die Passage über die Kriegslust und Kriegstüchtigkeit der *natio German(ica)*, an deren Ende ein Lob Italiens steht, dessen Bewohner die Nordländer vor allem in den *virtutes animi* überträfen, eine erneute Betrachtung.<sup>129</sup> In Verbindung mit der These mangelnden strategischen Handelns ›der Deutschen‹ wirkt die Betonung geistiger Überlegenheit der Italiener wie eine Empfehlung an die ›Deutschen‹, dem Papst bzw. Nardini als seinem Stellvertreter sowohl die Entscheidung über Krieg und Frieden als auch – mit Blick auf den geplanten Türkenkreuzzug – die Führung in Kriegen zu überlassen.

Den deutlichsten Bezug auf den eidgenössisch-österreichischen Konflikt enthält die Reflexion Pontanos über die Friedensrede Nardinis in der Warnung vor den grausamen Folgen eines Scheiterns der Verhandlungen für die Bevölkerung.<sup>130</sup> Indem Pontano das Anliegen der päpstlichen Delegation solchermaßen unterstützt, macht er seinen Brief gleichzeitig zum propagandistischen Instrument.

## DAS BILD VON ›DEN DEUTSCHEN‹ IM VERGLEICH: DER BRIEF PONTANOS IM KONTEXT DER ÄUSSERUNGEN ZEITGENÖSSISCHER ITALIENISCHER HUMANISTEN

Durch eine spezifische Auswahl von Merkmalen und die klare Tendenz zur Uniformierung definiert Pontano ›die Deutschen‹ als sprachliche, ›charakterliche‹ und – mit Schwerpunkt auf den *mores* im Sinne von Sitten und Bräuchen – als ›kulturelle‹ Gemein-



schaft. Stets bezieht er sich dabei auf vorgeprägte, mündlich oder schriftlich tradierte Urteile, deren Validität er durch eigene Beobachtungen ›belegt‹. Da es sich keineswegs bei allen Vor-Urteilen um ›Stereotypen‹ handelt, wird in Abstufung ihrer Dominanz auch von ›Leitvorstellungen‹ gesprochen.<sup>131</sup>

In drei thematisch unterschiedlichen Passagen schält Pontano ›Gewalttätigkeit‹ als das bestimmende Wesensmerkmal der *natio German(ica)* heraus. Erweckt bereits die Art und Weise der Schilderung des herzoglichen *adventus* einen entsprechenden Eindruck beim Leser, so werden die ausdrücklich ›den Deutschen‹ zugeschriebenen Charakterzüge der Kriegstüchtigkeit und Kriegslust im Rahmen der anthropogeographischen Theorie begründet und erhärtet. Nebenprodukte der Theorie sind dabei die Merkmale geistiger Schwerfälligkeit und körperlicher Robustheit, wovon Letzteres wiederum die militärische Potenz des Kollektivs begründet. In der Beschreibung des Hochzeitsbrauchs wird in humoristischer Verpackung empirisch eine latente Gewalttätigkeit auch im Alltag diagnostiziert. Eine weitgehend neutrale Präsentation der ›Gewalttätigkeit‹ erzielt Pontano, indem er sich einerseits sowohl negativer als auch positiver Werturteile enthält und andererseits die damit verbundenen negativen oder positiven Zwecke offen lässt, welche unwillkürlich Lob oder Warnung provozieren würden.<sup>132</sup> Mit dieser eigenwilligen Lösung stellt Pontano geschickt zugleich ›deutsche‹ und ›italienische‹ Leser zufrieden.

Die einzelnen Züge des Konzepts entsprechen dabei mehrheitlich der stereotypisierten Wahrnehmung ›der Deutschen‹, wie sie in der zeitgenössischen italienischen Literatur überliefert ist. So kommt Amelung zu dem Schluss, die Wildheit und Grausamkeit sei »der älteste und neben der Trunksucht zweifellos gewichtigste Zug des italienischen Deutschenbildes«<sup>133</sup> gewesen. Seit Petrarca waren der von Lukan geprägte Topos des *furor teutonicus* und seine Varianten (*tedesca rabbia* etc.) Schlüsselbegriffe zur negativen Kennzeichnung der ›kriegerischen deutschen Natur‹. Obschon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts keine äußeren Gründe, wie etwa Einfälle ›deutscher‹ Söldnerheere in Italien, Anlass zur Aktualisierung dieses Rufs gaben, lebte er bei den Humanisten unvermindert fort.<sup>134</sup> Während Enea Silvio in seiner Frankfurter ›Türkenrede‹ das Stereotyp ›deutscher‹ Gewalttätigkeit in Verbindung mit dem Merkmal der Kriegstüchtigkeit positiv umdeutete,<sup>135</sup> so zeigen seine nicht durch politische Absichten beeinflussten Schriften ein differenziertes Bild: Ganz in Einklang mit der allgemeinen Tendenz stehend, berichtete er in seinen Briefen nie von einer etwaigen ›deutschen‹ Kriegstüchtigkeit. In der Beschreibung Wiens wies er dagegen explizit auf eine hohe Gewaltbereitschaft der Bewohner im Alltag hin.<sup>136</sup>

Die aus der ›anthropogeographischen Theorie‹ abgeleitete Behauptung, ›die Deutschen‹ verfügten als Nordländer nur über bescheidene geistige Fähigkeiten, kann in dieser Form nicht als ›Leitvorstellung‹ italienischer Humanisten bezeichnet werden.<sup>137</sup> Als Aspekt des römischen Barbarenkonzepts besaß dieser Zug zwar immer noch Relevanz, wurde jedoch überlagert durch die humanistische Zuspitzung des *barbaries*-Begriffs auf

Unbildung, mangelnde Empfänglichkeit für die *studia humanitatis* und auf alles der idealisierten Lebensform Entgegengesetzte.<sup>138</sup> Zwar bezieht sich Pontano nicht ausdrücklich auf dieses Konzept, doch schimmert das Gefühl italienischer Überlegenheit auch bei ihm stets durch.<sup>139</sup> Da mannigfache Belege zeigen, dass italienische Humanisten ›die Deutschen‹ mit Blick auf ihre Sprache und *mores* ganz selbstverständlich und bisweilen auch unreflektiert als Barbaren begriffen, ist Ähnliches auch für Pontano zu vermuten.<sup>140</sup> Dass er die ›deutsche‹ Sprache selbst gebraucht,<sup>141</sup> beweist jedoch, dass er sie bei weitem nicht so abstoßend fand, wie dies von Anderen überliefert ist.<sup>142</sup>

Alle weiteren Bezüge auf Merkmale ›der Deutschen‹ erfolgen in vergleichsweise knappen Feststellungen. Das von Pontano angestimmte Lob der ›deutschen‹ Frömmigkeit wurde von einigen italienischen Humanisten geteilt, blieb aber nicht ohne Gegenstimmen.<sup>143</sup> Da Amelung diesen Aspekt nicht thematisiert, liegt die Vermutung nahe, dass er in erster Linie von den aus ›Deutschland‹ berichtenden Humanisten beobachtet wurde. Enea Silvio Piccolominis Meinung dazu wandelte sich im Laufe seines Aufenthalts ins Negative. Während er in der ersten Beschreibung Basels (1433/34)<sup>144</sup> den Glaubenseifer der Bevölkerung lobend hervorhob, beklagte er sich in der Beschreibung Wiens (1454 bis ca. 1458) über den mangelnden Respekt vor kirchlichen Feiertagen und die Gleichgültigkeit gegenüber Exkommunikation.<sup>145</sup> Der päpstliche *nuntius et collector* und spätere Bischof von Kammin Marinus de Fregeno (†1482) zeichnete in seiner *Descriptio provinciarum Alamanorum* (1479) nach einem mehr als zwei Jahrzehnte währenden Aufenthalt ein überwiegend positives Bild von den hiesigen Sitten, darunter auch von der Frömmigkeit.<sup>146</sup> Davon beeindruckt zeigte sich auch Paolo Santonino, der von 1485–87 an drei bischöflichen Visitationsreisen durch Kärnten, die Steiermark und Krain als Sekretär teilnahm und seine Erfahrungen in einem ausführlichen Reisetagebuch darlegte.<sup>147</sup> Schwierig zu bewerten ist die Aussage Pontanos, ›die Deutschen‹ verschleuderten ihr Geld für Lebensunterhalt und Bäder. Obschon Nachrichten italienischer Reisender über die ›deutsche‹ Badekultur, nicht zuletzt seit Poggios berühmtem Brief, nicht selten sind, wurde Kritik eigentlich nur an einer gewissen Ungezwungenheit im Umgang von Männern und Frauen geübt.<sup>148</sup> Wenn der Vorwurf der Verschwendung also die Häufigkeit des Badens traf, dann orientierte sich Pontano entweder an Gerüchten oder folgerte dies aus einer entsprechenden Vorlage.<sup>149</sup> Plausibler erscheint dagegen eine Kritik am ›Lebensunterhalt‹ (*victus*) ›der Deutschen‹. Zumal man davon ausgehen kann, dass Pontano in Konstanz persönlich Zeuge festlicher Gelage wurde, könnte man darin leicht eine Anspielung auf die sprichwörtliche ›deutsche‹ Trunksucht und Gefräßigkeit erblicken, auf die alle italienischen Berichterstatter zwischen Abscheu und Belustigung schwankend herabblickten.<sup>150</sup>

## RESÜMEE

In Form einer *epistula familiaris* an den päpstlichen nuntius Stefano Nardini bietet das Brieffragment des Humanisten Ventura Pontano eine detaillierte Schilderung ausgewählter Erlebnisse während dreier Tage bis zum Beginn der Konstanzer Schlichtungsverhandlungen zwischen Herzog Sigismund von Österreich und den Eidgenossen am 25. Juni 1459.

Die Beschreibung scheint, ungeachtet eingestreuter wertender Urteile, mit welchen der Autor sie für die Panegyrik gegenüber den anzunehmenden beiden Adressaten und für die Charakterisierung der ›deutschen‹ *mores* instrumentalisiert, glaubwürdig. Exemplifiziert an der Konstanzer Stadtbevölkerung und an Herzog Sigismunds Auftreten, entwirft der Autor auf subtiler Ebene eine Skizze von ›Wesen‹, Sitten und Bräuchen ›der Deutschen‹, die im wesentlichen auf einer spezifischen Auswahl von Stereotypen und ›Leitvorstellungen‹ des italienischen ›Deutschen‹-Bildes beruht. Die damit verbundenen zumeist negativen Wertungen mildert Pontano stark ab oder beschränkt sich auf versteckte Hinweise, die nur ein eingeweihter italienischer Leser wahrnehmen konnte. Infolge der anzunehmenden Widmung an den Herzog hat sein Brief dennoch aktiven Anteil an der ›deutschen Nationalisierung‹, die in dieser frühen Phase wichtige Impulse durch den italienischen Humanismus erhielt.<sup>151</sup>

Angesichts der beiden äußerst aufwändig ausgestalteten Anlässe des herzoglichen *adventus* und der Fronleichnamsprozession, wirkt das wiederholte Lob Pontanos<sup>152</sup> nachvollziehbar, doch steht der überaus positive Grundtenor des Briefes im Generalverdacht, seine wahre Meinung von ›den Deutschen‹ zu euphemisieren. Dies verlangte der Zweck des Briefs, welcher zu einem erheblichen Teil darin bestand, bei Herzog Sigismund bzw. gebildeten Angehörigen seines Hofes einen möglichst wohlwollenden Eindruck zu erzeugen. Das Überlegenheitsgefühl Pontanos gegenüber anderen *nationes* offenbart die Bemerkung über den alle übrigen Völker überstrahlenden Rang Italiens.<sup>153</sup> Trotz aller Voreingenommenheit ist ihm eine durchaus neugierige<sup>154</sup> Haltung gegenüber der fremden Kultur zu bescheinigen.

Die Fragen, wie weit sich der Brief fortsetzte, und ob noch weitere Ereignisse des Schiedstags geschildert wurden, können zumindest annäherungsweise beantwortet werden. In Anbetracht der begründeten Vermutung, dass der Brief vor dem Ende der Verhandlungen verfasst wurde, angesichts der erheblichen Länge des Fragments und gerade aufgrund des letzten Abschnitts, welcher mit dem Appell zur Beilegung des Konflikts einerseits eine dramaturgische Klimax darstellt und mit dem Bezug auf Stefano Nardini als *angelus pacis* andererseits eine Antithese zur Charakterisierung Herzog Sigismunds als Kriegsfürst bildet, ist zu vermuten, dass der Brief bald zu einem Ende kam.

Anschrift des Verfassers:

Wolfgang Untergeher M.A., Hildeboldstraße 21, D-80797 München

eMail: wolfgang.untergeher@gmx.net

## ANMERKUNGEN

1 Der vorliegende Beitrag gründet auf einer im Sommersemester 2007 vom Verfasser an der Universität München eingereichten Magisterarbeit mit dem Titel »Der eidgenössisch-österreichische Schiedstag in Konstanz 1459 – ein bislang unberücksichtigter Brief des italienischen Humanisten Ventura Pontano«. Für vielfältige Hinweise sei Frau Prof. Dr. Claudia Märkl (München) herzlich gedankt.

2 Edition bei FREHER, Marquard: *Germanicarum rerum scriptores varii, partim hactenus incogniti*, Bd. 2: *Qui res in Germania & Imperio sub Friderico III. & Maximiliano I. Impm. memorabiliter gestas, illo ævo litteris prodiderunt*, Frankfurt a. M. 1602, S. 113–116. Eine Zusammenstellung der spärlichen Informationen zu Ventura Pontano bietet UNTERGEHER (wie Anm. 1) S. 23–25.

3 MARCHAL, Guy P.: Die Schweizerische Geschichtsforschung und die österreichische Herrschaft: Ergebnisse und Fragen, in: Rück, Peter (Hg.): *Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters*, Marburg a.d. Lahn 1991, S. 15–36, hier: S. 21.

4 *Ain gütlicher, unuerbundner tag von Ir spenn und zwytracht wegen [...]. [...] mit [...] offner tädigung baider obgenanten parthyen*. Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede, Bd. 2: *Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1421 bis 1477*, bearb. von Anton Philipp Segesser, Luzern 1863, Beilage 36, S. 881 f. Die »Tädigung« gilt als Form des schiedsgerichtlichen Verfahrens. Vgl. BADER, Karl Siegfried: *Das Schiedsverfahren in Schwaben vom 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert*, Tübingen 1929, zugl. Diss. iur. Freiburg i. Brsg. 1929, S. 35, 40 f.

5 Zum Kongress von Mantua (1459) CALZONA, Arturo u. a. (Hg.): *Il sogno di Pio II e il viaggio da Roma a Mantova. Atti del Convegno internazionale, Mantova 13–15 aprile 2000 (Ingenium 5) Florenz 2003*. Zu Nardini MARCORA, Carlo: Stefano Nardini arcivescovo di Milano (1461–1484), in: *Memorie storiche della Diocesi di Milano 3* (1956), S. 257–488.

6 Die bis heute maßgebliche Analyse des Tages und seines politischen Kontexts bietet MALECZEK, Werner: *Die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich in der Zeit von 1430 bis 1474*, Diss. phil. masch. Innsbruck 1968, S. 172–177. Unter Berücksichtigung neuerer Literatur BAUM, Wilhelm: *Die Habsburger in den Vorlanden 1386–1486. Krise und Höhepunkt der habsburgischen Machtstellung in Schwaben am Ausgang des Mittelalters*, Wien/Köln/Weimar 1993, S. 381–383, S. 389–392. Mit Ergänzungen und Korrekturen UNTERGEHER (wie Anm. 1) S. 6–39.

7 Damit wäre der Brief der von Feger unternommenen Zusammenstellung literarischer Äußerungen über Konstanz und den Bodensee hinzuzufügen, unter denen sich auch Zeugnisse der Humanisten Leonardo Bruni (1414), Ambrogio Traversari (1435) und Andrea de' Franceschi (1492) finden. FEGER, Otto (Hg.): *Konstanz im Spiegel der Zeiten*, Konstanz 1952.

8 Seit 1587 Jurist in kurpfälzischen Diensten, trat Freher auch als späthumanistischer Gelehrter in Erscheinung und hinterließ ein ungemein vielseitiges und umfangreiches Werk. Die weit über die deutsche Geschichte hinausreichende *scriptores*-Sammlung ist in mancher Hinsicht bis heute unentbehrlich. Trotz vieler unbeantworteter Fragen gilt als Standardwerk immer noch KORNEXL, Dietrich: *Studien zu Marquard Freher (1565–1614). Leben, Werke und gelehrtenge-schichtliche Bedeutung*, Diss. phil. Freiburg i. Brsg. 1967. Unter den wenigen seitdem erschienenen Titeln erbringt auch der neueste keine weiteren Erkenntnisse zur Überlieferungsgeschichte von Pontanos Brief: KÜHLMANN, Wilhelm/HARTMANN, Volker/EL KHOLI, Susanne (Hgg.): *Die deutschen Humanisten. Dokumente zur Überlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur in der Frühen Neuzeit*, Abt. I: *Die Kurpfalz*, Bd. 1: Marquard Freher (*Europa humanistica* 1/1) Turnhout 2005.

9 1. Aufl. Frankfurt 1602 (wie Anm. 2). 2. unveränd. Aufl. Frankfurt 1637. 3. erw. Aufl. Strassburg 1717, hg. von Burkhard Gotthelf Struve. Dazu KORNEXL (wie



Anm. 8) S. 69–71. Vgl. POTTHAST, August: *Bibliotheca historica Medii Aevi*, Bd. 2, Berlin 1896, S. 1085.

10 FREHER (wie Anm. 2) (im nicht paginierten Vorspann).

11 Ebd., S. 116f.

12 Ebd., S. 118–128. Die Angabe zur Herkunft lautet hier: *Correctiora ex mss. nostris*.

13 Unter Eingliederung der Bestände der früheren Herzöge bzw. Regenten von Tirol (Friedrich IV., Sigismund, Kaiser Maximilian I.) baute Erzherzog Ferdinand II. (1529–1595) seit 1564 die Bibliothek in Schloss Ambras bei Innsbruck auf. Nach dem Aussterben der Tiroler Linie wurde sie 1665 nach Wien verlagert. JAKSCH, Walter/FISCHER, Edith/KROLLER, Franz (Hgg.): *Österreichischer Bibliotheksbau*, Bd. 1, Wien u. a. 1992, S. 293 f.

14 *Ego quidem bona fortuna inue(n)tos, fide optima repr sentare operæ pr cium non dubitavi: quosdam(m) adeo manu mea ex odiosis me(m)branis describere, omnes cum cura recensere, & (quantum quidem in illa exemplariu(m) singularium raritate licuit) restituere non pigritus [...].* FREHER, Marquard: *Germanicarum rerum scriptores aliquot insignes hactenus incogniti*, Bd. 1, Frankfurt 1600 (im nicht paginierten Vorspann).

15 KORNEXL (wie Anm. 8) S. 37f.

16 MERCK, Jacob: *Chronick deß Bistthumbs Costantz*, Konstanz 1627, S. 273–288. Diese erst dritte gedruckte Darstellung der Konstanzer Geschichte (LUDWIG, Theodor: *Die Konstanzer Geschichtsschreibung bis zum 18. Jahrhundert*, Diss. phil. Strassburg 1894, S. 78) wurde bisher nicht tiefergehend untersucht (freundliche Auskunft von Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz).

17 Vgl. den Unterschied: *vidimusque* (MERCK (wie Anm. 16) S. 275) vs. *vidimus notauimusque* (FREHER (wie Anm. 2) S. 113, Z. 26). Weitere Auslassungen: *ab hac Repub[lica] magnificeque* (ebd., S. 113, Z. 44), *& leno [...]* *aquilino* (ebd., S. 114, Z. 1). *Satis me hercle concinne hæret, sed hoc ad decorem earum non parum facit; nam insurgunt pectori sub tenui illa veste mammillæ orbiculatæ in modum mali Punici, quod nescio quid istic lateat Deæ Cypræ* (ebd., S. 114, Z. 48 ff.). *Vt ignorem an prouincia ulla eligi possit, quo nescio profecto cui dignius ipse pene hanc prouinciam delegare potuisset, qui tanta prudentia, tanta animi magnitudine, tanta magnarum rerum experientia prædeditus [sic] ita esset, sanius profecto sibi consuluit. Quod nisi hanc rem arduam, & tanti ponderis tibi credidisset, expectare potuisset extemplo iacturam magnam ac calamitatem in omnes impetus quam maxime irruituram.* (Ebd., S. 115, Z. 51 bis S. 116, Z. 1). Jede

dieser Auslassungen ließe sich inhaltlich begründen. Der pikante Halbsatz aus der Beschreibung der Konstanzer »Jungfrauen« war einem Kirchenmann wie Merck wohl zu anschaulich formuliert.

18 Freher merkt an *deesse aliquid videtur*, FREHER (wie Anm. 2) S. 115, Z. 51. Da die der Lücke folgenden beiden Sätze isoliert stehen, werden sie von Merck einfach weggelassen. MERCK (wie Anm. 16) S. 274.

19 Hermannus Contractus [Hermann der Lahme, um 1013–1054]: *Chronica* (bis 1054). Wilhelm Werner von Zimmern [1485–1575]: *Chronik des Erzbistums Mainz und seiner zwölf Suffraganbistümer*, davon Bd. 5: u. a. Konstanz (bis 1537). MANLIUS, Jacobus [Jacob Mennel, um 1460–1526]: *Chronicon Episcopatus Constantiensis*, in: PISTORIUS, Johannes: *Rerum Germanicarum veteres iam primum publicati scriptores*, Bd. 3, hg. von Burkhard Gotthelf Struve, Regensburg 1726 (1. Auflage Frankfurt a. M. 1607), ab S. 687. BRUSCHIUS, Gasparus [Kaspar Brusch, 1518–1557]: *Magni operis de omnibus Germaniæ episcopatibus*, Nürnberg 1549, hier: Kap. 4.

20 Da die Chronik Wilhelm Werners von Zimmern nicht selbst konsultiert werden konnte, muss auf das Urteil der Forschung vertraut werden, die insgesamt feststellt, dass sie weitestgehend auf den Chroniken Gallus Öhems und Jakob Mennels beruht. Das einzig bekannte Exemplar besitzt die Universitätsbibliothek Gießen (Hs. 469, fol. 1r–193r: »Die Beschreibung des Lebens der Bischöve zu Costentz [...]«). Näheres bei WEILAND, Ludwig: *Beschreibung einiger Handschriften der Universitätsbibliothek zu Giessen*, in: *Neues Archiv der Ges. für ältere dt. Geschichtskunde* 4 (1879) S. 59–85. Auf die Abhängigkeit von Mennel verwies LUDWIG, Theodor: *Ein wiederaufgefundener Band der Mainzer Erzstiftschronik des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern*, in: *ZGO N.F.* 12, 1 (1897) S. 245–258, hier: S. 253. Bestätigend BAUMGART, Hans: *Studien zur Zimmerschen Chronik des Grafen Froben Christoph und zur Mainzer Erzstiftschronik des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern*, Diss. masch. Freiburg i. Brsg. 1923, S. 47–68. Auf den Einfluss Gallus Öhems verwies HILLENBRAND, Eugen: *Die Geschichtsschreibung des Bistums Konstanz im 16. Jahrhundert*, in: ANDERMANN, Kurt: *Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (Oberrheinische Studien 7) Sigmaringen 1988, S. 205–225, hier: S. 213. Zuletzt MÜLLER, Markus: *Die spätmittelalterliche Bistums-geschichtsschreibung. Überlieferung und Entwick-*



lung, Diss. phil. Freiburg i. Brsg. 1994 (Beihefte zum AKG 44) Wien/Köln/Weimar 1998, S. 53, 57.

21 Eine Durchsicht weniger Seiten erbrachte Verweise auf folgende Autoren: Georg(ius) Scherer [1540–1605] (MERCK (wie Anm. 16) S. 256). Johannes Trithemius [1462–1516] (ebd., S. 257). Johannes Nauclerus [1425–1510] (ebd., S. 259). Henricus Glareanus [Heinrich Loriti (1488–1563)] (ebd., S. 261). Johannes Pistorius [1546–1608] (ebd., S. 288).

22 MONE, Franz Josef: (Hg.): Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 346.

23 BUCELIN, Gabriel: Constantia Rhenana lacus moesii olim, hodie acronii et potamici Metropolis sacra et profana, Frankfurt a. M. 1667, S. 325 f. Dazu NEESEN, Claudia Maria: Gabriel Bucelin OSB (1599–1681). Leben und historiographisches Werk, Ostfildern 2003 (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 3) zugl. Diss. phil. Stuttgart 2000/01.

24 SPETH, Johann Friedrich: Constantini M. triarcus triumphalis typus ter insignis acronianae metropolis Constantiae, Konstanz 1733, S. 273.

25 MÜLLER, Johannes von: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Buch 4, Teil 15, Frankenthal 1805, S. 45 ff.

26 Es fehlen Grußformel und Datum. Am Ende des Textes findet sich die Anmerkung: *Reliqua desiderantur*. FREHER (wie Anm. 2) S. 116, Z. 14.

27 Ebd., S. 115, Z. 51 (Rand).

28 In der ersten Zeile des Texts wird zudem mit *hanc urbem* (ebd., S. 113, Z. 11) auf die Überschrift Bezug genommen. Weiter unten heißt es *hac Repub[lica]* (ebd., S. 113, Z. 44) und wiederum *urbis* (ebd., S. 114, Z. 13).

29 *Venturæ de Perusio Pontani, ad Stephanum de Nardinis de Forlii, I[ur]is V[triusque] D[octorem] sedis Apostolicæ protonotarium & referendarium, Canonicum Basilicæ principis Apostolorum de Vrbe, Cameræ Apostolicæ clericum, literarumque Apostolicarum scriptorem & abbreviatorem, epistola*. Ebd., S. 113, Z. 6–10.

30 *Postridie vero, reuerende domine mi, dominatio tua nouisse potuit, cu(m) sacra Dijs ceremonizque persoluerentur, urbsq(ue) tota lustrata esset [...]*. Ebd., S. 114, Z. 12 f.

31 Ebd., S. 114, Z. 13–24.

32 Vgl. GROTEFEND, Hermann: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, hg. von Jürgen Asch, Hannover 131991.

33 Detaillierte Belegführung bei UNTERGEHRER (wie Anm. 1) S. 69–72.

34 *Omnia fere loca ornata erant per quæ patebat incessus [...]*. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 26.

35 *Sed ausculata (quæso) paucis earum nubendi consuetudinem*. Ebd., S. 114, Z. 56.

36 *Tum omnes lustratione peracta ad templum rediuimus*. Ebd., S. 115, Z. 16 f.

37 *Principem hu(n)c illustrissimum conuenisti, qui iuncta dextera perhumane tecum locutus est [...]*. Ebd., S. 115, Z. 28 f. [...] *quisque in suum concessit domicilium*. Ebd., S. 115, Z. 33.

38 *Postero vero die eodem in templo venistis omnes ubi in maxima Principum frequentia ac præstantissimorum virorum cætu orationem habuisti de laude Pacis [...]*. Ebd., S. 115, Z. 33 ff.

39 Der Beginn der Konferenz am Tag nach dem Fronleichnamfest steht wohl im Kontext der mittelalterlichen Praxis, Staatsakte an (oder zumindest nahe) »heiligen Tagen« stattfinden zu lassen. Dass das Fronleichnamfest in Schallers Auflistung »heiliger Tage« nicht erscheint, liegt vermutlich daran, dass der Autor insbesondere das Früh- und Hochmittelalter untersucht. Der Brauch entstand jedoch erst im 13. Jahrhundert. Dem Befund, dass »Abkommen aller Art, Bündnisse, Waffenstillstände und Friedensverträge [...] meistens an Sonntagen oder Feiertagen abgeschlossen« wurden, kann unser Fall nicht entsprechen: Die Urkunde des Waffenstillstandsvertrags wurde an einem Samstag (9. Juni) unterzeichnet. SCHALLER, Hans Martin: Der heilige Tag als Termin mittelalterlicher Staatsakte, in: DA 30 (1974) S. 1–24, hier: S. 4, 14, 21.

40 »[...] waren Parteien oder Schiedsrichter geistlichen Standes, wurde vornehmlich die Kirche dazu [als Tagungsort, Anm. d. Verf.] ausersehen.« BADER (wie Anm. 4) S. 49.

41 *Dictis deinde paucis, de rebus iis Germanis componendis, qua gratia huc à summo Pontifice delegatus erat [...]*. FREHER (wie Anm. 2) S. 115, Z. 32 f.

42 *Quantopere quoque ipse te amet, iam plane constat*. Ebd., S. 115, Z. 30 f.

43 *Pater reuerendissime, dum animi relaxandi gratia hanc urbem uiserem, deambularem sublicium pontem, qui Rheni undis inclyti fluminis alluitur, extemplo nuncius occurrit, aduentum Sigismundi Austriæ Ducis significans*. Ebd., S. 113, Z. 11–14.

44 *Vniuersam cohortem classicum cum tibia anteibat, pares deinde reliqui obequitabant, leui induta armatura: credo ut expeditiores sint, si foret opus, ad insultum faciendum. Tunicas more patrio breues habebant, vix enim inguen ipsum operiebant, rostratis calceis calcaria inhæ-*

rebant connexa paululum, quibus equos concitabant.

Ebd., S. 113, Z. 29–32. Das *classicum* war ursprünglich ein *instrumentum musicum* (tuba, cornu, bucina), quo et comitia et exercitus vocabantur«. *Thesaurus Linguae Latinae*, Bd. III, 1906–1912, Sp. 1278.

45 [...] *ferme omnes balistam portabant & pharetram sagittis refertam*. FREHER (wie Anm. 2) S. 113, Z. 38.

46 *Medium fecerant Ducem ipsum, ante quem ingenuus miles ense thecā tota argentea deferebat. Pectore quoque gestabat pretiosum lapillum auro circum ligatum, quem nullo mercari thesauro posse aiebant insigne Imperatorum*. Ebd., S. 113, Z. 34–37.

47 *Plerique vero militari ornamento induti eum comitabantur [...]*. Ebd., S. 113, Z. 37f.

48 *Postremum vero equis sex lineam arculam operam corio curru trahebant, argento, vestibus, & rebus alijs ad usum plenam, undique ramusculis arborum cinctam: aurigae qui ea(m) sequebantur cantu & clamore replebant omnia [...]*. Ebd., S. 113, Z. 38–41.

49 [...] *spectaculum erat perquam egregium tum viri ac mulieres ipsae è fenestris prospectantes, sua lingua interrogabant: Was volck ist das? hoc est, quinam mortales essent. Io etiam triumphantis more exclamantes*. Ebd., S. 113, Z. 41 ff.

50 *Demum splendide ad hac Repub[lica] magnificeque, quam pro viribus potuerunt, susceptus est*. Ebd., S. 113, Z. 43 f.

51 *Verum illi obæsi, ceruice ardua, pedibus confodientes humum tam exacte succussabant, uti in prælium atque in mediam aciem prodire viderentur*. Ebd., S. 113, Z. 32 ff.

52 *Natio est hæc Germana in bello firmissima, ad arma capienda præ cæteris promptissima*. Ebd., S. 113, Z. 47 f.

53 HIRSCHI, Caspar: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005, teilw. zugl. Diss. phil. Freiburg i. Ue. 2004, S. 143.

54 Ebd., S. 79.

55 Ebd., S. 150. Vgl. die Zusammenstellung entsprechender Belege aus Enea Silvius *Germania* bei VOIGT, Klaus: *Italienische Berichte aus dem spätmittelalterlichen Deutschland*. Von Francesco Petrarca zu Andrea de' Franceschi (1333–1492) (Kieler Historische Studien 17) Stuttgart 1973, S. 135 f. mit Anm. 243–245.

56 CAESAR, Gaius Iulius: *Commentarii rerum gestarum*, Bd. 1: *Bellum Gallicum*, hg. von Wolfgang Hering, Stuttgart/Leipzig 31997. In den Passagen, die allgemein die Lebensart der Germanen als wild und von Kampf und Raub geprägt charakterisieren, finden sich auch deutliche Aussagen wie folgende:

*Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit: ab parvulis labori ac duritiae student*. Ebd., 6, 21 (S. 99); *studium belli gerendi*, ebd., 6, 22 (S. 99).

57 Vgl. folgende Auszüge: *At mihi seu nova consideranti, seu vetera mente repetenti, inter omnes nationes, quas bello idoneas, iudicant, nulla expeditior, nulla fortior, nulla peritior, nulla audentior quam vestra videtur. Vobis homines, vobis equi, vobis arma, vobis pecuniae sunt. Nulla natio tam grandis sub coelo est [...]*. PICCOLOMINI, Enea Silvio: *Oratio de Constantinopolitana clade et bello contra Turcos congregando*, in: Pii II. *Orationes politicae et ecclesiasticae*, hg. von Giovanni Domenico Mansi, Bd. 1, Lucca 1755, S. 263–285, hier: S. 276. *Vos igitur magni, vos bellicosi, vos potentissimi, vos fortunatissimi ac Deo accepti Germani estis [...]*. Ebd., S. 277. Vgl. auch die Gegenüberstellung mit den Türken: *Vos nati ad arma, illi tracti. Vos armati, illi inermes*. Ebd., S. 278.

58 KREBS, Christopher B.: *Negotiatio Germaniae*. Tacitus: *Germania* und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel (Hypomnemata 158) Göttingen 2005, zugl. Diss. phil. Kiel 2003, S. 138. Enea Silvio formuliert prägnant: *Vos omne æuum furore territis*. PICCOLOMINI (wie Anm. 57) S. 278.

59 Die Zuschreibung der Schrift *Ἱερὸν ἀέρων ὑδάτων τῶπων* (‘Über Winde, Wasser und Ortslagen’) an Hippokrates (460–um 377/5 v. Chr.) wird jedoch seit einiger Zeit in Frage gestellt. Dazu MÜLLER, Klaus E.: *Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung. Von den Anfängen bis auf die byzantinischen Historiographen* (Studien zur Kulturkunde 29) Wiesbaden 1972, zugl. Habil. Frankfurt a. M., Bd. 1, S. 137–144. Tiefer gehend BACKHAUS, Wilhelm: *Der Hellenen-Barbaren-Gegensatz und die Hippokratische Schrift*, in: *Historia* 25 (1976) S. 170–185, hier: S. 172 f.

60 Poseidonios’ (135–51 v. Chr.) Schrift *Ἱερὸν Ὠκεανοῦ καὶ τῶν κατ’ αὐτὸν* (‘Über den Ozean und die anliegenden Gebiete’) ist im Original jedoch verloren. MÜLLER (wie Anm. 59) S. 310–347, v. a. S. 314–318.

61 Belege bei TACITUS, Publius Cornelius: *Germania*, hg., übers. u. komm. von Gerhard Perl (Schriften und Quellen der alten Welt 37, 2: Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts u. Z.) Berlin 1990, S. 33.

62 Dass Vitruvs (um 84–nach 27 v. Chr.) *De Architectura libri X* die Hauptquelle des entsprechenden Abschnitts darstellen, erkannte bereits TRÜDINGER, Karl: *Studien zur Geschichte der griechisch-römi-*

schen Ethnographie, Diss. phil. Basel 1918, S. 121, Anm. 2.

63 *Doce illos [...] esse aërem saluberrimum atque inter frigus estumque eximie temperatum. Quam causam scriptores quidam Romani atque uniuersalis imperii posuere, quod sic ex contrariis mixtum esset, ut et australes astutias uigore corporeo et uirtutibus animi arctonam contunderet feritatem atque ita necessarium fuisse, ut de utrisque participantis medio extrema succumberet.* PETRARCA, Francesco: Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe, hg., übersetzt u. eingeleitet von Berthe Widmer, Basel 2001, S. 352/354.

64 Dazu SCHULER, Stefan: Vitruv im Mittelalter. Die Rezeption von ›De Architectura‹ von der Antike bis in die Frühe Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 1999 (Pictura et poesis 12) zugl. Diss. phil. Münster 1996, S. 123. Allg. Kap. II. ›Die Handschriftentradition‹ (S. 109–164).

65 MERTENS, Dieter: Die Instrumentalisierung der »Germania« des Tacitus durch die deutschen Humanisten, in: Beck, Heinrich/Geuenich, Dieter/Steuer, Heiko/Hakelberg, Dietrich (Hgg.): Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, Berlin/New York 2004 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 34) S. 37–101, hier: S. 59. Zur Diskussion um die direkte Rezeption der taciteischen Germania in Enea Silvios gleichnamiger Schrift: ebd., S. 67 ff.

66 *Quod si paulo consultius in prælium prodirent, arma caperent, non tanta temeritate in hostes impetu(m) facerent [...]. Quotiens cum Romanis acriter confligere? Quotiens de sola uita certarunt?* FREHER (wie Anm. 2) S. 113, Z. 48–52.

67 [...] *consilio, prudentia (pace aliorum dictum uelim) nulla nunc Hercle esset gens toto terrarum orbe, quæ cum hac posset comparari.* Ebd., S. 113, Z. 50 f.

68 *Sed positi in hac plaga gelida, pertinenti ad septentrionem alacriori consilio esse non possunt. Nam axis hic gelidus nimium obtundit ingenia, adeo ut quæ magna sunt, & cognitione dignissima, ipsi capere non possint.* Ebd., S. 113, Z. 52 ff. Vgl. *septentrionales autem gentes infusæ crassitudine cæli, propter obstantiam aeris umore refrigeratæ stupentes habent mentes.* VITRUVIUS POLLIO, Marcus: De l'architecture, hg., übersetzt und kommentiert von Louis Callebaut, Paris 2004, Buch 6, Kap. 1, Abschn. 9 (S. 9).

69 [...] *acria ac robusta habent corpora, gelu, niuibus & leno durata aquilino [...].* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 1. Vgl. *corpora, quæ nascuntur sub Septentrione [...],*

*sanguinis autem abundantia ferro resistunt sine timore.*

VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 4 (S. 7).

70 Vgl. *qui uero refrigeratis nascuntur regionibus, ad armorum uehementiam paratiores sunt; magnis uirtutibus sunt sine timore, sed tarditate animi sine considerantia inruentes sine sollertia suis consiliis refragantur.* VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 10 (S. 10).

71 [...] *qui uero regionem calidam incolunt, enervæ ac molles sunt, propter maximam ipsius solis fortitudinem & uim; nam trahitur sanguis ipso æstu in superficie, quo magnopere vires corporis debilitantur.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 1–4.

72 [...] *simul ad fortitudinem ingrediuntur [meridianæ nationes, Anm. d. Verf.], ibi succumbunt, quod habent exsuctas ab sole animorum uirtutes.* VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 10 (S. 10).

73 *Ad arma nequaquam idonei, sed excogita a [sic] quadam sunt præditi sapientia, nec non prudentia.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 4 f. *Itaque etiam propter sanguinis exiguitatem timidores sunt ferro resistere.* VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 4 (S. 7). *Cumsint autem meridianæ nationes animis acutissimis infinitaque sollertia consiliorum [...].* Ebd., 6, 1, 10 (S. 10).

74 *Mediam qui inhabitant, quoniam neque æstu nimio, neque frigore vexantur, beatiores dici possunt: nam & uirtute animi & corporis maxime excellunt, ut in ipsa Italia, qui ceteris uniuersi orbis gentibus consilio, prudentia, ingenio & experientia rerum omniu(m) facillime sunt antepoenendi.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 5–8. *Italia inter septentrionalem meridianamque ab utraque parte mixtionibus temperatas et inuictas habet laudes.* VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 11 (S. 10).

75 *Namque temperatissimæ ad utramque partem et corporum membris animorumque uigoribus pro fortitudine sunt in Italia gentes. [...] Itaque consiliis refringit [Italia, Anm. d. Verf.] barbarorum uirtutes, forti manu meridianorum cogitationes.* VITRUV (wie Anm. 68) 6, 1, 11 (S. 10).

76 Vgl. folgende Einschätzung: »In einer Prozession zeigte sich eine Stadt als geordnetes Gemeinwesen entlang der Unterscheidung von Laien und Klerikern, der Geschlechterordnung, der politischen Gliederung und der Hierarchie von Berufsständen.« LÖTHER, Andrea: Prozessionen in spätmittelalterlichen Städten. Politische Partizipation, obrigkeitliche Inszenierung, städtische Einheit (Norm und Struktur 12), Köln/Weimar/Wien 1999, zugl. Diss. phil. Bielefeld 1997, S. 142. Die Rangfolge in einer Prozession war Löther zufolge kein Abbild, sondern eine Wahrnehmung des sozialen Gefüges einer Stadt, »meist

die Wahrnehmung der städtischen Obrigkeit.« (Ebd., S. 144). Dies habe nicht selten zu Konflikten geführt.

77 Sowohl die erste Ebene der sozialen Abstufung als auch die Binnenhierarchie der Gruppen (bemesen nach beruflicher Stellung, aber auch nach den von Pontano genannten Kriterien, Alter und/oder Familienstand) zeigt eine (im Detail nicht repräsentative) Prozessionsordnung aus Eichstätt (1450/51): An der Spitze des Zuges schritten demnach acht ihrem Ansehen nach gestaffelte Zünfte (interne Gliederung einer Zunft: Knechte, Meistersöhne, Meister), gefolgt von den Domschülern, dem Klerus und dem in der Mitte des Zuges getragenen Sakrament. Dahinter gingen Chorherren, Räte, das groß hantwerck und schließlich die Frauen (Jungfrauen, Ehefrauen, Witwen, Nonnen). Das Kriterium der Nähe zum »Allerheiligsten« galt dabei auch innerhalb der Gruppen. Nach MITTERWIESER, Alois: Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern, München 1930, S. 13 f.

78 Unter *iuventus* verstanden die Römer alle Männer im Alter von etwa 20 (uneinheitlich) bis 40 Jahren. GEORGES, Karl-Ernst: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 8. verb. u. vermehrte Aufl., bearbeitet von Heinrich Georges, Hannover 1913, Bd. 2, Sp. 508.

79 *Iuuentuti quæ pompam sequebatur, ornamentum erat manica auro atque argento intertexta; plerique vero quibus hic ornatus non erat, vestem breuiusculam illam diuersi ac varij habebant coloris.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 36 ff.

80 *Sed omnes fere comam muliebri more promissam habentes [...].* Ebd., S. 114, Z. 38 f. Vgl. die Beschreibung der Ankunft Kaiser Friedrichs III. in Venetien während seines Romzugs: *Quocunque cæsar in finibus Uenentorum pervenit, currere frequentes populi, laudare splendidum cæsaris comitatum, mirari novos habitus, diversos mores [...] flavescens copiosasque comas [...] mit den dazugehörigen Varianten y (iuenum comas pulcras) und z (crispas copiosas comas) bei PICCOLOMINI, Eneas Silvius: Historia Austriaca, Teil 2: 2./3. Redaktion, hg. von Martin Wagendorfer (MGH script. rer. germ. n. s. 24) Hannover 2009, S. 521.*

81 [...] *serto duntaxat ornarant multis ac varijs distincto floribus, quo uti fere semper solent diebus festis, vel ramusculum arboris fronde tectum in ambitu circumductum capiti præponunt, qui profecto mos & consuetudo placere debuit magnopere.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 39 ff.

82 *Maioribus etiam ætate proeuctis, à quibus hæc prorsus videntur abhorrere, toga erat tenuis crurum, capiti pileum, manibus vero (ut vetus est ritus) tritas ferunt ephemeras,*

*ad persoluendum die credo quotidianam precem.* Ebd., S. 114, Z. 41–44.

83 Das *pileum* ist eine Filzkappe, die freie Römer »bei der Mahlzeit, bei Schauspielen und an Festen u. Freudentagen trugen«, GEORGES (wie Anm. 78) Bd. 2, Sp. 1707.

84 Der Ausdruck ist so nur bei Juvenal (Saturn VI, 607 f.) auffindbar. Der Thesaurus Linguae Latinae erklärt ihn als »libellus mathematica sive astronomica ratione factorum instar compositus« (Bd. V, 2, 1931–1953, Sp. 657).

85 *Puellæ quoque in nuptiis & ipsæ suum seruant vestimenti morem, veste lineæ utuntur, quæ & ceruici & manibus nitentissimis contenta, rugis tum paululum conglobata speciem præbet follium. Satis me hercle concinne hæret, sed hoc ad decorem earum non parum facit; nam insurgunt pectori sub tenui illa veste mammillæ orbiculatæ in modum mali Punici, quod nescio quid istic lateat Deæ Cypriæ, capiti mollam floridam & ipsæ imponunt, sparsis per humeros bipartito crinibus, inter quos pendent mappæ sericæ colore diuersæ, venustæ satis, sed hoc nostris præstant, quod ora fuco de cerussa non linunt, quales namque natura progenit eas, tales sese vulgo efferunt, quod non parua profecto ex hoc viderentur dignæ laude, calceos etiam habent duplici corio ex albo & nigro confectos: & sublatis paulisper crura ambiunt, colligati unica fibula, tum vero supra paululum ligulis frequentissimis.* FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 46–56.

86 *Matronæ quoque pompam sequebantur, pallio oblongo, capite gestantes lineum pannum, ferunt præ se cum venustate dignitatem quondam non mediocrem.* Ebd., S. 115, Z. 15 f.

87 *Sed nec deerat ad id virorum ac mulierum ornatus, quantum pro more & consuetudine patriæ [...].* Ebd., S. 114, Z. 32 f.

88 HIRSCHI (wie Anm. 53) S. 109. Vgl. Leonardo Brunis *laudatio Florentinæ urbis* (1403/04): *Nec ullus est iam in universa Italia qui non duplicem patriam se habere arbitretur: privatim propriam unusquisque suam, publice autem Florentinam urbem. Ex quo quidem fit ut hec communis quedam sit patria et totius Italiæ certissimum asilum [...],* in: BARON, Hans: From Petrarch to Leonardo Bruni. Studies in Humanistic and Political Literature, Chicago/London 1968, S. 232–263, hier: S. 251.

89 Indem Pontano die Reichsstadt Konstanz als *Repub[lica]* (FREHER (wie Anm. 2) S. 113, Z. 44) bezeichnet, bezieht er sich wohl auf die größtenteils stadstaatliche Gliederung Norditaliens (Venedig, Florenz, Siena, etc.). Perugia gehörte jedoch zum Kirchenstaat.



- 90 Bezug auf die Festtrachten: *quantum pro more & consuetudine patriæ*. Ebd., S. 114, Z. 33.
- 91 *Tunicas more patrio breues habebant* [...]. Ebd., S. 113, Z. 31.
- 92 [...] *sua lingua interrogabant: Was volck ist das?* Ebd., S. 113, Z. 42 f. [sacerdos, Anm. d. Verf.] *quiddam sermone patrio prædixit, quæ ipsi propter huius linguæ ignorantiam percipere non potuimus* [...]. Ebd., S. 115, Z. 5 f.
- 93 Ebd., S. 116, Z. 12 (Germania). Ebd., S. 116, Z. 13 (Italia).
- 94 Ebd., S. 115, Z. 13. Vgl. die Äußerung Enea Silvios: *mos Germanorum est, pisces carnis admiscere*. PICCOLOMINI, Enea Silvio: Briefwechsel, hg. von Rudolf Wolkan, Abt. I: Briefe aus der Laienzeit (1431–1445), Bd. 1: Privatbriefe (Fontes rerum austriacarum, diplomataria et acta 61) Wien 1909, Brief 155, S. 424–432, hier: S. 426.
- 95 *Puellæ quoque in nuptiis & ipsæ suum seruant vestendi morem* [...]. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 45 f.
- 96 [...] *nam ibi latis nimium ac splendidis vestibus uti non solent* [...]. Ebd., S. 114, Z. 33 f.
- 97 [...] *sed hoc nostris præstant, quod ora fuco de cerussa non linunt* [...]. Ebd., S. 114, Z. 52.
- 98 *Nam hoc nobis videntur præstare, quod religiosiores sunt, atque ad omnem cultum diuinum quam nos propensiores*. Ebd., S. 114, Z. 44 f.
- 99 [...] *magis enim in victu & suis balneis, quam in cæteris rebus pecunias erogant atque effundunt*. Ebd., S. 114, Z. 34 f.
- 100 Zu dieser Passage siehe unten S. 59 f.
- 101 VOIGT (wie Anm. 55) S. 55–63. Vgl. STUDDT, Birgit: Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit im deutschen Spätmittelalter, in: Matheus, Michael (Hg.): Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit (Mainzer Vorträge 5) Stuttgart 2001, S. 33–52, bes.: S. 42 ff.
- 102 POGGIO BRACCIOLINI, Gian Francesco: Lettere, hg. von Helene Harth, Bd. 1, Florenz 1984, S. 134, Z. 186.
- 103 [...] *neque enim est propositum meum vel hos collaudare, vel nos reprehendere*. Ebd., S. 134, Z. 200 f. [...] *nam neque hos laudare nimium, neque illos probro officere consilium* [...]. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 9 f.
- 104 VOIGT (wie Anm. 55) S. 62.
- 105 *Inter cetera vero illud est memoria dignum innumeralis multitudo nobilium pariter et ignobilium CC millibus passuum huc venientium, non tam utilitatis causa quam voluptatis*. POGGIO BRACCIOLINI (wie Anm. 102), Bd. 1, S. 133, Z. 158–161.
- 106 [...] [mulieres, Anm. d. Verf.] *in ludo etiam quædamque corporis occultiora deteguntur*. Ebd., S. 132, Z. 122 f.
- 107 *Inscitia sermonis*. Ebd., S. 131, Z. 93. [...] *quæ ipsi propter huius linguæ ignorantiam percipere non potuimus* [...]. FREHER (wie Anm. 2) S. 115, Z. 6.
- 108 *Permirum est videre qua simplicitate vivant, qua fide*. POGGIO BRACCIOLINI (wie Anm. 102), Bd. 1, S. 131, Z. 105. [...] *quales namque natura progenuit eas, tales esse vulgo efferunt, quod non parua profecto ex hoc videntur dignæ laude*. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 52 ff.
- 109 Grundsätzliche Ähnlichkeiten in der Auswahl der beschriebenen Gegenstände beruhen auf Enea Silvios Rezeption des eben genannten Briefs Poggios. Dazu VOIGT (wie Anm. 55) S. 100–110. Als Hinweis auf eine ähnliche Mode in Konstanz und Basel kann die übereinstimmende Beobachtung gewertet werden, die Frauen trügen schwarzweiße Schuhe: *femine solum pedes calceo tegunt nigro alboque*. PICCOLOMINI (wie Anm. 94), Brief 16 (erste Beschreibung Basels; an Giuliano de' Cesarini; Mailand, Juli 1434), S. 37. Vgl. [...] *calceos etiam habent duplici corio ex albo & nigro confectos*. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 54 f. Aus der insgesamt realistischen Beschreibung der Kleidung des ›Durchschnittsbürgers‹ in der späteren Fassung sticht jedoch die bei Pontano ähnlich anschaulich formulierte Bemerkung über die Brüste der Frauen heraus: *vestitus tam feminis quam viris frugis*. [...] *precipua feminis cura circa pedes atque mamillas, et quam illos parvos et graciles, tam istas grandes et tumidas ostentare laborant*. PICCOLOMINI (wie Anm. 94), Brief 28 (zweite Beschreibung Basels), S. 94. Vgl.: [...] *insurgunt pectori sub tenui illa veste mamillæ orbiculatæ in modum mali Punici* [...]. FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 48 f.
- 110 *Sed auscultat (quæso) paucis earum nubendi consuetudinem: nam ab re nostra alienum non est, quam ipsi cognouimus* [...]. Ebd., S. 114, Z. 56 f.
- 111 Pontano gibt die Entfernung mit *distans hinc millibus passuum (m) ferme quindecim* (ca. 22 km) an. Ebd., S. 114, Z. 58 bis S. 115, Z. 1.
- 112 *Sed dum omnes aram circumirent, rem ego quasi novam facturos cupide obseruavi, singulorum ora sacerdos aræ assidens manipulo verberabat* [...]. Ebd., S. 115, Z. 2 ff.
- 113 [...] *tum viro & uxori flexis genibus ante aram stantibus manu capiti imposita auribus submurmuravit, post voce altiori quiddam sermone patrio prædixit, quæ ipsi propter huius linguæ ignorantiam percipere non potuimus* [...]. Ebd., S. 115, Z. 4 ff.



114 *Surrexerunt illi his peractis deuote ut abirent, tum ex templo accurrunt omnes eorum quanta maxima potuerunt vi capillos trahentes.* Ebd., S. 115, Z. 8 ff.

115 *Paulisper extimui rem antea nunquam visam, neque auditam, putabam vero in praelium incidisse, cum uiderem tumultum illum atque concertationem [...].* Ebd., S. 115, Z. 10 ff.

116 [...] *sed ubi rem omnem plane cognoui, risum mehercle continere non potui [...].* Ebd., S. 115, Z. 12.

117 *Germanus est hic mos, quem si probas, ego laudo: magnam tamen hæc nobis voluptatem exhibuit.* Ebd., S. 115, Z. 13 f.

118 *Quem ut exploratum habui, illic sum paululum de industria commoratus, ut ingrediendi ordinem, simulque Duce[m] ipsum plane conspicerem: quæ ubi cuncta obseruau[i], contendi domum, & ea omnia tuæ dominationi significau[i].* Ebd., S. 113, Z. 14–17.

119 Vgl. HARTH, Helene: Poggio Bracciolini und die Brieftheorie des 15. Jahrhunderts. Zur Gattungsform des humanistischen Briefs, in: Worstbrock, Franz-Josef (Hg.): *Der Brief im Zeitalter der Renaissance* (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung 9) Weinheim 1983, S. 81–99, hier: S. 82.

120 Allgemein AMELUNG, Peter: *Das Bild des Deutschen in der Literatur der italienischen Renaissance (1400–1559)* (Münchner Romanistische Arbeiten 20) München 1964, S. 52. »Da er sich nach einem neuen Brotherrn umsehen mußte«, richtete Benedetto da Piglio (um 1365–1423) um 1416 ein Lobgedicht (Egloga Benedicti de Pileo ad honorem invictissimi principis Sigismundi Romanorum et Ungarie regis) an König Sigismund, ohne jedoch erfolgreich zu sein, VOIGT (wie Anm. 55) S. 53 mit Anm. 3. Von Petrus Antonius de Clapis ist bekannt, dass er seit den 1460er Jahren mit Lobschriften intensiv um die Gunst mehrerer Fürsten (Herzog Johann von Kleve; Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz; Karl der Kühne, Herzog von Burgund seit 1467) warb. Wie seine ansehnliche Karriere in Diensten des Pfalzgrafen belegt, hatte diese Strategie Erfolg. VOIGT (wie Anm. 55) S. 154 ff. Vgl. PROBST, Veit: *Petrus Antonius de Clapis* (ca. 1440–1512). Ein italienischer Humanist im Dienst Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, Paderborn u. a. 1989.

121 Grundlegend HAMMER, Heinrich: *Literarische Beziehungen und musikalisches Leben des Hofes Herzog Siegmunds des Münzreichen von Tirol, Zs. des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg*, 3. Folge, 43 (1899) S. 69–124, bes.: S. 88–106. In dieser Tradition noch ASSION, Peter: *Der Hof Herzog Siegmunds von Tirol als Zentrum spätmittelalterlicher*

*Fachliteratur*, in: Keil, Gundolf (Hg.): *Fachprosa-Studien. Beiträge zur mittelalterlichen Wissenschafts- und Geistesgeschichte*, Berlin 1982, S. 37–75.

122 HAHN, Reinhard: *Hof und höfische Literatur in Innsbruck zur Zeit Herzog Sigismunds des Münzreichen (1427–1496)*, in: *Zs. für Literaturwissenschaft und Linguistik* 18 (1988) Heft 70: *Ritterrenaissance*, S. 95–110, hier: S. 106. Zitat nach MALECZEK, Werner: *Die Sachkultur am Hofe Herzog Sigismunds von Tirol* († 1496), in: *Adelige Sachkultur des Spätmittelalters* (Österreichische Akademie der Wissenschaften Phil.-hist. Klasse 400. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 5) Wien 1982, S. 133–167, hier: S. 162.

123 HAHN (wie Anm. 122) S. 107.

124 ASSION (wie Anm. 121) S. 42. Assion schließt dies aus der Untersuchung der Tiroler Raitbücher. Eine Recherche im Tiroler Landesarchiv Innsbruck ergab, dass die Überlieferung der Raitregister zwar mit dem Jahr 1454 beginnt (Bd. 0: Raitbuch des Konrad Vintler, 1454–57), die Dokumentation des Zeitraums von Ende 1457 bis Anfang 1460 jedoch verloren gegangen ist (Bd. 1: Raitbuch 1460–61).

125 *Qui si tibi obsequentur, si tuis parebunt edictis, nil eis salubrius, nihil omni vita gloriosius contingere poterit.* FREHER (wie Anm. 2), S. 115, Z. 37 f.

126 *Quod profecto imprimis Diis, tum vero summo pontifici magnopere debebunt, talem qui delegerit ad hanc Germaniam componendam. Sed tu maximam ex hoc, ubi id effeceris, gloriam in Italiam reportabis.* Ebd., S. 116, Z. 10–13.

127 Siehe Anm. 128.

128 [...] *sic nec calamitosius quam ab omnibus odio haberi, sed ab his præsertim à quibus coli & amari debuissent.* Ebd., S. 114, Z. 18 ff.

129 [...] *nam & virtute animi & corporis maxime excellunt, ut in ipsa Italia, qui ceteris uniuersi orbis gentibus consilio, prudentia, ingenio & experientia rerum omniu(m) facillime sunt anteponendi.* Ebd., S. 114, Z. 6 ff.

130 *Eamque ob rem si contemplabuntur quantum calamitatis hæc dissensiones & schismata offerant populis, faciliores erunt ac promptiores ac omnem concordiam, si fugere, si euitare tot incendia, tot rapinas voluerint, alter alterum hortabitur ad deponenda odia: si exhoruerint supra uirginum, & suorum parentum, affinium, propinquorum & amicorum cædes, ultro ipsi exoptabunt, postulabuntque hoc sanctissimum fædus.* Ebd., S. 116, Z. 1–6.

131 Den Begriff »Leitvorstellungen« verwendet HEITMANN, Klaus: *Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis 1800*

(*Studia Romanica* 114) Heidelberg 2003, S. 119 f. Im Unterschied zu ›Stereotypen‹, »festgefahrene[n] Meinungen einer Gruppe über Eigenschaften oder Besonderheiten einer anderen«, die sich durch Starrheit und Langlebigkeit auszeichnen (LÖSEBRINK, Hans-Jürgen: *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*, Stuttgart u. a. 2005, S. 123), wird ›Leitvorstellung‹ hier abgeschwächt verstanden als eine in der kollektiven Urteilsbildung dominierende Wahrnehmung, zu der es jedoch Alternativen gibt.

132 Die einzige ausdrücklich positive Wertung (*Germanus est hic mos, quem si probas, ego laudo: magnam tamen hæc nobis voluptatem exhibuit*. FREHER (wie Anm. 2) S. 115, Z. 13 f.) bezieht sich bei genauerem Hinsehen lediglich auf das Vergnügen, das Pontano als Augenzeuge des Hochzeitsbrauchs hatte.

133 AMELUNG (wie Anm. 120) S. 167.

134 Ebd., S. 167 f. Vgl. HEITMANN (wie Anm. 131) S. 127 f.

135 Dazu AMELUNG (wie Anm. 120) S. 58.

136 *Ceterum in tanta et tam nobili civitate multa enormia sunt. Die noctuque rixe ad modum prelii geruntur. [...] Rara celebritas absque homicidio peragitur, frequentes cedes committuntur*. PICCOLOMINI (wie Anm. 80) S. 276 (2. Red.). Dazu AMELUNG (wie Anm. 120) S. 55, 176.

137 Auffällig ist daher, dass Giovanni Antonio Campano in einem Brief vom ›Großen Christentag‹ in Regensburg (1471) ebenfalls von einer naturgegebenen geistigen Unfähigkeit ›der Deutschen‹ spricht: [...] *haec [gens, Anm. d. Verf.] studia humanitatis non tam non attingit, quam non potest capere*. CAMPANO, Giovanni Antonio: *Epistolae et poemata*, hg. von Johann Burkhard Mencke, Leipzig 1707, Brief IX.45, S. 533. [...] *naturam bonis artibus imbuere nequaquam potuerunt*. Ebd.

138 Der Vorwurf der Barbarei war bei weitem nicht auf die Germanen bzw. ›Deutschen‹ begrenzt, sondern traf im 15./16. Jh. in ähnlicher Weise auch alle anderen nordalpinen Völker. AMELUNG (wie Anm. 120) S. 172. HEITMANN (wie Anm. 131) S. 133–136.

139 Zusammenfassend HIRSCHI (wie Anm. 53) S. 178–181. Pontano verwendet das Wort *barbarie* (FREHER (wie Anm. 2) S. 113, Z. 28), allerdings auf sich selbst bezogen, wie die römischen Autoren synonym mit unverständlichem, grobem Latein. Klagen über die Unbildung ›der Deutschen‹ äußerten z. B. Enea Silvio Piccolomini (*studia nanque humanitatarum habent extra Italiam domicilium*. PICCOLOMINI

(wie Anm. 94) Brief 96, S. 219) und ganz besonders Campano (*Incredibilis est hic ingeniorum barbaries. Rarissimi norunt litteras, nulli elegantiam*, CAMPANO (wie Anm. 137) Brief VI.2, S. 346).

140 Belege aus dem 15. Jh.: Leonardo Bruni (HIRSCHI (wie Anm. 53) S. 235, Anm. 210: pauschales Barbarenverdikt). Poggio Bracciolini (AMELUNG (wie Anm. 120) S. 47 ff.: diverse Aspekte wie Rohheit, Unbildung, etc.). Guarino da Verona (ebd., S. 159: barbarische Trunksucht). Ambrogio Traversari (VOIGT (wie Anm. 55) S. 74, Anm. 25: barbarische mores).

141 [...] *sua lingua interrogabant: Was wolck ist das?* FREHER, 1602, S. 113, Z. 42 f.

142 Klagen über die ›barbarische‹ Sprache sind z. B. von Enea Silvio Piccolomini (VOIGT (wie Anm. 55) S. 143, Anm. 260) und Francesco Patrizi ([...] *et alique plereque civitates, quorum nomina ob nimiam barbariem exprimere non possum*, Tagebuch der Legationsreise nach Regensburg (1471), zit. nach ebd., S. 169, Anm. 52) überliefert.

143 FREHER (wie Anm. 2) S. 114, Z. 44 f. Diverse Belege für und wider die ›deutsche‹ Frömmigkeit bei VOIGT, Klaus: Die Briefe Antonio de' Costabilis und Cesare Mauros von der Gesandtschaft Ferraras zu König Maximilian I. (1507/08), in: *RömHM* 13 (1971) S. 81–136, hier: S. 123 mit Anm. 66.

144 [...] *amant religionem, sacerdotes maxime venerantur, solemnia missarum cuncti exaudiunt, ut frequententur ecclesie nedum festis sed etiam continuis diebus. simulachra sanctorum plurima colunt*. PICCOLOMINI (wie Anm. 94) Brief 16, S. 37.

145 *Excommunicationes tantum timent, quantum infamant aut damno temporali sunt. [...] Ad hec festa parum religiose colunt, carnes omni festo venduntur. Aurige nullo vacant die*. PICCOLOMINI (wie Anm. 80) S. 282 (2. Red.). *Excommunicationes ecclesie tanti faciunt, quantum vel pecunie vel fame irrogant damni. Aurige per Austriam, ubi ceptum iter est, nullo non die mercimonia vehunt idemque navigantibus mos est. Festis diebus passim venduntur carnes piscesque*. Ebd., S. 281 (3. Red.).

146 VOIGT, Klaus: Der Kollektor Marinus de Fregeno und seine »*Descriptio provinciarum Alamanorum*«, in: *QuFiAB* 48 (1968), S. 148–206. *Ante omnia Alamani quolibet die missam vident, cui cum magna devotione aut genibus flexis aut erecti pedibus fixi intersunt. Deambulare autem per ecclesiam, dum divina aguntur, miscereque sermones vel ridere odia habent atque detestantur*. Ebd., S. 177, Z. 627–630. *Gaudet laudari de probitate, honestate, integritate, ingenio, prudentia, maturitate et christiane religionis observatione [...]*. Ebd., S. 178, Z. 685 f.

- 147 *Hoc die episcopus noster in honorem beate Virginis vespers de sua nativitate in pontificalibus apud prefatam ecclesiam celebravit, quibus tot populus affuit, consueta usus devotione et continuo silentio, in quo nec parvulum quidem suo loco dimoveri vidisses. Erubescant ergo Itali et de sua levitate et indevotione confundantur: religionemque et modestiam a barbaris discant.* VALE, Giuseppe: Itinerario di Paolo Santonino in Carintia, Stiria e Carniola negli anni 1485–1487 (Codice vaticano latino 3795) (Studi e testi 103) Vatikanstadt 1943, S. 196.
- 148 Allgemein VOIGT (wie Anm. 143) S. 124 f. Bereits Uberto Decembrio (1394, datiert nach VOIGT (wie Anm. 55) S. 43, Anm. 1) äußerte sich entrüstet über die Sitten in den Prager Badehäusern: [...] *virii passim et mulieres lavantur, et, quod inverecondum et barbarum mihi prorsus apparuit, publicis astantium oculis nuditatem ostendere non verentur, in publicum apertis genitalibus prodeuntes [...]*. HORTIS, Attilio: La città di Praga descritta da un' umanista nel MCCCXCIX. Due lettere di Uberto Decembrio a Coluccio Salutati, in: *Archeografo Triestino* N. S. 7 (1880/81) S. 439–451, hier: S. 446.
- 149 Vgl. dazu Poggios Brief über das Badeleben (wie Anm. 102). Aus Enea Silvios Briefen ist ersichtlich, dass er mehrmals die Bäder in Baden bei Wien besucht hat. VOIGT (wie Anm. 55) S. 87. PICCOLOMINI (wie Anm. 94), Brief 130, S. 300 (Ankündigung eines Badeaufenthalts). PICCOLOMINI, Enea Silvio: Briefwechsel, hg. von Rudolf Wolkan, Abt. II: Briefe als Priester und als Bischof von Triest (1447–1450) (Fontes rerum austriacarum, diplomataria et acta 67) Wien 1912, Briefe 24, 27, 28, 29 (allesamt aus Baden).
- 150 Trunksucht: AMELUNG (wie Anm. 120) S. 151–162. VOIGT (wie Anm. 143) S. 120, Anm. 153. Völlerei: AMELUNG (wie Anm. 120) S. 162 f. Vgl. die noch vorsichtige Formulierung in Enea Silvios erster Beschreibung Basels (*plurimum voluptati declivi, domi splendide vivunt, temporis magnam partem in edendo terunt*). PICCOLOMINI (wie Anm. 94) Brief 16, S. 37) mit den Vorwürfen in der Beschreibung Wiens: *Plebs ventri dedita, vorax, quicquid ebdommada manu quesivit, id festo die totum absumit*. PICCOLOMINI (wie Anm. 80) S. 278 (2. Red.).
- 151 Vgl. HIRSCHI (wie Anm. 53) S. 177–180.
- 152 Pontanos Urteil über die Fronleichnamsprozession: *Celeberrima profecto res est, & prædicatione dignissima. Quæ omnia quantum nobis iocunditatis attulerint, nec lingua quidem possit explicari*. FREHER (wie Anm. 2) S. 115, Z. 26 f.
- 153 *De quorum laude & excellentia duxi in præsentia satius prætereundum esse [...]*. Ebd., S. 114, Z. 8 f.
- 154 Als Hinweis auf eine Aufgeschlossenheit gegenüber Unbekanntem kann vielleicht die folgende, im Grunde scherzhafte Bemerkung Campanos gelten, die sich an eine Nachricht von der Abwesenheit Pontanos (womit offenbar seine Teilnahme an der Gesandtschaft in das Reich angesprochen wird) anschließt. Trocken kommentiert er, diesem gefalle alles, was ihn selbst anwidere: *Ventura nondum rediit. Lustrabit urbem [orbem? Anm. d. Verf.] uno orbis [orbis? Anm. d. Verf.] extremo angulo; et tamen quum redierit, quæ hominis est vanitas, nova lingua, non nova veste, barbarus ex occulto se nobis ostendet. Fortasse unde hoc sciam, quaeris: nihil habeo compertum, nisi quod scio, omnia illi placent, quæ sordeant nobis*. CAMPANO (wie Anm. 137) Brief III.2, S. 115 f.

Helmut Tiefenthaler

# PILGERWEGE DURCH BAYERN UND VORARLBERG IN RICHTUNG SCHWEIZ

Zur Reaktivierung historischer Hauptrouuten

In der Geschichte der mitteleuropäischen Wallfahrten lässt sich wiederholt ein Wandel der Motivationen und Zielorientierungen beobachten. Was die Ziele anbelangt, war Rom lange Zeit und vor allem seit dem Heiligen Jahr 1300 der am meisten frequentierte Anziehungspunkt. Zuvor stand während der Kreuzzüge das Heilige Land an erster Stelle, danach entwickelte sich Santiago de Compostela zu einem dritten international bedeutsamen Wallfahrtsziel.

## HAUPTROUTEN IM MITTELALTER

Unter den Pilgerwegen nach Rom und ins Heilige Land wurden vom Bodenseeraum aus bis zum Ende des Mittelalters die Routen über die Bündner Pässe Septimer oder Splügen sowie der Alpenübergang Arlberg-Reschen bevorzugt. Am Obersee waren Lindau, Bregenz und Rorschach, vom 15. bis zum frühen 19. Jahrhundert auch Fußsach, die wichtigsten Etappenorte. Das Lindauer Heilig-Geist-Spital diente Rompilgern vermutlich schon im 9. Jahrhundert als Herberge<sup>1</sup>. Die Urkunde der Rorschacher Markterhebung von 947 enthält den Hinweis, dass der Ort für die nach Italien Reisenden oder nach Rom Wallfahrenden einen geeigneten Marktplatz darstelle<sup>2</sup>. In Bregenz fanden Pilger anfangs zumindest in dem 1097 gegründeten Benediktinerkloster Mehrerau Unterkunft. Hinzu kam im Spätmittelalter ein als *Selhus* bezeichnetes Hospiz für *Arm ellend Lüte und Bilgrin*.<sup>3</sup> Ein solches entstand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ebenso in Lindau, weil man sich mit der Unterbringung der Pilger in denselben Räumlichkeiten wie denen für die Pflegebedürftigen des Spitals nicht mehr begnügen konnte<sup>4</sup>.

Für Romreisende wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts zwischen den Pässen Brenner und St. Gotthard der Splügenpass zum wichtigsten Alpenübergang. Die Hauptroute folgte im östlichen Alpenrheintal vorwiegend dem Verlauf der alten Römerstraße.

In der vom Nürnberger Kartografen Erhard Etzlaub um 1500 angefertigten Romwegkarte ist die Verbindung von Ulm über Ravensburg–Lindau–Bregenz–Feldkirch–Chur–Chiavenna–Como–Mailand bereits als zentrale Route eingetragen. Auf diesem Weg pilgerte zum Beispiel 1510 auch der junge Mönch Martin Luther nach Rom<sup>5</sup>.

Feldkirch war im Rheintal in verschiedene Richtungen ein bedeutsamer Stützpunkt mit mehreren Unterküften. Hier übernachteten auch Pilger, die über den Arlberg und Reschen nach Venedig und ins Heilige Land oder über Trient–Verona nach Rom zogen. Auf dem Arlbergweg wanderten ab dem ausgehenden Mittelalter aber die meisten Wallfahrer in der Gegenrichtung, nämlich von Tirol durch das Rheintal und Toggenburg nach Einsiedeln<sup>6</sup>. Für diese war Feldkirch ebenfalls seit jeher ein bedeutsamer Etappenort.

Ab dem Spätmittelalter entwickelte sich Einsiedeln zu einem der meistbesuchten europäischen Pilgerziele. Der mitten in der Schweiz gelegene Marienwallfahrtsort war zugleich ein beliebtes Zwischenziel von Pilgern, die nach Rom, Santiago de Compostela und ins Heilige Land unterwegs oder von dorthier auf dem Rückweg waren. Dabei diente der Bodensee der Verknüpfung verschiedenster Routen. Während in Richtung Rom vorwiegend Wege durch das östliche Rheintal benützt wurden, wählten Pilger nach Einsiedeln ab Ravensburg in Richtung Meersburg oder Buchhorn (Friedrichshafen) den kürzeren Weg zum Bodensee und nach der Fahrt mit dem Schiff den »Schwabenweg« von Konstanz über Fischingen nach Rapperswil. Weiter westlich wurde besonders die Route über Waldshut–Baden–Zürich und Richterswil beansprucht, die größtenteils auch als Wasserweg benützt werden konnte<sup>7</sup>.



Abb. 1: Weiler im Allgäu (um 1880 nach Kupferstich von F. J. Baldauf) war ein geschätzter Stützpunkt vieler Fernpilger. Für den Weiterweg standen hier die Routen über Bregenz und Lindau zur Wahl.





Abb. 2: Pilgerkritzeleien in der St. Michael-Kapelle unter der Pfarrkirche St. Gallus in Bregenz (Foto: H. Tiefenthaler)

Bei den Zugängen durch das Allgäu boten sich verschiedene Routen an. Bis zur Reformation dürfte die Route Kempten–Isny–Lindau bevorzugt gewesen sein. Daneben bot sich ab Kempten die Route über Weiler im Allgäu in Richtung Bregenz an. In diese mündete auch die Tiroler Salzstraße, die über das Außerfern ins Allgäu und zum Bodensee führte.

Für die Route über Lindau entschieden sich besonders jene

Wallfahrer, die den Seeweg nach Rorschach dem längeren Fußmarsch auf dem Landweg vorzogen. Im weiteren Wegverlauf war St. Gallen ein geschätztes Etappenziel. Das erklärt sich nicht allein durch die Bedeutung der dortigen Benediktinerabtei. Im ausgehenden Mittelalter war St. Gallen auch ein viel besuchter Wallfahrtsort, der nach einer mit einem Gitter geschützten Marienstatue »Unsere Liebe Frau im Gatter« genannt wurde. Zu den inzwischen neu entstandenen Wallfahrtszielen gehörte seit dem 14. Jahrhundert auch die Pfarr- und Wallfahrtskirche »Unsere Liebe Frau Mariä Heimsuchung« in Rankweil, die in der Neuzeit ebenfalls regionale Bedeutung erlangte.

## ENTWICKLUNGEN SEIT DER REFORMATION

Die Auswüchse des Ablasswesens und der damit verbundenen Wallfahrten trugen viel zu einer raschen Ausbreitung der Reformation bei. Aus den protestantisch gewordenen Gebieten waren fortan keine Pilger mehr zu erwarten. Wo die katholische Kirche weiterhin dominierte, bewirkten Gegenreformation und Barock zwar eine Neubelebung der Wallfahrten, doch diese wurden oft auch erschwert, wenn sie durch protestantische Gebiete führten. Im Bodenseeraum hatten die veränderten Verhältnisse auch Änderungen bei der Wahl der Pilger Routen zur Folge.

Zwischen 1520 und 1530 wurden bedeutsame Etappenorte, wie Isny, Lindau, St. Gallen und Rheineck evangelisch. St. Gallen verlor überdies von einem Tag auf den anderen seine bisherige Bedeutung als Wallfahrtsort, nachdem das dortige Gnadenbild im Bildersturm von 1529 *shedlichst umbracht und zerschlagen* worden war<sup>8</sup>. Wo Wallfahrer protestantische Gebiete durchzogen, was oft im Rahmen von Prozessionen »mit Kreuz und Fahne« und lautem Beten geschah, waren gegenseitige Provokationen an der Tagesordnung. Unnötiger Ärger ließ sich zumeist am einfachsten durch die Benützung von Ausweichrouten und Übernachtungen in katholischen Orten vermeiden. Die meisten

Fußpilger waren minderbemittelt und auf gastfreundliche Unterkunftgeber angewiesen. Dadurch verlagerten sich hier wie anderswo viele Pilgerrouen in katholisch gebliebene Gebiete. So gewannen am Bodensee die Etappenorte Bregenz und Fußsach an Bedeutung. In der zusammenfassenden Darstellung der historischen Jakobswege Deutschlands hat Jürgen Kaiser für die durch Oberbayern westwärts führenden Routen am Bodensee nur Bregenz als Stützpunkt hervorgehoben<sup>9</sup>. Als in Lindau der Strom der Wallfahrer versiegte, wurde das dortige Pilgerhospiz in ein »Kindshaus« umgewandelt<sup>10</sup>. Lindau blieb aber weiterhin ein sehr bedeutsamer Stützpunkt für Reisende, die nicht auf kostenlose Hospizunterkünfte angewiesen waren. Hier fanden sich viele berittene Italienreisende ein, die zur Alpenüberquerung die vorzügliche Organisation des Lindauer Boten in Anspruch nahmen.

Zu den nach der Reformation von den meisten Wallfahrern bevorzugten Etappenorten gehörten auch Rorschach, Altstätten, Rapperswil sowie andere Orte, in denen 1531 die Rückkehr zum »alten Glauben« erfolgt war. Durch das Aussuchen von katholischen Zwischenzielen wurde zwischen Bregenz und Einsiedeln vor allem die über Altstätten und den Stoss nach Appenzell-Innerrhoden und über Gonten nach Rapperswil führende Route interessant. Diese vereinigte sich in Appenzell bei der Metzibrücke mit einem von Rankweil über Eggerstanden ins Tal der Sitter führenden Pilgerweg<sup>11</sup>.

Für die Wahl bestimmter Routen waren nicht selten auch Änderungen in den Wegverhältnissen ausschlaggebend. Das zeigte sich zum Beispiel in der jahrhundertelangen Bevorzugung der Straße vom Inntal über den Fernpass und durch das westliche Allgäu zum Bodensee. Vor dem Bau der Arlbergstraße (1785–1824) war dieser im 16. Jahrhundert ausgebaute Salzweg nämlich der bequemere Reiseweg zum Bodensee<sup>12</sup>.

Die Auswirkungen der Reformation zeigten sich sehr auffällig im starken Rückgang der Wallfahrten zu Fernpilgerzielen. Nach den vorhandenen Aufzeichnungen über Pilgerreisen hat im 16. Jahrhundert besonders Santiago de Compostela viel von seiner früheren Popularität eingebüßt<sup>13</sup>. Wie es scheint, wurde in Richtung Santiago der Alpenraum von den aus dem östlichen Mitteleuropa kommenden Jakobspilgern auch eher umgangen, sei es durch Oberitalien oder durch das nördliche Alpenvorland. Dafür könnte vielleicht die 1655 beschriebene Route des Wiener Neustädter Domherrn Christoph Gunninger bezeichnend sein. Er reiste über Venedig und Mailand nach Genua und von dort auf dem Seeweg nach Spanien. Der Rückweg führte ihn vom Rhônental über Genf, Einsiedeln, St. Gallen, Lindau, Memmingen, Augsburg, Andechs, Altötting und Mariazell nach Wiener Neustadt<sup>14</sup>. Bei diesem Weg lässt sich auch das Interesse an Wallfahrtsorten als Zwischenzielen nicht übersehen.

Zwischen Oberösterreich und Einsiedeln bot sich für Kleriker seit langem die Möglichkeit, durch das bayerische Alpenvorland von Kloster zu Kloster zu ziehen und benediktinische Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Dass hier auf genüssliche Weise schon der Weg als Ziel verstanden werden konnte, geht aus einem Reisebericht des Benediktinerpaters Beda Plank hervor, der 1779 zusammen mit Pater Thaddäus Derflin-

ger in einem zweispännigen Reisewagen unterwegs war. Dabei dienten ihnen zwischen Kremsmünster und dem Rheintal folgende Benediktinerklöster als Zwischenziele: Vöcklabruck, Salzburg, Waging, Seon, Attel, Rott, Beyharting, Weyarn, Tegernsee, Benediktbeuern, Polling, Wessobrunn, Landsberg, Kaufbeuren, Kempten, Isny und Bregenz-Mehrerau<sup>15</sup>.

Bregenz diente Fernpilgern, die in verschiedenste Richtungen zogen, als Etappenort. Das verraten auch Pilgerkritzeleien in der St. Michael-Kapelle unter der Pfarrkirche St. Gallus. Dort sind neben Zeichnungen von Jakobspilgern (Muschel) ebenso Hinweise auf andere Ziele, wie auf Rom (gekreuzte Pilgerstäbe) und Jerusalem (Palmzweige) zu erkennen.

Die Wallfahrten erlebten im katholischen Mitteleuropa nach dem Dreißigjährigen Krieg eine neue Blüte. Die Baukunst des Barock und eine von einem gewandelten Lebensgefühl getragene Volksfrömmigkeit zeigte bald die anziehende Wirkung großzügiger Prachtentfaltung bei der Wahl der Pilgerziele. Unter den alten Wallfahrtsorten machte dadurch besonders der eindrucksvolle Kirchenbau in Einsiedeln viele Besucher neugierig. Durch das gleichzeitige Entstehen zahlreicher neuer Wallfahrtsorte als Sehenswürdigkeiten barocker Baukultur bildeten sich zugleich Anziehungspunkte von regionaler Bedeutung. Dadurch und durch restriktive Einflussnahmen der Obrigkeit trat ab dem 18. Jahrhundert die spirituelle Attraktivität der Fernpilgerziele Jerusalem, Rom und Santiago immer mehr in den Hintergrund. Das zeigte sich auch im Bodenseeraum und in Südbayern, wo für die Bedürfnisse der Wallfahrer ein hoher Grad an »Nahversorgung« erreicht wurde.

Zu den überregional bedeutsamen Pilgerzielen veränderten sich im 19. Jahrhundert viele Zugänge durch neue Straßenbauten und die Entwicklung des Eisenbahnnetzes. Manche Routen der traditionellen Fußwallfahrten wurden bald kaum mehr benützt und gerieten beinahe in Vergessenheit. Das war auch bei den alten Wallfahrtswegen vom Rheintal durch das Appenzellerland und Toggenburg nach Einsiedeln zu beobachten. In der Zeit des Nationalsozialismus war von Pilgerreisen ohnehin keine Rede mehr.

## RENAISSANCE DES PILGERNS AUF WEITWANDERWEGEN

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war zwar ein rasches Zunehmen von Wallfahrten im Nahbereich zu beobachten, Reisen zu überregional bedeutsamen Pilgerzielen beschränkten sich zumeist aber auf organisierte Bahn- und Busfahrten. Wer auf langen Strecken zu Fuß oder mit dem Fahrrad ein Pilgerziel aufsuchte, war dazu meist durch ein besonderes Anliegen motiviert.

Für das Pilgern auf Weitwanderwegen hatte es Signalwirkung, als vom Europarat 1987 der spanische Jakobsweg zum ersten europäischen Kulturweg erklärt wurde. Kaum war die bislang unterschätzte Nachfrage erkannt, begann die Reaktivierung von histo-

rischen Pilgerwegen. Im Bodenseeraum erfolgte ein Anfang im Rahmen des Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS) mit dem Ausweisen von »Jakobswegen«, die von Rorschach und Konstanz bis Genf führen. Dazu erschienen bereits 1998 die ersten Wanderführer<sup>16</sup>. 2004 folgte das von Monika Hanna verfasste Wanderbuch für den »Münchener Jakobsweg«<sup>17</sup>. Da diese Wegbeschreibung am Bodensee endete, stellte sich die Frage nach der Verknüpfung mit dem Ostschweizer Weg. So wurde auf der Grundlage von vorausgegangenen Untersuchungen im Auftrag des Amtes der Vorarlberger Landesregierung 2005 eine Routenbeschreibung für die Verbindung von Bregenz über Altstätten–Appenzell–St. Peterzell erarbeitet<sup>18</sup>.

Inzwischen hat die wachsende Nachfrage nach »Jakobswegen« zu einer Angebotsvermehrung geführt, die weit über historisch begründete Routen hinausgeht. Bei der Erfindung neuer Angebote wird immer wieder zu fragwürdigen Begründungen Zuflucht genommen, wobei manche historisierende Kartendarstellungen sogar Eindrücke von Irreführung erwecken können<sup>19</sup>.

Im raschen Anschwellen des Angebots an Wanderliteratur hat oft ein Übermaß an Eile – auch im Abschreiben von Fehlinformationen – problematische Spuren hinterlassen. So ist beispielsweise manchen Autoren entgangen, dass der Vorarlberger Zugang zum Ostschweizer Jakobsweg nicht ab Lindau über Rorschach, sondern auf kürzerem Wege über Altstätten und Appenzell führt. Diese Route wurde auch im Rahmen eines mit EU-Mitteln geförderten Projektes »Transnationale Jakobswege« (2006–08) noch nicht mitberücksichtigt. Da bei diesem die Verbindung von Rankweil über Appenzell Vorrang erhielt, wurde bei deren Eröffnung am 1. Mai 2008 anscheinend vergessen, dass der von Bayern über Bregenz an den Rhein führende Pilgerweg bereits am 9. Juli 2005 im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes eingeweiht worden war. Dieser ist bis ins Vorarlberger Rheintal seither mit Zusatzmarkierungen versehen.

Durch die außerordentlich stark gestiegene Frequentierung des spanischen Camino ist auch das Zunehmen negativer Begleiterscheinungen unvermeidlich. In den vergangenen Jahren mehrten sich zudem grundsätzliche kritische Einwände gegenüber der spanischen Jakobusverehrung<sup>20</sup>. Da das Interesse an Pilgerwanderungen jedoch ungebrochen anhält, verstärkt sich das Interesse an Weitwanderwegen zu anderen Pilgerzielen. Dass solche Interessen auch unabhängig von touristischer Kommerzialisierung und ohne mediales Aufsehen einen nicht geringen Stellenwert haben, beweist ein bayerischer Wallfahrtsweg, der durch Vorarlberg in die Innerschweiz nach Flüeli führt. Auf diesem erfolgte die Wiederentdeckung von Fußwallfahrten schon vor der Propagierung von »Jakobswegen« sowie in der Besinnung auf ein historisch unbestrittenes Beispiel gelebter Spiritualität. Der Weg ist zugleich ein Beweis, dass das Entstehen von Pilgerwegen weder an »amtliche« Vorgaben, noch an Tourismuswerbung gebunden ist. Damit bestätigt sich einmal mehr jene bekannte Erfahrung, von welcher der spanische Lyriker Antonio Machado sagt: *Wanderer, es gibt keinen Weg – der Weg entsteht allein durchs Wandern.*

## BRUDER-KLAUS-WALLFAHRT DER DIÖZESE AUGSBURG

Von der 1951 gegründeten Katholischen Landvolkbewegung (KLB) Deutschlands werden Niklaus und Dorothea von Flüe als Patrone verehrt. Das hat schon früh dazu veranlasst, religiöse Gemeinschaftserfahrungen auch auf Wallfahrten nach Flüeli-Ranft erlebbar zu machen. Die KLB der Diözese Augsburg hat dazu 1978 mit Fußwallfahrten begonnen, die seither jährlich in Gruppen von 80 bis 120 Personen durchgeführt werden. Gegenwärtig geschieht dies in zwei aufeinander folgenden Gruppen, so dass zum Beispiel im 30. Jahr 2007 insgesamt 209 Pilger nach Flüeli-Ranft kamen<sup>21</sup>.

Ausgangspunkt der Fußwallfahrt ist die Bruder-Klaus-Kapelle in Hagspiel bei Aach am Südrand der Diözese Augsburg unweit von Riefensberg. Von dort führt die insgesamt etwa 240 Kilometer lange Route über Dornbirn–Appenzell–Urnäsch–Hemberg–Wattwil–Kaltbrunn–Lachen–Etzelpass–Einsiedeln–Haggenegg–Brunnen–Beckenried–Stans nach Sachseln / Flüeli-Ranft<sup>22</sup>. Etappen- und Übernachtungsorte sind zwischen Ausgangspunkt und Ziel Dornbirn-Schoren, Appenzell, Kaltbrunn, Einsiedeln und Beckenried. Pro Tag werden Strecken zwischen 30 und 40 Kilometern zurückgelegt, wobei zur Zeitersparnis auch relativ lange Strecken auf Asphaltstraßen in Kauf genommen werden. Dass die Route größtenteils abseits der gekennzeichneten Jakobswege verläuft, erklärt sich einerseits aus der Unabhängigkeit vom Ziel Santiago, andererseits aus der Tatsache, dass es bei Einführung dieser Fußwallfahrt noch keine Jakobswege gab.



Abb. 3: Wallfahrer der Katholischen Landvolkbewegung aus der Diözese Augsburg 2007 bei einer Rast im Vorderwald (Foto: KLB Augsburg)



Innerhalb von Vorarlberg wandern die Wallfahrer am ersten Tag durch Riefenberg–Krumbach–Unterlangenegg–Müselbach–Alberschwende (früher über das Bödele)–Haselstauden nach Dornbirn–Schoren (Pfarre Bruder Klaus), am Morgen des zweiten Tages von Dornbirn durch die Talebene zum Grenzübergang Schmitter zwischen Lustenau und Diepoldsau. Von dort ziehen die Wallfahrer an Widnau und Altstätten vorbei nach Eichberg und auf der Straße über Eggerstanden nach Appenzell. Im Verlauf der gesamten Routen werden öffentliche Verkehrsmittel nur bei der Bahnfahrt durch den Ricken-tunnel und für die Querung des Vierwaldstätter Sees zwischen Brunnen und Beckenried benutzt.

## NEUE BAYERISCHE PILGERROUTEN ZUM BODENSEE

### DER MÜNCHNER JAKOBSWEG

Nach der Eröffnung der Schweizer Jakobswege wurde auch in Deutschland die Frage nach geeigneten Zugangsrouten aktuell. In Bayern begann das Ehepaar Monika und Reinhold Hanna 1996 mit dem Erkunden eines empfehlenswerten Wanderwegs von München zum Bodensee. Dabei war klar, dass der Verlauf der historischen Pilgerwege oft nicht leicht nachweisbar ist und dass diese größtenteils durch den Umbau zu Autostraßen ihre einstige Eignung zum Wandern ohnehin verloren haben. Zum Glück war es aber möglich, landschaftlich interessante Wege ausfindig zu machen, mit denen sich auf kurze Distanzen kulturgeschichtlich und spirituell bedeutsame Zwischenziele verbinden ließen<sup>23</sup>. Dabei wurden auch Teilstrecken von bayerischen Weitwanderwegen, wie vor allem des »König-Ludwig-Wegs« und des »Prälatenwegs« einbezogen.

Der annähernd 270 Kilometer lange Zugang von München zum Bodensee ist in folgende zehn Tagesetappen aufgegliedert:

München (Jakobsplatz, Marienplatz, Isartor)–Isarauen–Kloster Schäftlarn (23 km)

Kloster Schäftlarn–Starnberger See–Kloster Andechs (26–27 km)

Kloster Andechs–Ammersee–Kloster Wessobrunn (3 Varianten 22–42 km)

Kloster Wessobrunn–Hohenpeißenberg–Ammertal–Rottenbuch (26 km)

Rottenbuch–Wieskirche–Münster Steingaden–Lechbruck (22–27 km)

Lechbruck–Auerberg–Marktoberdorf (23 km)

Marktoberdorf–Kempten (27 km)

Kempten–Buchenberg–Weitnau (27 km)

Weitnau–Simmerberg–Weiler im Allgäu (23–29 km)

Weiler–Bodensee entweder über Lindenberg–Sigmarzell nach Lindau (30 km)

oder kürzer über Scheidegg–Möggers–Pfänder nach Bregenz (24 km).

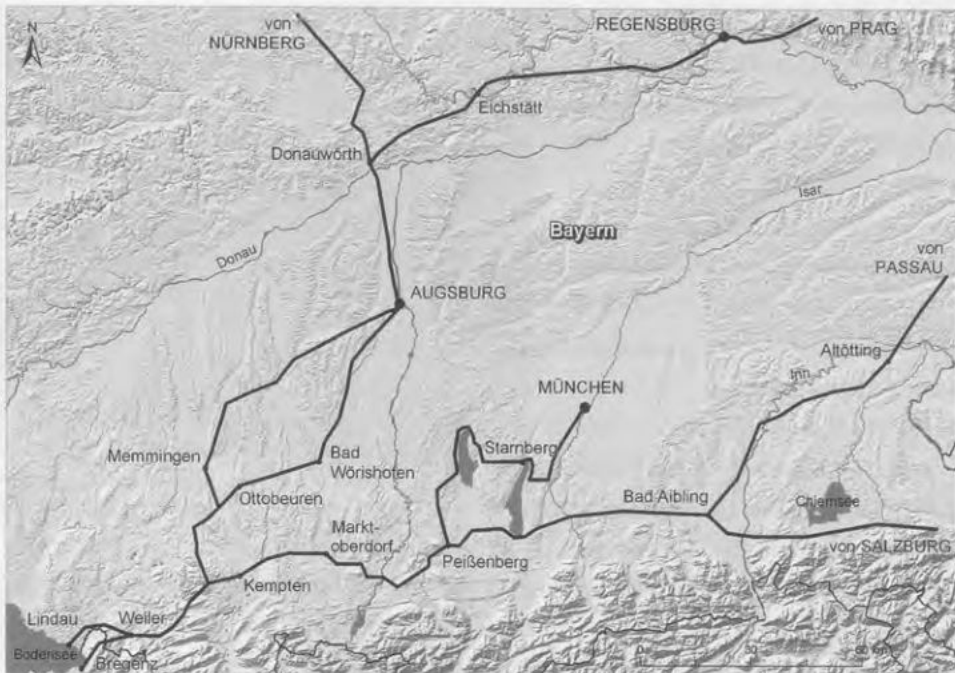


Abb. 4: Jakobsweg durch Südbayern zum Bodensee (Karte: Land Vorarlberg, Raumplanung)

Die Route führt in relativ kurzen Abständen durch Ortschaften mit Unterkünften in verschiedenen Kategorien. Bislang fehlen aber noch fast überall Pilgerherbergen im engeren Sinne.

Da die Wanderwege in Deutschland oft nicht ausreichend beschildert und markiert sind, wird es geschätzt, dass bei Wegteilungen Täfelchen mit einer konventionellen oder einer pfeilförmig stilisierten Jakobsmuschel angebracht wurden. Zwischen Möggers und Bregenz sind zwar alle Wanderwege durchgehend markiert, doch zur Orientierung sind auch hier zusätzliche Orientierungshilfen vorhanden. Die Einweihung des Münchner Jakobsweges erfolgte im Rahmen von ökumenischen Gottesdiensten 2003 in Bayern, 2005 für den Verlauf zwischen Scheidegg und Bregenz<sup>24</sup>.

Am Bodensee wird als Zugang zum Schweizer Jakobsweg wie bei Lindau der Seeweg nach Rorschach empfohlen. Wegen des Fehlens einer direkten Schiffsverbindung wird von Bregenz nach Rorschach auch der Landweg in Betracht gezogen. Da beim Erscheinen des Wanderführers die Frage nach der bestgeeigneten Wanderwegverbindung durch das Rheintal ins Appenzellerland noch ungeklärt war, wurde vorerst nur ohne konkrete Angaben darauf aufmerksam gemacht, von Bregenz aus gebe es mehrere Möglichkeiten, in einen der Jakobswege einzumünden, die durch die Schweiz führen.<sup>25</sup> In dieser Situation tun sich Pilger aber oft schwer, sich zurecht zu finden.

Nach der Eröffnung des ersten bayerischen Jakobswegs wurde dieser vom Unternehmen Alpenland-Touristik in Landsberg als 14-Tage-Programm in sein Angebot »Wandern ohne Gepäck« aufgenommen<sup>26</sup>. Inzwischen verfasste auch die Journalistin

Christiane Haupt einen Pilgerwanderführer für den Weg von München nach Bregenz<sup>27</sup> ohne nennenswerte Änderungen des Routenverlaufs. Leider wurde es aber bei diesem 2007 erschienenen Büchlein ebenfalls versäumt, die Wegbeschreibung über den Pfänder nach Bregenz im Sinne der 2005 erfolgten Korrektur zu berichtigen.

Nach den bisherigen Erfahrungen wird von den Fußpilgern ab Weiler im Allgäu die Verbindung über Bregenz stärker frequentiert

als die über Lindau. Das erklärt sich zum Teil aus der Bevorzugung von Simmerberg als Übernachtungsort und dem Bestreben, überlange Tagesetappen zu vermeiden<sup>28</sup>. Von Simmerberg bis Bregenz beträgt die ohnehin relativ lange Gesamtgehzeit  $7\frac{1}{4}$  Stunden, bis Lindau hingegen über 8 Stunden. Die Höhendifferenz ist zwischen Simmerberg und Lindau (höchster Punkt bei Allmannsried ca. 840 m ü. M.) auf den ersten Blick zwar geringer als beim Weg nach Bregenz (Pfänder 1062 m), dieser Unterschied wird am Zugang nach Lindau aber durch häufigere Gegensteigungen fast ausgeglichen. Die Route über den Pfänderstock ist vor allem aussichtsreicher und kommt mit einem geringeren Anteil an asphaltierten Wegstrecken aus.

#### DER JAKOBSWEG AUGSBURG–BREGENZ

Der 2003 gegründete Verein Jakobus-Pilgergemeinschaft Augsburg engagiert sich vielseitig für die Förderung des Pilgerns nach Santiago de Compostela. 2007 erschien für den Weg von Augsburg nach Bregenz ein eigener Wanderführer. Dieser wurde ebenfalls von Christiane Haupt verfasst und enthält vom Raum Kempten bis Bregenz dieselbe Routenbeschreibung wie beim zuvor erwähnten Führer für den Münchner Jakobsweg<sup>29</sup>.

Die Route umfasst insgesamt 10 Tagesetappen mit einer je nach Varianten zwischen 223 und 256 Kilometer betragenden Gesamtlänge. Zwischen Augsburg und Bad Grönenbach sind über längere Strecken zwei verschiedene Routen zur Wahl gestellt. Die »Ostroute« ist 103 Kilometer lang, auf 5 Etappen aufgeteilt und verläuft von Augsburg über Bad Wörishofen. Die »Westroute« führt mit einer Länge von 128 Kilometern und 6 Etappen über Kirchheim–Babenhausen–Memmingen–Ottobeuren nach Bad Grönenbach. Ab dort werden wie beim Münchner Jakobsweg verschiedene Varianten geboten, wobei als Ziele am Bodensee neuerlich Bregenz und Lindau zur Wahl stehen.



Abb. 5: Pilger auf dem Weg zwischen Scheidegg und Pfänder  
(Foto: H. Tiefenthaler)

Die Wegmarkierung ist gleich oder ähnlich wie beim Münchner Jakobsweg. Auch werden in gewerblichen Beherbergungsbetrieben genügend Unterkünfte geboten. Zudem bietet der Reiseveranstalter Alpenland-Touristik Möglichkeiten zum »Wandern ohne Gepäck«.

#### DER OSTBAYERISCHE JAKOBSWEG

Diese 2004 eingeweihte Route stellt eine Fortsetzung des böhmischen Jakobswegs dar, der sich von Prag über Pilsen (Variante über Pribram) zum Böhmerwald zieht und an der Chamb auf deutsches Gebiet wechselt. Nach dem Queren des nördlichen Bayerischen Waldes bietet sich wie schon im Mittelalter Regensburg als bedeutsamer Pilgerstützpunkt an. Von da verläuft die Route nahe der Donau nach Kehlheim und zum Kloster Weltenburg. Im weiteren Verlauf führt sie im Nahbereich des römischen Limes durch den Naturpark Altmühltal nach Eichstätt, wo sie südwärts nach Donauwörth abbiegt und nahe der Lechmündung wieder zur Donau kommt. Dort vereinigt sich die Route mit dem von Öttingen südwärts führenden Jakobsweg, für den ab Augsburg die beschriebene Fortsetzung zum Bodensee anschließt.

Der Ostbayerische Jakobsweg hat von der deutsch-tschechischen Grenze bis Donauwörth eine Gesamtlänge von 271 Kilometern und ist angeblich bereits durchgängig mit dem Symbol der Jakobsmuschel markiert<sup>30</sup>. Zur genaueren Orientierung liegt seit 2006 ein von Hans J. Kolbinger verfasster Wanderführer vor.<sup>31</sup>

#### FERNPILGERWEGE VON PASSAU UND SALZBURG DURCH DAS ALPENVORLAND

Passau ist seit jeher ein hochrangiger Verkehrsknotenpunkt an der Einmündung von Inn und Ilz in die Donau. So war die Stadt früher schon ein wichtiger Etappenort für Pilger, die aus Böhmen, manchmal zudem von Polen her kamen, um entweder bayerische Wallfahrtsorte wie Altötting und Andechs aufzusuchen oder über Einsiedeln nach Santiago de Compostela zu ziehen. Dies alles ließ sich im Verlauf der über München führenden Hauptstraße am leichtesten verbinden. Heutigen Fußpilgern fehlt auf der etwa 90 Kilometer langen Strecke zwischen Altötting und München aber noch eine entsprechende Wanderroute. Dafür werden in einem 2004 erschienenen Wanderführer von Maximilian Bogner zwei andere Varianten angeboten<sup>32</sup>. Die eine führt von Altötting über Kufstein ins Inntal, die andere über den früher vielbesuchten Marienwallfahrtsort Tutenhausen nach Au bei Bad Aibling und von dort über Geretsried und Weilheim nach Hohenpeißenberg. Hier mündet die Route in den bereits beschriebenen Münchner Jakobsweg.

Wer in früheren Jahrhunderten von Ostösterreich über Salzburg in Richtung Bodensee unterwegs war, wählte zumeist die Route durch das bayerische Alpenvorland. Sie war kürzer, sicherer und bequemer als durch Tirol mit dem einst erschwert benützbaren Saumpfad über den mehr als das halbe Jahr schneebedeckten Arlberg. Eine Hauptroute

führte über den Wallfahrtsort Wasserburg, der zugleich ein beliebter Stützpunkt von Fernpilgern war. Man darf annehmen, dass die von da aus in Richtung Bodensee ziehenden Pilger großteils, wenn nicht meistens, den Weg über Ebersberg–München–Andechs gewählt haben<sup>33</sup>.

Wegen des Fehlens einer geeigneten Wanderoute von Wasserburg über München sind Fußpilger heute froh, dass von Salzburg bis Bregenz weiter südlich eine durchgehende Route als Jakobsweg ausgewiesen ist. Der genannte Wanderführer von Maximilian Bogner enthält nämlich auch den Lückenschluss zwischen Salzburg und Hohenpeißenberg.

### DIE PILGERROUTE VON BREGENZ NACH EINSIEDELN

Zwischen Bodensee und Genfersee besteht ein ab Rorschach durchgängig beschilderter Jakobsweg, zu dem im Alpenrhieintal Zugänge ab Bregenz, Rankweil und Feldkirch bestehen. Diese sind in der allgemein zugänglichen Literatur zwar noch nicht umfassend dargestellt, es liegen aber bereits detaillierte Routenbeschreibungen vor, die zumindest im Internet einsehbar sind<sup>34</sup>.

Bei der Frage nach der Fortsetzung der in Bregenz endenden bayerischen Jakobswege muss davon ausgegangen werden, dass in früheren Jahrhunderten über Rorschach nur der Seeweg diskutabel war, sich als Landweg aber vor allem der Zugang über Altstätten und den Stoss ins Appenzellerland anbot. Da eine direkte Schiffsverbindung von Bregenz nach Rorschach nicht besteht, wurde nach Begehungen im Jahre 2001 ein Vergleich der über Rorschach und über Altstätten durch das Appenzellerland verlaufenden Wegverbindungen angestellt<sup>35</sup>. Dieser ergab bis Einsiedeln eine mit 31 Stunden etwa gleiche Summe der Gehzeiten. Der Weg ab Rorschach hat allerdings den gravierenden Nachteil, dass zwischen dem Hafen und St. Gallen-Bruggen annähernd 9/10 der Wegstrecken durch Asphaltbelag abgewertet sind. Hingegen ist die historisch ebenfalls ausreichend begründbare Rheintal-Quer Verbindung nach Altstätten und der Weg über den Stoss nach Appenzell-Innerrhoden schon hinsichtlich der Wegbeschaffenheit wesentlich attraktiver. In Appenzell vereinigt er sich mit dem am 1. Mai 2008 eröffneten Jakobsweg, der in Fortsetzung des vom Arlberg kommenden österreichischen Jakobswegs über Rankweil den Zugang zum ostschweizerischen Jakobsweg herstellt<sup>36</sup>. Die Gehzeit von Bregenz über Altstätten bis Appenzell wurde für zwei Tagesetappen mit insgesamt 11 ½ Stunden ermittelt.

Die Route führt durch das landschaftlich außerordentlich reizvolle Kerngebiet des Appenzellerlandes, dessen Eigenart besonders in Gais, Appenzell, Gonten und Urnäsch sehr ansprechend auffällt<sup>37</sup>. Die Route verfügt bis zur Vereinigung mit dem Ostschweizer Jakobsweg in St. Peterzell gesamthaft auch über nicht weniger kultur- und wallfahrts-geschichtliche Bezugspunkte als der Weg von Rorschach über St. Gallen. Im Unterschied zu Lindau und Rorschach hat bereits Bregenz mit dem Gebhardsberg, dem Kloster Mehrerau und mehreren Kapellen den Charakter eines Wallfahrtsortes. Hinweise auf tradi-





Abb. 6: Der Pilgerweg von Bregenz über Altstätten und Appenzell nach Einsiedeln mit anderen Zugängen vom Bodensee und Rheintal (Karte: Land Vorarlberg, Raumplanung)

tionelle Jakobusverehrung finden sich besonders im St. Jakobs-Patrozinium der st. gallischen Grenzgemeinde Widnau, der St. Jakobskapelle am Kronberg und nicht zuletzt im Wappen von Gonten, in dem zwei Pilgerstäbe vor dem Hintergrund der spanischen Nationalfarben Gold und Rot dargestellt sind. An das Pilgern nach Einsiedeln erinnern zugleich die Einsiedler-Kapelle bei Widnau und das Frauenkloster »Leiden Christi« in Jakobsbad.

Die Route verfügt über ausreichende Einkehr- und Übernachtungsmöglichkeiten in allen Kategorien. Eine Routenbeschreibung ist derzeit zwar noch nicht im Buchhandel erhältlich, doch im Internet verfügbar<sup>38</sup>. Im Gelände ist die Signalisation als »Jakobsweg« zwar erst von Bregenz bis Lustenau-Wiesenrain sowie ab Appenzell ausgeführt, für die Verbindung Widnau–Altstätten–Appenzell sind zur Orientierung die vorhandenen Wegweiser vorläufig aber hinreichend. Eine zumindest vereinfachte Zusatzinformation wäre allerdings wünschenswert.

## WEITES SPEKTRUM DES PILGERNS

Die sehr verschiedenen Motivationen und Erfahrungen von Pilgern lassen es müßig erscheinen, nach »einzig richtigen« Wegen für alle zu fragen. Dennoch kann es überraschen, wie verschiedenartig die Bedürfnisse, Routen und Ziele von Pilgerreisen sind.

Das zeigt sich sowohl bei motorisierten Reisen als auch bei der Benützung von Wanderwegen. Dabei kann schon ein Blick auf die Verbindungen von Bayern durch Vorarlberg genügen.

Oft werden auch heute wie in der Vergangenheit Wallfahrten im Geiste traditioneller Volksfrömmigkeit geschätzt. Diese haben mitunter so große Teilnehmerzahlen, dass eine gut durchdachte Organisation mit Übernachtungen in Massenunterkünften erforderlich ist. Am Beispiel der Fußwallfahrten der katholischen Landvolkbewegung der Diözese Augsburg lässt sich aber auch ein hohes Maß an Unabhängigkeit von »Jakobswegen« und anderen Vorgaben der Tourismuswerbung erkennen.

Umgekehrt verhält es sich bei dem seit den 60er Jahren in Richtung Santiago in Mode gekommenen Pilgern auf Weitwanderwegen. Jakobspilger sind zwar mit Pilgerliteratur ausgestattet, sie erwarten aber auch gute und ausreichend markierte Fuß- oder Radwege, natur- und kulturgeschichtlich ansprechende Routen und Zwischenziele sowie genügend Einkehr- und Unterkunftsmöglichkeiten. Dabei lassen sich sowohl bei den Erfahrungen mit Wanderführern, Routenangeboten und Markierungen Probleme mangelnder Zuverlässigkeit nicht immer vermeiden. Zuzufolge der zunehmenden Frequentierung kommt es immer häufiger auch zu Engpässen bei der Unterbringung von Jakobspilgern. Diese Problematik wurde auf dem spanischen Camino schon vor Jahren zusehends unangenehm spürbar. Inzwischen stößt die Beherbergung auch bei bayerischen Pilgerwegen immer öfter auf Schwierigkeiten. Darauf wird nun auch bei Orientierungshilfen im Internet aufmerksam gemacht, wie zum Beispiel: *Achtung! In Bayern sind des öfteren größere Wandergruppen unterwegs, die ganze Pensionen und Gasthäuser blockieren. Man sollte dann darauf achten, entweder einen Tag vor dieser Gruppe oder einen Tag nach dieser Gruppe zu laufen, um sich*



Abb. 7: Mauerreste der einstigen Jakobskirche im st. gallischen Grenzdorf Widnau (Foto: H. Tiefenthaler)

abends bei der Zimmersuche nicht ins Gehege zu kommen.<sup>39</sup> Solche Kapazitätsengpässe werden vor allem an Haupttrouten zum Problem, bei denen bei verstärkter Werbung das Angebot an Einkehr- und Übernachtungsmöglichkeiten zum Teil eher knapp ist.

Probleme dieser Art sind bei der Rheintal-Quer Verbindung nicht zu erwarten, da besonders in den Etappenorten Bregenz, Altstätten und Appenzell ein umfangreiches Angebot an Unterkünften in allen Kategorien zur Verfügung steht. Vereinzelt sind überdies sehr kostengünstige Gruppenunterkünfte vorhanden<sup>40</sup>.

Schwierigkeiten durch zeitweilige Überfrequentierung lassen sich am leichtesten vermeiden, wenn Pilger entweder andere Ziele wählen oder weniger angepriesene Routen ausfindig machen, die zwar nicht weniger empfehlenswert, aber weniger bekannt sind. Zwischen dem Allgäu und dem Alpenrheintal bestehen mehrere solcher Verbindungen, wie zum Beispiel von Oberstaufen durch den vorderen Bregenzerwald und über Dornbirn–Widnau–Altstätten nach Appenzell, über Oberstdorf ins Kleinwalsertal und über das Starzeljoch und Furkajoch nach Rankweil danach auf dem Appenzellerweg<sup>41</sup>. Eine weitere Möglichkeit bietet der internationale Alpenwanderweg *Via Alpina*, der aus dem Oberallgäu einen Zugang über die Mindelheimer Hütte zum Hochtannbergpass hat und von dort über den Schadonapass ins Große Walsertal und durch den Walgau nach Feldkirch führt. Dort bietet sich als Fortsetzung nach Einsiedeln der alte Pilgerweg über Wildhaus nach Einsiedeln an.<sup>42</sup>

Darüber hinaus bietet das individuelle Pilgern unerschöpflich Gelegenheiten, sich auf Überraschungen einzulassen, wie dies zum Beispiel der Künstler Detlef Willandt, als er mit seiner Gattin vom Kleinwalsertal auf Bergwegen ins Rhônetal und bis nach Santiago wanderte. Er berichtet in seinem Erinnerungsbuch: *Wir sind sozusagen immer der Nase und der Sonne nach gelaufen. Den großen Straßen sind wir ausgewichen, und das war gut so. Wie überraschend war das, was wir auf stillen Wegen fanden – eine ganz wundersame alte und heile Welt.*<sup>43</sup>

Anschrift des Verfassers:

Dr. Helmut Tiefenthaler, Kummenweg 8, A-6900 Bregenz

eMail: [helmut.tiefenthaler@gmx.at](mailto:helmut.tiefenthaler@gmx.at)

## ANMERKUNGEN

1 Bernhard ZELLER: Das Heilig-Geist-Spital zu Lindau am Bodensee. Augsburg 1952, S. 30–34.

2 Zit. bei Karl Heinz BURMEISTER: Geschichte der Bodenseeschiffahrt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Schrrr VG Bodensees, 1981/82, S. 168.

3 Stadtarchiv Bregenz, Orig. Perg. 311 von 1491.

4 Heinrich WIPPER: Der neue Jakobsweg durch den Landkreis Lindau. In: Jahrbuch des Landkreises Lindau 2004, S. 49–50.

5 Hans Jochen GENTHE: Martin Luther – Sein Leben und Denken, Göttingen 1996, S. 80–81.

6 Odilo RINGHOLZ: Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln, Freiburg 1896, S. 242.

- 7 Fritz C. MOSER: Das Straßen- und Schifffahrtswesen der Nordostschweiz im Mittelalter, Frauenfeld 1930, S. 86–87.
- 8 Paul STAERKLE: Vorarlberger Pilger zum Gnadenbild im Münster zu St. Gallen. In: Montfort, 1946, S. 170.
- 9 Jürgen KAISER: Jakobswege in Deutschland, Stuttgart 2007, S. 6 und 148.
- 10 Heinrich WIPPER (wie Anm. 4), S. 50.
- 11 Achilles WEISHAUP: Geschichte von Gonten, Gonten 1977, S. 221; ders.: Pilgerpfade und Jakobswege, Auf den Spuren des heiligen Jakobus d. Ä. in Innerrhoden. In: Innerhoder Geschichtsfreund 43, 2002.
- 12 Helmut TIEFENTHALER: Natur und Verkehr auf der Arlberg-Westseite. Innsbrucker geographische Studien, Bd. 1, Innsbruck 1973, S. 35–37.
- 13 Peter WITSCHI: St. Gallen–Einsiedeln–Santiago, Pilgerspuren am Bodensee. In: Schrr VG Bodensee, 2005, S. 62.
- 14 Gottfried WENDLING: Zur Spiritualität im 17. Jahrhundert: Christoph Gunzingers Pilgerbericht nach Santiago de Compostela aus dem Jahr 1655. In: Spiritualität des Pilgers, Hg. Klaus Herbers und Robert Plötz, Tübingen 1992, S. 84–85.
- 15 Altmann KELLNER: Ein Besuch in süddeutschen Abteien im Jahre 1779. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens, Bd. 81, 1970, H. I/II, S. 219–249; Hildebrand Dussler (Hg.): Reiseberichte aus Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol, Weißenborn 1974, S. 218–231.
- 16 Jolanda BLUM: Jakobswege durch die Schweiz, Thun 1998; Peter WITSCHI, Wandern auf dem Jakobsweg – Vom Bodensee zum Vierwaldstättersee, Herisau 1998.
- 17 Monika HANNA: Der Münchner Jakobsweg – Wandern auf dem Pilgerweg von München an den Bodensee, München 2004.
- 18 Helmut TIEFENTHALER: Historische und heutige Pilgerwanderwege von Vorarlberg nach Einsiedeln, in: Montfort 2002, S. 97–123; Der Pilgerweg Bregenz–Einsiedeln, Bregenz 2005; Der Bregenzer Pilgerweg nach Einsiedeln, in: Vorarlberger Volkskalender 2005, S. 30–40.
- 19 Beispiele auf den Umschlag-Innenseiten bei Bernhard G. GRAF und Hans-Günther KAUFMANN: Auf Jakobs Spuren in Bayern, Österreich und in der Schweiz, Rosenheim 1993.
- 20 Roland GIRTLER: Irrweg Jakobsweg, Die Narbe in den Seelen von Muslimen, Juden und Ketzern, Graz 2005.
- 21 Katholische Landvolkbewegung im Bistum Augsburg, 30. Bruder-Klaus-Fußwallfahrt vom 27./28.7.–5.8.2007 (kopierter Bericht); [www.klb-augsburg.de](http://www.klb-augsburg.de) (17.04.2008).
- 22 Bruder Klaus Rundbrief, September 2007, S. 3.
- 23 Monika HANNA (wie Anm. 17).
- 24 [www.pfarre-moegggers.info/jakobsweg](http://www.pfarre-moegggers.info/jakobsweg) (Juli 2005).
- 25 Monika HANNA (wie Anm. 17) S. 168.
- 26 [www.alpenlandtouristik.de/alpen/Jakobsweg](http://www.alpenlandtouristik.de/alpen/Jakobsweg) (12.3.2005).
- 27 Christiane HAUPT: Deutschland Österreich: Jakobsweg München–Bregenz, Welter 2007.
- 28 Auskunft Gästeamt Weiler im Allgäu, 13.8.2008.
- 29 HAUPT (wie Anm. 27).
- 30 [www.vwv.cz/jakub/nemecko1\\_de.php](http://www.vwv.cz/jakub/nemecko1_de.php).
- 31 Hans J. KOLBINGER: Auf dem Jakobsweg von Prag über Regensburg und Eichstätt bis Donauwörth, Innsbruck 2006.
- 32 Maximilian BOGNER: Auf dem Jakobsweg durch Südost-Bayern, Innsbruck-Wien 2004.
- 33 Jürgen KAISER: Jakobswege in Deutschland, Stuttgart 2007, S. 150–151.
- 34 [www.vorarlberg.at/wanderwege](http://www.vorarlberg.at/wanderwege).
- 35 Helmut TIEFENTHALER (wie Anm. 18).
- 36 Doris RINKE: Spirituelles Wandern auf dem Jakobsweg Landeck-Einsiedeln, Alberschwende 2008.
- 37 Helmut TIEFENTHALER (wie Anm. 18).
- 38 [www.vorarlberg.at/wanderwege](http://www.vorarlberg.at/wanderwege).
- 39 [www.unser-jakobsweg.de/pilgern\\_in\\_sueddeutschland](http://www.unser-jakobsweg.de/pilgern_in_sueddeutschland) (23.4.2008).
- 40 Als günstige Gruppenunterkünfte werden im Raum Bregenz bei rechtzeitiger Anmeldung das Jugendgästehaus Bregenz und das Salvatorianer-Kolleg in Hörbranz (Busverbindung ab Bregenz in 10 Minuten) empfohlen.
- 41 Helmut TIEFENTHALER: Ein Kulturwanderweg quer durch Vorarlberg. In: Vorarlberger Volkskalender 2005, S. 30–38; [www.vorarlberg.at/wanderwege](http://www.vorarlberg.at/wanderwege). Zur Fortsetzung Doris RINKE (wie Anm. 36).
- 42 Helmut TIEFENTHALER: Über Wildhaus nach Einsiedeln. Ein ökumenischer Pilgerweg, Bregenz 2006; [www.vorarlberg.at/wanderwege](http://www.vorarlberg.at/wanderwege).
- 43 Detlef WILLAND: Der Weg, Bietigheim-Bissingen 1996.

Wolfgang Minaty

## IST DER ITALIENER EIN DEUTSCHER?

Aufgespürt: Ein Altarbild des Manierismus  
im Überlinger Münster

Überlingen quillt über mit Kunst. Mit moderner wie auch älterer, aber vor allem mit älterer Kunst. Dennoch sei die Frage erlaubt: Wieviel Italien darf es denn sein? Wieviel an italienischer Kunst verträgt eine so durch und durch deutsche Kleinstadt wie Überlingen?

Nicht sehr viel. Schaut man vom Hügel, auf dem das Städtische Museum residiert, auf Häuser und Kirchen hinunter und weiter hinaus auf den Bodensee (Abb. 1), dann



Abb. 1: Über den Dächern von Überlingen: Blick auf die Stadt, das Münster St. Nikolaus und den Bodensee –  
Foto: Kur und Touristik Überlingen GmbH



wird schnell klar, dass die Bürger dieses durchs Mittelalter geprägte Gemeinwesen mit unleugbar anheimelndem alemannischen Charme sich nur ungern von fremden Einflüssen gestört wissen wollten. Ironischerweise ist aber gerade das dortige Museum ein Ort italienisch anmutender Architekturkunst.<sup>1</sup> Er ist der einzige. Ansonsten treffen wir Künstler der Region an, die eine Menge Mittelmäßiges und Unbedeutendes hinterlassen haben. Nur wenige ragen darüber hinaus: Der Bildschnitzer Gregor Erhart wäre zu nennen oder Jörg Zürn, der Schöpfer des Hochaltars im Münster.

Sie haben Zuwachs bekommen. Nicht jetzt oder kürzlich. Vielmehr schon sehr viel früher, nämlich vor rund 400 Jahren. Damit ist die Überraschung perfekt – aus heutiger Sicht.

Ob auch aus damaliger Sicht, wissen wir nicht, denn nichts ist über den Einbau eines der zahlreichen Altäre in die Stadtpfarrkirche St. Nikolaus überliefert. Und um diesen Altar, genauer: sein zentrales Altarblatt in einer der Seitennischen des Münsters, geht es (Abb. 2). Eindruck dürfte das Bild schon damals gemacht haben – so wie heute auch. Das Problem ist nur, niemand nimmt so richtig Notiz von dem Bild, so dass niemandem klar ist, warum es eigentlich Eindruck auf ihn machen müsste.

Dabei ist das Bild von außerordentlicher Qualität, und – es weist nach Italien, in die Zeit des Manierismus. Es ist so ungewöhnlich schön, dass es schon sehr verwundert, dass es bislang in seiner Bedeutung nicht erkannt, geschweige denn gewürdigt worden ist.

Zur Ehrenrettung der lokalen bzw. regionalen Kunstvermessung muss aber gesagt werden, dass man sehr wohl schon einmal auf der richtigen Spur gewesen war – um sie dann freilich wieder zu verlieren. Als man sich im 19. Jahrhundert anschickte, die Kunstwerke auf heimischem Terrain aufzulisten und einzuschätzen, machte ein Historiker namens Allgeyer eine Entdeckung. Er war angenehm überrascht, als er im Zuge der Beschreibung des Überlinger Münsters 1879 auf ein »Werk bessern Styles« stieß.<sup>2</sup> Es befand sich auf der Südseite,<sup>3</sup> gemeint war der erst später so genannte Glöckler-Familienaltar »mit seinem schönen Gemälde von der Kreuzabnahme Christi«.<sup>4</sup> Offenbar war man, jedenfalls berichtete dies Allgeyer ganz ungeniert, damals der Meinung, dass das



Abb. 2: In der dritten Kapelle des südlichen Seitenschiffs: Der Glöckler-Altar im Überlinger Münster – Foto: Wolfgang Minaty

Bild von keinem Geringeren als Domenichino (1581–1641) gemalt worden sei. Der Autor musste es besser wissen, denn er räumte sogleich im Nachsatz ein, dass man sich »nur auf Vermuthungen« stütze.<sup>5</sup> Gleichwohl kam auch er nicht umhin, zuzugeben, dass »unstreitig die Vorzüge des Werkes nach seiner ganzen Anlage, Auffassung und Ausführung auf einen Meister der guten Zeit« würden schließen lassen.<sup>6</sup>

Ein Domenichino in Überlingen? Oder doch keiner? In Deutschland haben nur wenige Orte ein Werk des Künstlers aufzuweisen. Käme eines in Überlingen dazu, wäre das eine Sensation. Fakt ist, dass im Œuvre eine *Beweinung* zweifach vorkommt<sup>7</sup> und vielleicht auch eine *Grablegung*,<sup>8</sup> aber keine einzige *Kreuzabnahme*. Stilvergleiche machen zudem deutlich, dass das Überlinger Bild kein Domenichino sein kann. Schon Franz Xaver Kraus, der im 19. Jahrhundert so etwas wie ein Revisor für badische Kunstdenkmäler war, stoppte alle Höhenflüge: »Von Domenichino kann hier nicht Rede sein.«<sup>9</sup> Aber von Italien als Provenienz mochte auch Kraus nicht lassen, er bestätigte immerhin, dass das Bild sehr wohl von einem italienischen Manieristen stammen könne.

Das schmückte, weshalb man es gerne beibehielt – mit einer bemerkenswerten Einschränkung. In späteren Veröffentlichungen, so zum Beispiel 1917, war nicht mehr von einem originalen italienischen Meister die Rede, sondern nur noch von einem nach einem italienischen Stich gemalten Bild.<sup>10</sup> Und 1938 hieß es lapidar: »nach einer italienischen Vorlage.«<sup>11</sup> Kein großer Name mehr, kein Hinweis, keine Andeutung. Dafür kam aber jetzt ein deutscher Künstler ins Spiel: ein gewisser Hans Glöckler, auch Glöggler genannt, der in Überlingen zwischen ca. 1590 und 1618 gelebt hat und von dem erstmals Karl Obser vermutete, dass er, in Anlehnung an einen italienischen Meister, der Autor des Hauptbildes sei. Ob auch die anderen Bilder des Altars (Predella, Flügel, Oberbild, Aufsatz)<sup>12</sup> von Hans Glöckler wären, ließ Obser offen – mal wies er sie ihm klar zu,<sup>13</sup> dann wieder beließ er es bei einer Vermutung.<sup>14</sup> Dagegen legten sich Josef Sauer und Josef Hecht auf Hans Glöckler als Maler fest,<sup>15</sup> obwohl damit die Unklarheiten, ob nicht eventuell der Vater von Hans Glöckler – gemeint war der Überlinger Bildhauer Hans Ulrich Glöckler (um 1560–1611) – einen gewissen Anteil an dem Altarwerk für sich beanspruchen könne, nicht ausgeräumt waren.<sup>16</sup> Der Vater könnte nämlich die skulpturalen Teile des Altars begonnen oder zumindest geplant haben, während sein Sohn, obwohl eigentlich nur Maler, sie dann ausgeführt bzw. beendet hätte.

Wie auch immer, von Italien war nur noch indirekt die Rede, aber auch sonst waren die Unsicherheiten nicht gewichen. So »scheinen« für Monika Kopplin die Gemälde des Familienaltars von Hans Glöckler zu sein.<sup>17</sup> Interessanterweise spricht sie nicht mehr von nur einem Gemälde, sondern von einer Vielzahl. Und nach Kristina Gräfe ist es »wahrsch(einlich)«, dass die besagten Gemälde von Hans Glöckler stammen.<sup>18</sup> Auch sie spricht von Gemälden im Plural.<sup>19</sup>

So sind unversehens aus einem einzigen Gemälde, nämlich dem Hauptbild des Altars, gleich mehrere Gemälde geworden, sechs an der Zahl, die nun alle von Hans Glöckler gemalt worden sein sollen.<sup>20</sup> Das ist jedoch falsch. Von diesen sechs Gemälden

lassen sich fünf stilkritisch zusammenziehen, während das sechste, das Hauptbild, für sich steht und mit den fünf anderen nicht das geringste zu tun hat.

Die Zuschreibung der besagten fünf Bilder an Hans Glöckler soll hier nicht angezweifelt werden, allein schon deshalb nicht, weil drei von ihnen einen eindeutigen biographischen Bezug herstellen. So ist auf dem Predella-Bild die gesamte elfköpfige Glöckler-Familie dargestellt, und auf den Flügeln sind lebensgroß Vater und ein Sohn (auf dem linken Flügel) sowie Mutter und eine Tochter (auf dem rechten Flügel) wiedergegeben. Das beansprucht in gewisser Weise unser Interesse, weil wir es hier mit einem Selbstporträt Hans Glöcklers zu tun haben, das ihn zusammen mit seinem Vater, dem Bildschnitzer, zeigt. Die zwei Doppel-Porträts sowie die Bilder darüber und das Predella-Bild darunter mögen ganz ansehnlich sein, hohe Kunst sind sie nicht. Bestätigt wird dies – nur als Beispiel – durch den Vergleich mit einem weiteren Werk Glöcklers, der *Begegnung des Cyrus mit Darius* (1618) aus den ehemaligen Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen.<sup>21</sup> Es zeigt, dass Glöcklers biedere Kunst über den Rang einer lokalen Bedeutung nicht hinausragt.

## STILLE ANMUT, DUNKLE TRAUER

Das Hauptbild des Glöckler-Altars hingegen ist von anderem Kaliber (Abb. 3). Halten wir kurz inne, und lassen wir die Kraft des Bildes auf uns wirken. Der Blick geht zuerst auf Maria. Oder geht er zuerst auf den toten Sohn unter ihr? Dessen nackter, fahler Körper vereint auf sich die größte, zusammenhängende angeleuchtete Fläche in dem insgesamt recht dunklen Geschehen. Beide, Maria wie Christus, sind das Zentrum des Bildes. Dabei bilden sie, von oben nach unten gesehen, eine Art Mittelachse, die, wie als Rückgrat, durch das Kreuz im Hintergrund nach oben fortgesetzt wird – mit der ins Auge springenden lateinischen Aufschrift *ATTENDITE ET VIDETE* (Passt auf und seht). Aus dieser Achse aber scheren beide Hauptprotagonisten auf unaufdringliche Weise aus, Maria, indem sie sich leise nach links neigt, und Christus, indem er leicht nach rechts fällt.

Allein schon diese Komposition garantiert eine vibrierende Spannung zwischen Ruhe und Unruhe. Die überträgt sich auf die Figuren daneben, vier an der Zahl, die eine Art Trapez bilden. Was ist deren Aufgabe? Sie dienen, denn es sind Engel. Die beiden oberen kümmern sich um die jugendlich und regelrecht charmant wirkende Madonna (Abb. 4), unterfangen ihre Arme, stützen sie und scheinen sie durch ihre bloße Anwesenheit zu beruhigen. Die beiden unteren, in ebenso kostbar gefaltete Gewänder gehüllt wie die oberen, sind mit dem Leichnam beschäftigt, wobei der linke Engel den Oberarm Christi hochhält, so dass dessen muskulöser Körperbau sinnfällig hervortritt, und zugleich, mit einem Tuch ausgerüstet, die Seitenwunde säubert. Als wäre er etwas zer-





Abb. 3: Voll italienischer Dramaturgie: Pietà mit Engeln – Das Hauptbild des Glöckler-Altars (um 1607/09) –  
Foto: Wolfgang Minaty

streut, so scheint der rechte Engel, übrigens als einziger, aus dem Bild herauszuschauen, allerdings mit Blick nach oben, um womöglich den Kontakt mit dem Himmel aufrechtzuerhalten. Sein Gesicht unterscheidet sich auch von den anderen Personen durch seine kraftvoll antikisch wirkende Physiognomie, während die dicht an dicht postierten oberen Gesichter zart, grazil, fast zerbrechlich aussehen, wie wenn sie von einer fernen Noblesse künden wollten, und sie sehen sich, eigentlich wie nur bei Verwandten üblich, einander überraschend ähnlich. Bleibt noch zu sagen, dass die beiden Putten an der Bildoberkante, die die Leidenswerkzeuge vorweisen, für eine bemerkenswert niedliche, ja, heitere Note sorgen.

Erstaunlich, mit welcher Anmut die Gottesmutter still in sich hineintrauert, auf ihren toten Sohn hinabschauend, die Arme breit in die Waagrechte ausgebreitet – eine Gebärde, die Schutz nach unten, aber auch Schicksalsergebenheit nach oben ausdrückt. Das Gesicht Christi ist so nach unten gekehrt, als wäre es schon ganz der Erde, dem Grabe zugewandt. Auch ist es so verschattet, dass man kaum seine Konturen erkennen mag. Wie überhaupt Licht, Schatten und Halbschatten in diesem nur scheinbar sehr unfarbigen Bild eine Hauptrolle spielen. Die Körper erhalten, ob lebend, tot oder überirdisch, dadurch eine ungemein lebhaft Plastizität. Sie werden richtig greifbar. Nicht umsonst sind auf dem Bild so viele Hände dabei, irgendetwas zu tun: Sie halten, heben, stützen und stabilisieren. So feingliedrig das Licht die oberen drei Gesichter hervortreten lässt, so brutal verdreht, ja, verrenkt kommen einem, nicht zuletzt dank der Schattenwirkung, Christi Beine vor. Jeder Muskel, jeder Knochen, jede Sehne wird hier zum anatomischen Ereignis: Christi linkes Bein ist hart nach vorne geschoben, was die Muskeln spannen, fast platzen lässt, zugleich ist es hinter den rechten Unterschenkel geraten, so dass die Wade dick hervorquillt. Eine meisterhaft komplizierte Darstellung eines Vorgangs, der nicht nur jeden ästhetisch verwöhnten Betrachter anspricht, sondern auch jedes religiöse Gemüt aufs tiefste anrührt.

Eigentlich ist der Qualitätsabstand zwischen Hauptbild und Nebenbildern mit Händen zu greifen, und es erstaunt, wie lange man geneigt war, ein so disparates Œuvre, wie es sich auf dem gesamten Altar entfaltet, unter ein und denselben Namen zu zwingen, zudem eines so unbedarften wie den von Hans Glöckler. Obwohl Knapp genau dies tut,<sup>22</sup> ist er jedoch zugleich der erste seit vielen Jahrzehnten, der die italienische Perspektive wieder zur Diskussion stellt. Gerade die *Kreuzabnahme* zeige, dass Glöckler unter dem Einfluss von italienischen Malern gestanden sei. Er nennt gleich drei: Correggio, Pellegrino Tibaldi und Bartolomeo Schedoni.<sup>23</sup>

Lassen wir – nur für einen Moment – die Möglichkeit zu, die drei Italiener als Anreger oder, noch gewagter, als Autor in den Blick zu nehmen. Tibaldi (1527–1596) können wir gut und gerne gleich wieder ausscheiden. Als Architekt kommt er ohnehin nicht in Frage. Als Maler, der er auch war, ebenso nicht. Seine erregte Malerei, dem Manierismus zutiefst verpflichtet, zudem monumental gesteigert (nicht umsonst wurde er der *Michelangelo riformato* genannt), zumeist mythologischen Themen vorbehalten,<sup>24</sup> passt nicht



zur Intimität einer stillen und zugleich starken Kreuzabnahme, jedenfalls nicht einer solchen, wie wir sie in Überlingen vor uns haben.

Und wie steht es mit Correggio, diesem Hohenpriester alles Schönen und Lieblichen? Der sehr produktive Correggio (1489–1534) verstand sich nicht nur ausgezeichnet auf den mythologischen Sektor, er bediente auch die mehr an religiösen Themen interessierte Kundschaft auf das beste.<sup>25</sup> So malte er eine Grablegung (heute in Mantua), eine Beweinung (in Parma) und eine Pietà (in Correggio). Letztere war so populär, dass sie ungezählte Nachschöpfungen erfuhr. Dennoch lassen sich diese Kompositionen nicht mit der in Überlingen in Verbindung bringen. Die geschmeidige, um nicht zu sagen: gefällige Malerei Correggios zielt auf den schnellen Effekt. Der Betrachter soll mitleiden (dürfen). Es geht ums Gefühl. Das verträgt sich aber nicht mit dem Überlinger Bild, das – bei aller evozierenden Anteilnahme – durchwirkt ist von einer bemerkenswerten, fast möchte man sagen: einer befremdlichen Sachlichkeit, ja, Kühle.

Einzig bei den Madonnengesichtern könnte sich ein Vergleich anbieten. Correggio bevorzugt eine stille, stellenweise verinnerlichte Anmut, die ihm freilich auch schon mal ins Süßliche zu entgleiten droht. Für gewöhnlich aber lächelt die Muttergottes (wie etwa im Fall der *Madonna mit dem Suppenteller* in Parma) still in sich hinein, ganz so, wie es auch die Maria in Überlingen tut. Selbst die Gesichtszüge scheinen zuweilen verwandt zu sein. Trotz allem: Bei Correggio weht ein anderer Geist. Lieblichkeit, Anmut und Charme sind angesagt, die auch das Erotische streifen. Anders in Überlingen: Zwischen einer leonardesken und einer caravaggesken Unerbittlichkeit, also zwischen Leonardo und Caravaggio schwankend, bleibt der Künstler gleichwohl beim Thema. Er lenkt nicht ab, sondern hin. Mithin: Es ist mehr als fraglich, dass der Überlinger Künstler unter dem Einfluss Correggios gestanden hat. Eher schon hat er sich die Unergründlichkeit Leonardos zu eigen gemacht und sich der Lichtregie Caravaggios bedient.

Wenn also auch Correggio ausscheidet, dann bliebe nur noch Schedoni (1578 bis 1615)? Zwar hat er die *Grablegung Christi* wiederholt gemalt, übrigens alle nach dem gleichen Kompositionsschema, aber die Thematik stimmt nicht einmal ansatzweise mit der *Kreuzabnahme* von Überlingen überein. Schon auffälliger ist, wie bei Correggio (in gewisser Weise auch wie bei Barocci), die physiognomische Ähnlichkeit bei diversen Madonnen-Darstellungen. Interessanterweise hat Schedoni ausgerechnet Correggios *Madonna des hl. Hieronymus* kopiert und damit einen Madonnentyp ausgesucht, der, natürlich in Abwandlungen, bei ihm häufiger anzutreffen ist.<sup>26</sup>

Haben wir also mit Schedoni den Gesuchten? Nein. Häufigkeit allein ist kein Kriterium. Gegen die Autorschaft Schedonis spricht zudem die Tatsache, dass Marias Gesicht in Überlingen von drei annähernd gleich großen und damit fast ebenso wichtig zu nehmenden Gesichtern umrahmt wird, Gesichtern, die einem deutlich anderen Typ zuzuordnen sind und bei Schedoni sonst nirgends auftauchen.

Aber noch etwas fehlt in seinem übrigen Werk – und das ist am Ende ausschlaggebend. Es sind die seltsam angeordneten Beine des Leichnams Christi. Kaum einer in der



**Abb. 4:** Mit charmanter Innigkeit:  
Die Muttergottes zwischen zwei Engeln (Ausschnitt des Hauptbildes) – Foto: Wolfgang Minaty

Kunstgeschichte, der die Beine so angewinkelt und verdreht wiedergegeben hätte, wie unser Anonymus.<sup>27</sup> Weder Botticelli noch Giovanni Bellini noch Tintoretto, auch nicht Rosso Fiorentino oder Ludovico Carracci oder Lanfranco, ebenso wenig Sabatini, Poppi, Garbieri, Figino oder Bononi, gar nicht zu reden von Dürer, Rubens oder van Dyck, ja, nicht einmal Palma der Jüngere (der so oft wie kein anderer den toten, von Engeln gestützten Christus gemalt hat), die eine solcherart merkwürdige Anatomie ersonnen hätten.

Und ausgerechnet unser Schedoni sollte diese eigenwillige kompositionelle Erfindung allein und unbemerkt gemacht haben, ohne dass sie von einem Künstlerkollegen aufgegriffen oder von einem Kopisten verbreitet worden wäre? Gar nicht davon zu reden, dass es auch keine entsprechenden Vorzeichnungen aus der Hand des Meisters zu geben scheint. Ganz und gar ungewöhnlich ist auch die Idee des Überlinger Künstlers, Christi Gesicht so extrem verschattet zu zeigen, also nicht zu zeigen, so dass es unidentifizierbar bleibt. Wo hat es denn das schon einmal gegeben? Vielleicht bei Palma, am wenigsten aber bei Schedoni selbst.

Wir müssen uns wohl von der Aussicht, in einem der drei genannten Italiener den Vorlagengeber, wenn nicht gar den Künstler selbst gefunden zu haben, verabschieden. Womit wir freilich wieder am Anfang wären.



War es vielleicht ein anderer Italiener? Aber welcher? Wo anfangen, wo aufhören? Auch stellt sich die Frage, ob man die Suche auf die Strömung des Manierismus beschränkt oder ob der ganze Zeitraum der Renaissance durchforstet werden soll. Ein Umstand freilich kommt uns bei den Nachforschungen sehr zustatten: die bereits angesprochene Eigenwilligkeit der Komposition, insbesondere die nicht anders als originell zu bezeichnende anatomische Anordnung der Beine des Leichnams. Auf sie ließe sich die Spurensuche erst einmal konzentrieren. Denn eigentlich sollte es doch möglich sein, einen Künstler ausfindig zu machen, der derlei Körperhaltungen verstanden hat zu malen, der sich in entsprechenden Skizzen auch damit professionell beschäftigt und der sie sich in seinen Werken am Ende auch dienstbar gemacht hat.

Es gäbe keine Geeigneteren als die Meister der Hochrenaissance selbst, Leonardo, Raffael, Michelangelo und Tizian. Doch ist leider kein passender Beleg zur Hand. *Prima vista*. Leonardo hat sich mit dem Thema, das wir hier verhandeln, nie beschäftigt, scheidet somit aus. Von Raffael ist eine *Grablegung* bekannt, die aber nicht in unseren Problemzusammenhang passt. Im Falle Tizians, der mit seinem Spätwerk ja schon in den Manierismus hineinreicht, stellen wir fest, dass er mit seiner *Pietà*, der einzigen von ihm, zwar in den letzten Jahren bis zu seinem Tod 1576 ein wundervolles Werk hinterlassen hat,<sup>28</sup> das aber als völlig singuläres Ereignis für unsere Zwecke nicht heranzuziehen ist. Dass der bereits genannte Palma d. J. das Bild, wie die Inschrift des Gemäldes besagt, verehrungsvoll fertiggestellt hat, sei nur am Rande erwähnt.

## WO DER KÖRPER ZUR SPRACHE WIRD

Bliebe noch Michelangelo. Zu seinen bestens bekannten Hauptwerken zählen die *Pietà*-Skulptur im Petersdom in Rom (1501), die Medici-Gräber in Florenz, darunter die allegorische Figur der Nacht (1534), sowie die *Pietà* im Florentiner Dom (1555). Diese Skulpturen, wie auch eine Vielzahl von gemalten Figuren aus dem gewaltigen Fresko der Sixtinischen Kapelle (1512),<sup>29</sup> zeigen, wie anspruchsvoll der Künstler mit Körperhaltungen umzugehen verstand. Das gilt insbesondere für die unvollendet gebliebene Florentiner *Pietà*.<sup>30</sup> Hier wird Körper zur Sprache. Es ist gerade die Manieriertheit der Körperverrenkung, in der die spirituelle Kraft liegt.<sup>31</sup> In unserem Fall interessieren besonders die Extremitäten, und hier vor allem die Beine. Auffällig ist die scharfe Winkelstellung des rechten Beines Christi (sein linkes bleibt verborgen): ein harter Naturalismus, der Expressivität entzündet.

Ob dies alles der Künstler des Überlinger Bildes gekannt hat? Gut möglich. Kompositionell sehr viel dichter dran ist dessen Darstellung an einem anderen Werk Michelangelos: an der *Pietà* für Vittoria Colonna aus den Jahren um 1540, aufbewahrt in Boston (Abb. 5).<sup>32</sup> Diese Zeichnung wirkt wie ein Fingerzeig. Die Haltung des toten Christus

ist der von Überlingen nicht unähnlich: beide Beine nach links angewinkelt, beide Oberarme von Engeln unterfangen und gehalten, die Muttergottes dahinter, in deren Schoß der Leichnam ruht, und hinter ihr senkrecht der Kreuzesstamm. Die Zeichnung ist etliche Male kopiert und auch als Grafik verbreitet worden. Deshalb scheint es sinnvoll – immer mit Hinblick auf Überlingen –, die Genese der Verbreitung dieses Motivs nachzuverfolgen, wenigstens in groben Zügen.

Als erster dürfte sich, so will es scheinen, Giulio Bonasone (1500/10–1574/76) ans Werk gemacht haben. Sein Druck lag bereits 1546 vor, dicht gefolgt von Nicolas Béatrizet (um 1507/15–nach 1577), der seine Version 1547 veröffentlichte.<sup>33</sup> Bonasone hält sich, was man von einem Raimondi-Schüler auch nicht anders erwartet hätte, eng an die Vorlage. Die drei auffälligsten Abweichungen: 1) Er legt eine Dornenkrone zu Christi Füßen auf den Boden, 2) das Kreuz wächst zu einer (von Michelangelo vereinzelt auch an anderer Stelle verwendeten) V-Form aus, die mehr als ein Drittel des Platzes beansprucht, 3) die Szene ist nicht ortlos wie bei Michelangelo, sondern in eine Landschaft mit Felsen, Wolken und Himmel gesetzt. Als hätte Agostino Carracci (1557–1602), einer aus der Bologneser Malerdynastie, die Idee der landschaftlichen Draperie direkt übernommen, so präsentiert sich sein Druck von 1579.<sup>34</sup> Auch hat das Kreuz, wieder zum normalen INRI-Kreuz zurückübersetzt, eine kraftvoll, geradezu propagandistisch dominante Stellung, abermals mehr als ein Drittel des Platzes einnehmend.

Es war Marcello Venusti (1512/15–1579), einem Freund Michelangelos, vorbehalten, wieder den Blick des Meisters einzunehmen, der mit Vehemenz den Ausdruck der Figuren beleuchtet hatte. Also hat Venusti in seinen wiederholt gemalten Pietà-Fassungen, zum Beispiel aus den Jahren 1546 bis 1555,<sup>35</sup> den Kreuzesstamm wieder reduziert,



**Abb. 5:** Ikonographischer Ausgangspunkt: Michelangelos Zeichnung Pietà für Vittoria Colonna (um 1540) – Foto: Isabella Stewart Gardner Museum, Boston

geradezu auf einen Stummel verkürzt sowie mahrend die Körper- und Gesichtssprache intensiviert. Nicht ganz. Denn auch er hat der Versuchung der landschaftlichen Kulissengestaltung nicht widerstanden und sogar die Dornenkrone und andere Leidenswerkzeuge, wie Nägel und Beißzange, reaktiviert, die zwischenzeitlich »abhanden« gekommen waren.

Lavinia Fontana (1552–1614), der der Ruhm zukommt, als erste Frau ein Altarbild im katholischen Europa gemalt zu haben, war vor allem als Porträtmalerin begehrt. Dementsprechend setzte sie bei ihrer Kopie (1594),<sup>36</sup> das Kompositionsschema Michelangelos im übrigen routiniert respektierend, den Akzent nicht auf die Körperlichkeit der Figuren, sondern – geradezu mit psychologischem Interesse – auf die durchgestylten Physiognomien. Was man auch beim Auftraggeberpaar, rechts unten platziert, bemerken kann. Hinzu kommt eine mit Effekt eingesetzte dramatische Lichtführung, und wir erkennen im Hintergrund sogar noch ein anderes Porträt, diesmal ein Städteporträt, das vermutlich Bezug auf die Stifter nimmt.

Manch ein Kopist arbeitet eher als Kompilator. Alessandro Allori (1535–1607) zum Beispiel, auch sonst ganz dem szenographischen Geschmack anderer ausgeliefert, erlaubt sich in seiner Londoner Pietà (um 1553)<sup>37</sup> eine raffaeleske Dreiecksstruktur mit vorne quer liegendem toten Christus, über den, sauber gestaffelt, vier weitere Figuren angeordnet sind, so angeordnet, dass das unsichtbare Dreieck in der Gottesmutter gipfelt. Diese jedoch hat mit Raffael nichts zu tun, ist vielmehr – in Haltung und Ausdruck bis hin zur Kleidung – komplett Michelangelo verpflichtet.

Marco Pino (1521–1583), ein nicht nur williger, sondern auch fähiger und obendrein einflussreicher Michelangelo-Adept, verschrieb sich, ganz im Geiste von dessen Bostoner Pietà, diesem Thema gleich in mehreren Anläufen. Nehmen wir als erstes das Bild in der römischen Kirche Santa Maria in Aracoeli, wahrscheinlich 1571 gemalt.<sup>38</sup> Wir kennen den Bildaufbau von Michelangelo her: Die mit ausgebreiteten Armen klagende Muttergottes sitzt vor dem Kreuz, in ihrem Schoß den Leichnam Christi mit eingeknickten Beinen, neben sich zwei engelähnliche Wesen, die Christi Arme halten, auf dass er nicht zusammensacke. Alles aber weniger massig als bei Meister Michelangelo – und zugunsten einer zierlicheren, fast möchte man meinen, eleganteren Körperlichkeit, wofür allein die geschwungene, nahezu fließende Haltung des Leichnams spricht, aber auch die schönen, erwachsen scheinenden Engel, aus denen deutlich mehr Liebreiz spricht als aus den kleinwüchsigen, kindlichen Engelsfiguren bei Michelangelo.

Machen wir einen Schnitt, und wagen wir einfach mal einen Sprung. Schauen wir wieder nach Deutschland, und vergleichen wir die Kunst Pinos direkt mit der in Überlingen. Dann erleben wir eine Überraschung. Es blitzen für einen Moment Übereinstimmungen auf. Unvermutet. Als wäre Marco Pino der Auffassung des Überlinger Meisters nähergerückt. Oder umgekehrt. Das gilt selbst da, wo, wie in Pinos Bild aus der Villa Albani in Rom (1557), Maria gar nicht anwesend ist, sondern durch einen dritten Engel vertreten wird.<sup>39</sup> Hier finden Klage, Trauer und Eleganz zu einer einer-



seits religiös sperrigen, andererseits aber auch versöhnlichen, auf jeden Fall faszinierenden Einheit. Das setzt sich fort in der neapolitanischen *Pietà* (1577),<sup>40</sup> die die Gottesmutter ins Geschehen zurückholt, den Kreuzesstamm, diesmal deutlich gelängt, wieder zulässt und zudem, so wie es später auch in Überlingen der Fall sein wird, vom Himmel her weitere Engel die Szene beleben. In diesem Altarblatt ist die Übereinstimmung am größten.<sup>41</sup>

Hat also, direkt gefragt, Pino etwas mit Überlingen zu tun? Wohl kaum. Ganz sicher dann nicht, wenn es darum geht, an eine gezielte Einflussnahme denken zu wollen. Aber es genügt, sich vorzustellen, dass Pino, wie auch die anderen oben genannten Kopisten, mit dazu beigetragen hat, Michelangelos Bildidee zu verbreiten.<sup>42</sup> Insofern haben sie doch mit Überlingen zu tun. Aber deshalb müssen sie nicht gleich das Überlinger Bild selbst gemalt haben. Dessen Autor ist nach wie vor nicht gefunden.

Wenn wir schon keinen veritablen Italiener dingfest machen können, dann sollten wir es vielleicht einmal mit einem Künstler versuchen, der in Italien tätig gewesen ist, zum Beispiel einem aus dem deutschsprachigen Raum. Doch wer käme in Frage? Eine schier unlösbare Aufgabe. Die Zahl der deutschen Künstler, überhaupt der Künstler nördlich der Alpen, die nach Venedig, Florenz oder Rom gepilgert sind, ist Legion. Bei wem würden wir da am besten »nachfragen«? Wir haben zwar eine zeitliche Grenze *ante quem*. Das heißt, die Jahre um 1611 und folgende können wir aussparen, da war der Überlinger Altar vermutlich fertiggestellt. Aber wie weit wollen wir zurück? Bis 1600? Bis 1575? Wollen wir uns nur auf die Strömung des Manierismus konzentrieren? Streng genommen ist es nicht einmal zwingend, dass eine Reise überhaupt stattgefunden hat. Unser anonymen Künstler könnte seine Inspiration auch bequem durch ein Grafikblatt – daheim – erhalten haben. Womit die Zahl der möglichen Künstler noch einmal drastisch angeschwollen wäre.

## EINE SPUR FÜHRT NACH FREIBURG IM BREISGAU

Manchmal aber hat man auch Glück. Da kommt einem der schlichte Zufall zu Hilfe. Im Zuge der möglicherweise in Frage kommenden Künstler des Manierismus stieß ich auf einen Aufsatz von Ingeborg Krummer-Schroth. Sie ist einer interessanten Frage nachgegangen und zu einem interessanten Ergebnis gekommen. Sie nahm sich zweier manieristischer Bilder, die im Freiburger Münster hängen, an, von denen uns nur eines etwas angeht, nämlich dasjenige, das die *Beweinung Christi* darstellt (Abb. 10).<sup>43</sup>

Wenn wir dieses und das Überlinger Bild nebeneinander halten, erkennen wir natürlich sofort den Zusammenhang. Ein *Déjà-vu*-Erlebnis in Reinkultur. Aber folgen wir zunächst den Darlegungen Krummer-Schroths. Besagtes Gemälde von unbekannter Hand stammt, wie sie feststellte, aus dem 17. Jahrhundert. Es ist zwar an durchaus pro-

minenter Stelle des Gotteshauses, nämlich im Chorumgang, positioniert, was das Bild aber nicht vor dem Schicksal bewahrt hat, komplett übersehen worden zu sein. Das sollte nicht erstaunen, sind Qualität und Zustand doch nicht gerade dazu angetan, dem Bild übertriebene Aufmerksamkeit zu schenken. Krummer-Schroth jedoch tat es, sie holte es aus dem Dämmerndes Vergessens hervor, erkannte in dem Gemälde die Kopie eines Stiches von Lucas Kilian, der seinerseits ein Gemälde kopiert hatte.<sup>44</sup> Letzteres befindet sich heute in Kärnten, und zwar im Benediktinerkloster St. Paul im Lavanttal, in das es wohl auf direktem Wege vom Benediktinerkloster St. Blasien (Schwarzwald) gekommen ist.<sup>45</sup>

Und was geht uns das alles an, mag man vielleicht einwerfen, was sich zwischen Freiburg, St. Blasien und Kärnten abgespielt hat? Eine Menge. Doch folgen wir zunächst weiter den Darlegungen Krummer-Schroths.

Da das Kärntner Bild signiert und datiert ist (1608 von Joseph Heintz) und wir über die Signatur des Kilian-Stiches wissen, welchen Künstler Lucas Kilian kopiert hat, nämlich ebenfalls jenen Heintz, wissen wir, um wen es hier geht: Es ist Joseph Heintz der Ältere, 1564 in Basel geboren und 1609 in Prag gestorben (Abb. 14). Damit bleibt zwar die Frage, wer das an und für sich unbedeutende Freiburger Bild gemalt hat, unbeantwortet, aber das können wir verschmerzen, dafür wissen wir jetzt, mit wem wir fortan zu rechnen haben: mit besagtem Heintz. Dieser gilt, als Kammermaler von Kaiser Rudolf II. in Prag, neben Hans von Aachen, Bartholomäus Spranger, Hans Rottenhammer, Giuseppe Arcimboldo und Roelant Savery als einer der führenden Köpfe der ruffinischen Kunst.

Krummer-Schroth kommt uns aber gleich noch mit einer dritten Kopie, die ebenso nach dem Stich Kilians gemalt worden sei: einer *Beweinung*, die heute in der Kathedrale St. Nikolaus von Freiburg im Üchtland hängt und von dem Schweizer Maler Franz Reyff stammt, der sie um 1645 gemalt hat.<sup>46</sup> So weit, so gut. Aber nun hätten wir eigentlich erwartet, dass Krummer-Schroth, die sich als exquisite Kennerin der südwestdeutschen Kunstgeschichte ausgewiesen hat, uns auch noch eine fünfte Variante präsentiert, und zwar das uns so vertraute Bild aus Überlingen am Bodensee. Fehlanzeige. Sie kümmert sich nicht darum, ob das Bild überhaupt eine Kopie ist oder welcher Status ihm sonstwie zukommt, sie erwähnt es nicht einmal. Offenbar ist es ihr unbekannt, so belässt sie es bei den vier Versionen. Das genügt nicht. Denn es ist zwingend, nicht mehr nur von einem Quartett zu sprechen (also dem Kärntner Gemälde und den drei Kopien), sondern wir haben es mittlerweile mit einem Quintett zu tun. Dessen neues Mitglied: die *Pietà* von Überlingen.

Diese Meinung vertritt auch Jürgen Zimmer in zwei grundlegenden, aus seiner Dissertation hervorgegangenen Monographien, in denen er sowohl dem Maler als auch dem Zeichner Heintz nachspürt.<sup>47</sup> Jedoch hat er für das Überlinger Bild nur enttäuschend magere fünf Zeilen übrig.<sup>48</sup> Das ist bedauerlich und nur mit einem gewissen Vollständigkeitsinteresse zu erklären, wonach das fragliche Bild im Rahmen eines Werkverzeichnis-



**Abb. 6:** Große Übereinstimmungen: Die von Heintz signierte Zeichnung (1607)... – Foto: Courtauld Institute of Art, London



**Abb. 7:** ...und der 1608 von Lucas Kilian angefertigte Kupferstich – Foto: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg

ses zwar aufgelistet wird, ohne sich mit ihm aber näher auseinanderzusetzen. Erfreulich jedoch ist, dass die Zahl der einschlägigen Darstellungen nach Zimmers Forschungen insgesamt sprunghaft angestiegen ist.<sup>49</sup> Auf dieser Grundlage können wir jetzt eine (chronologische) Übersicht anstellen, die mindestens 17 Versionen eines Themas, das fortan Pietà mit Engeln genannt wird, umfasst:

1. Ausgangspunkt ist eine von Joseph Heintz signierte und auf 1605 datierte Vorzeichnung (ehemals in Aschaffenburg),<sup>50</sup>
2. der 1607 eine ebenfalls von Heintz signierte (wichtigere) zweite Zeichnung (heute in London, Courtauld Institute of Art) folgte (Abb. 6).<sup>51</sup>
3. Beide werden als Entwurf für eine Auftragsarbeit eingestuft: Es sollte von Heintz ein Altarblatt gemalt werden, und zwar für die (vermutlich von Elias Holl, dem Erbauer des Augsburger Rathauses, entworfene) Friedhofskapelle St. Michael in Augsburg (1607), wo es sich noch heute befindet (Abb. 8).<sup>52</sup>
4. Im Jahr 1608 wurde von dem Augsburger Kupferstecher Lucas Kilian ein Stich angefertigt (Abb. 7),<sup>53</sup> der eine Art Clearing-Stelle einnimmt; denn nach dieser Vorlage wurden, so will es scheinen, alle anderen Kopien hergestellt:





Abb. 8: Altarblatt in der Friedhofskapelle St. Michael in Augsburg: Pietà mit Engeln (1608) von Joseph Heintz d. Ä. – Foto: Kath. Gesamtkirchenverwaltung, Augsburg



Abb. 9: Von Heintz oder von fremder Hand? Altarblatt für das Benediktinerkloster St. Blasien/Schwarzwald (1608), heute im Kloster St. Paul im Lavanttal/Kärnten – Foto: Gerfried Sitar, St. Paul im Lavanttal

5. das Altarblatt (1608), gemalt für das Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald, heute im Kloster von St. Paul im Lavanttal/Kärnten (Abb. 9), wobei strittig ist, ob von Heintz geschaffen, wie Krummer-Schroth meint, oder als Kopie von fremder Hand entstanden,<sup>54</sup>
6. das Hauptbild des Glöckler-Altars (bisher ca. 1611, wohl eher um 1607/09) im St.-Nikolaus-Münster von Überlingen/Bodensee (Abb. 3),<sup>55</sup>
7. das Altarblatt *Déploration du Christ* von André Gaudion in der Kirche Saint-Jean-de-Malte von Aix-en-Provence (1612),<sup>56</sup>
8. das Altarblatt von Jakob Hel in der Filialkirche von Dormitz bei Imst/Tirol (1621),<sup>57</sup>
9. das Steinrelief (Anf. 17. Jh.) eines nicht eindeutig festzulegenden Bildhauers in der Franziskanerkirche von Ingolstadt (Abb. 12),<sup>58</sup>
10. das möglicherweise von Martin Kotte (oder aber von Hans Panitz) angefertigte Oberbild des Altars in der St.-Peter-und-Paul-Kirche von Sebnitz bei Pirna/Sachsen (1621 oder später),<sup>59</sup>

11. das Blatt eines ungarischen Anonymus mit der Signatur *Ion. Fridericus We...* (seinerseits vielleicht eine Kopie eines Bildes von Abt Martin [?]), das sich heute in der Ungarischen Nationalgalerie in Budapest befindet (1628),<sup>60</sup>
12. das Altarblatt *Cristo morto sorretto dagli angeli e compianto da Dio Padre, Spirito Santo, Maria vergine, San Francesco e Santa Maddalena* von Giovanni Andrea Bertanza in der Kirche San Francesco von Gargnano/Gardasee (vor 1630),<sup>61</sup>
13. das Altarblatt *Deposizione* von Giambattista Barca in der Kirche San Fermo Maggiore von Verona (1638),<sup>62</sup>
14. das Altarblatt von Franz Reyff in der Kathedrale St. Nikolaus von Freiburg/Üchtland (um 1645),<sup>63</sup>
15. das Altarblatt (2. Viertel 17. Jh.) eines unbekanntenen Künstlers aus der Kartause Ittingen bei Frauenfeld, das sich heute im Ittinger Museum in Warth/Thurgau befindet (Abb. 11),<sup>64</sup>
16. das Blatt eines Anonymus im Münster Unserer Lieben Frau von Freiburg/Breisgau (17. Jh.),<sup>65</sup>
17. das Blatt eines vermutlich deutschen Künstlers im Museum der Bildenden Künste von Budapest (17. Jh.)<sup>66</sup>
18. und ein nicht datierter Schmuck-Teller aus der Kartause Ittingen (?), angeblich im Thurgauischen Museum.<sup>67</sup>

Damit hätten wir nun endlich – und erstmals – eine gesichert scheinende Struktur in dem wuchernden Gestrüpp von Studien, Originalen und Kopien.<sup>68</sup> Und – wir hätten endlich einen Namen: Joseph Heintz d. Ä., auf den sich aufbauen ließe. Wessen Strukturbaum verzweigter ist (Zimmer kennt 17, Krummer-Schroth nur vier Positionen), kann natürlich anders argumentieren. Krummer-Schroth kennt zum Beispiel weder die beiden Vorzeichnungen noch das Augsburger Altarblatt von 1607. Genau dieses sei, nach Zimmer, das eigentliche Heintzsche Original. Weiter argumentiert er, dass Kilians Stich von 1608 trotzdem nicht nach dem Augsburger Gemälde, sondern nach der Londoner Zeichnung angefertigt worden sei. Ein Stilvergleich unterstützt diese These.

## ERST KÄRNTEN, DANN KILIAN ODER UMGEKEHRT?

Dreh- und Angelpunkt ist tatsächlich dieser Stich, der die Vorlage für eine stattliche Reihe von Kopien abgegeben hat. Die erste Kopie (noch im Jahr 1608) sei, laut Zimmer, das Kärntner Bild gewesen. Krummer-Schroth sieht das freilich genau anders herum, sie sagt: erst Kärnten, dann Kilian.<sup>69</sup> Wer hat recht? Zimmer behauptet, das Kärntner Bild folge »sogar in den Maßen« peinlich genau dem Stich Kilians.<sup>70</sup> Tatsächlich misst der Stich 445 x 264 mm, das Gemälde differiert nur geringfügig: 403 x 265 mm. Doch was



besagt das? Das Gegenteil wäre auch denkbar: dass der Stich in seinen Maßen dem Gemälde gefolgt ist. Zimmer behauptet weiter, dass das Kärntner Bild in allen Einzelheiten dem Stich folge, »entsprechend unfrei« sei die Malerei. Doch was ist damit ausgesagt? Ein Beweis, dass hier der Maler dem Stecher gefolgt sei, ist es nicht, zumal Zimmer zugeibt, dass die Malerei zwar »unfrei« sei, »aber keineswegs grob oder ungeschickt«. Das bedeutet, dass man es auch genau anders herum sehen kann, nämlich dass der Maler geschickt genug war, sein Bild zu malen, und keinesfalls als Abmaler abgestempelt werden muss.

Weiter behauptet Zimmer, dass die Signatur auf der Rückseite des Kärntner Bildes (Joseph Heintz pinxit), vor allem die Schreibweise des Namens, für Heintz »nicht charakteristisch« sei. Das mag stimmen, nur hat niemand darauf bestanden, dass die Signatur von Heintz selbst stamme, sie mag ebenso gut von fremder Hand nachgetragen sein (wie das nicht selten geschah, wenn man ein Werk innerhalb einer Sammlung etikettieren wollte). Und schließlich stellt Zimmer fest, dass andere von Heintz auf Zinkblech gemalte Bilder »nicht bekannt« seien. Dieser Hinweis bringt uns auch nicht weiter, ein Beweis ist es schon gleich gar nicht.

All dies führt Zimmer an, um Heintz die Kärntner Malerei abzusprechen. Wem traut er sie dann zu? Sie könne, führt er weiter aus, »vielleicht« von Heintzens Lehrer in Basel, Hans Bock, oder von dessen Söhnen stammen. Als Beleg verweist Zimmer auf eine Serie von 18 Tafeln, zu denen das Kärntner Bild recht gut passe. Denn bei den besagten Tafeln handele es sich allesamt um Kopien nach Bassano, Aachen, Holbein, Barocci u. a., gemalt von den Bocks für das Kloster in St. Blasien und deshalb teilweise mit dem Abtswappen versehen, demselben Wappen, das auch unser Kärntner Bild trägt.<sup>71</sup> Es ist jedoch nicht sonderlich wahrscheinlich, dass Hans Bock, der Lehrer, eine Kopie eines Bildes seines Schülers gemalt haben soll, schon eher ist es möglich, dass einer von Bocks Söhnen der Kopist war. Aber der Schluss, das Kärntner Bild den Bocks zuzuschreiben, ist dennoch voreilig. Denn erstens haben alle 18 Bilder ein deutlich größeres Format, nämlich die Maße 139 x 97 cm,<sup>72</sup> und dies durchgängig, wohingegen das Kärntner Bild nur 40,3 x 26,5 cm misst. Zweitens sind sämtliche 18 Bilder unsigniert, das kleine Kärntner Bild dagegen ist signiert.<sup>73</sup> Und drittens: Alle 18 Bilder sind im Jahr 1600 gemalt worden, was einige mit einer klaren Datierung ausweisen,<sup>74</sup> das Kärntner Bild aber 1608.

Das Bild aus Kärnten gehört also mit ziemlicher Sicherheit nicht in diese Serie. Eine Autorschaft der Bocks mag man trotzdem nicht komplett in Abrede stellen, freilich würde dies voraussetzen, dass das Kloster St. Blasien einen erneuten Auftrag 1608 (oder früher) erteilt hätte. Leider fehlt dafür der dokumentarische Beleg. Bezeichnenderweise spricht Paul Tanner in einer minutiösen Untersuchung der 18 Bilder davon, dass nur »noch drei weitere Gemälde erhalten (sind), die Hans Bock für St. Blasien schuf«: zwei Holbein-Kopien in Donaueschingen (heute in Schwäbisch-Hall) und eine Bassano-Kopie in St. Paul im Lavanttal, aber eine Heintz-Kopie nennt er nicht.<sup>75</sup>

Mit anderen Worten, Zimmers Beweisführung, wonach das Kärntner Bild Kilians Stich folge, ist nicht zwingend. Ich halte daher Krummer-Schroths These nach wie vor für diskussionswürdig, wonach das Kärntner Bild ein original Heintz sei, zumindest kann deren Richtigkeit nicht ausgeschlossen werden. Zur Not käme auch eine Werkstatt-Arbeit in Betracht. Ob auch die restlichen Kopien auf den Kilian-Stich zurückgehen, ist durchaus denkbar, soll aber dahingestellt bleiben, weil dies für unsere Fragestellung von untergeordnetem Belang ist. Mit einer Ausnahme: dem Bild aus Überlingen.



Abb. 10 Kopien namenloser Künstler (17. Jh.):  
Im Freiburger Münster...

Zimmer stuft das Bild als Kopie ein, wobei er sich mit näheren Angaben in äußerster Zurückhaltung übt. Was er sagt, ist rasch notiert: »Kopie nach dem Stich Kilians. Leinwand. Maße unbekannt. Hauptblatt des Glöckleraltars von ca. 1611.« Es folgt noch eine Zeile über den Fundort, nämlich die dritte Seitenkapelle der Südseite des Überlinger Münsters, abschließend eine Literaturangabe: F. Thönes Kirchenführerheftchen von 1966, Seite 10.<sup>76</sup> Schluss. Punkt. Nichts weiter.

Das ist mehr als spärlich. Es lässt die Vermutung aufkeimen, dass Zimmer das Altarblatt in Überlingen gar nicht gesehen hat, sonst hätte er wenigstens die Maße mitgeteilt. Auf jeden Fall aber hätte er sich von der vorzüglichen Qualität des Bildes überzeugen können. Es wird auch unterlassen, mitzuteilen, ob das Blatt signiert und/oder datiert sei. Die Zirka-Angabe von 1611 hat er offenbar dem Kirchenführer entnommen. Ungeprüft. Wie er ungeprüft übernommen haben dürfte, dass der Glöckler-Altar eben von Glöckler gemalt worden sei, während er vor Ort hätte erkennen können, dass Haupt- und Nebenblätter des Altares nicht von der selben Künstlerhand herrühren können.<sup>77</sup> Insbesondere wäre ihm dann die hohe malerische Qualität des Hauptblattes aufgefallen, die so vorzüglich ist, dass sich Fragen aufdrängen:

1. Hat der Maler des Überlinger Bildes eine Vorlage von Heintz kopiert, oder kommt nur Heintz selbst als Maler in Frage?
2. Falls Letzteres stimmt: Haben wir es dann mit insgesamt drei von Heintz gemalten Fassungen zu tun, und zwar der Augsburger, der Kärntner und der Überlinger Fassung?





Abb. 11: ... und in der ehemaligen Kartause Ittingen/Thurgau –  
Fotos: Wolfgang Minaty

3. Falls auch diese Frage bejaht werden sollte: Muss das Überlinger Bild vordatiert werden, zum Beispiel auf das Jahr 1607?

Antworten auf diese und sich daran anschließende Fragen könnten Signaturen, Datierungen und vor allem schriftliche Zeugnisse geben. Doch die Quellenlage ist mehr als unbefriedigend. Weder ist das Überlinger Bild signiert/datiert, noch eröffnen schriftliche oder andere Quellen hinreichende Perspektiven. Ein Großteil der Dokumente liegt seit 1803 im Generallandesarchiv Karlsruhe, 1917 vom damaligen Direktor, Karl Obser, ausgewertet und veröffentlicht.<sup>78</sup> Sie geben aber keine Anhaltspunkte. Weitere Akten werden im Überlinger Stadtarchiv, im Pfarrarchiv der Münstergemeinde St. Nikolaus, im Erzbischöflichen Archiv Freiburg sowie im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen aufbewahrt. Aber auch hier gilt: Trotz intensiver Recherche<sup>79</sup> war es nicht möglich, Erhellendes aus den Tiefen der Archive ans Tageslicht zu befördern.

Solange weder Signatur/Datierung noch schriftliche Zeugnisse, in welchem Archiv auch immer, Aufschluss geben, muss die Stilkritik erhalten. Und die sagt: Joseph Heintz d. Ä. ist der Autor des Bildes. Die Qualität ist – von Beschädigungen, Übermalungen und Verschmutzungen abgesehen<sup>80</sup> – als so hoch anzusetzen, dass es zudem als die wichtigste der drei Pietà-Versionen zu gelten hat.

Diese Einschätzung ergibt sich durch folgende Überlegung. Gegenüber Kärnten kann Überlingen die bedeutenderen Maße für sich beanspruchen: Es ist etwa vier- bis fünfmal so groß.<sup>81</sup> Kommt hinzu, dass es, wie nachher noch ausgeführt werden soll, ein Jahr vorher fertiggestellt worden sein dürfte. Mithin wäre Überlingen die Ursprungsfas-

sung. Und was Augsburg angeht: Das dortige Friedhofsbild ist deutlich schwächer. Außerdem ist es eine Auftragsarbeit. Dazu gibt es üblicherweise Vorzeichnungen. Die Londoner Zeichnung wurde zunächst als eine solche angesehen. Hatte Zimmer 1971 bei dieser von einem »endgültigen Entwurf« gesprochen, so schwächte er diese Einschätzung 1988 ab, indem er infrage stellte, ob es überhaupt ein Entwurf, und nicht vielleicht eher eine Stichvorlage, gewesen sei. Gründe für seinen Sinneswandel nannte er nicht.<sup>82</sup>

Stilvergleiche machen deutlich, dass die Londoner Zeichnung, die Bilder aus Kärnten und Überlingen sowie der Kilian-Stich eng zusammengehören, während das Augsburger Friedhofsbild als die tristere, weniger geschmeidige Version abseits steht. Daraus ließe sich füglich ableiten, dass die Londoner Zeichnung gar keine Studie für Augsburg war. Für was dann? Auch Heinrich Geissler widerspricht der ursprünglichen Zimmer'schen These von der direkten Linie London-Augsburg. Er bringt einen neuen Gedanken ins Spiel: Die Londoner Zeichnung sei nicht als ein letztgültiger Entwurf anzusehen, sondern könnte ein für den (Augsburger) Auftraggeber bestimmtes Modello abgegeben haben.<sup>83</sup>

## EINE ANDERE SPUR FÜHRT NACH KONSTANZ

Diese These hat etwas für sich, bedeutet aber, dass der letztgültige Entwurf für das Augsburger Altarblatt als verloren zu betrachten wäre – was keineswegs außergewöhnlich ist, gibt doch Zimmer selbst zu bedenken, dass nur etwa ein Prozent (!) aller Zeichnungen von Heintz erhalten sein dürfte.<sup>84</sup> Es bedeutet außerdem, dass die Londoner Zeichnung entweder eine Stichvorlage war (nämlich zum Beispiel für Kilian) – oder aber als Modello für einen anderen als einen Augsburger Auftraggeber gedient hat. Dieser könnte durchaus in Überlingen oder im nahen Konstanz residiert haben. Die peniblen Übereinstimmungen von London und Überlingen lassen auch diesen Schluss zu.



Abb. 12 Kopie, in Stein gehauen:  
Relief in der Franziskanerkirche von Ingolstadt –  
Foto: Ingolstadt Tourismus und Kongress GmbH



**Abb. 13:** Im Geiste Michelangelos: Epitaph (1592) von Hans Morinck für die Konstanzer Stephanskirche – Foto: Regierungspräsidium Karlsruhe, Ref. Denkmalpflege

In Konstanz gab es just in jener Zeit ein sprechendes Beispiel einer staunenswerten Michelangelo-Rezeption. Der zu Unrecht nur mäßig bekannte Bildhauer Hans Morinck (vermutlich in Gorkum in der Provinz Süd-Holland um 1555 geboren und 1616 in Konstanz gestorben)<sup>85</sup> hat, seiner im Kindbett verstorbenen Frau zu Ehren, 1592 ein Epitaph geschaffen, das im Gestus wie in den Details sehr an Michelangelos Pietà für Vittoria Colonna erinnert (Abb. 13).<sup>86</sup> Es wurde außen am Chor der Konstanzer Stephanskirche angebracht – und könnte auf diese Weise einem gebildeten Kunstfreund und potentiellen Auftraggeber aufgefallen sein, dies um so mehr, als Morinck gleich eine ganze Reihe von höchst eigenwilligen Variationen folgen ließ, die alle

in den Jahren 1595 bis 1612 in der Region rund um den Bodensee Aufstellung fanden.<sup>87</sup>

Wenn es zutrifft, dass die Londoner Zeichnung von 1607 als Modello für einen Auftraggeber gedient hat, dann wäre das Überlinger Bild keine Kopie, sondern ein Original von Heintz, und zwar frühestens 1607, also in etwa zeitgleich mit London, anzusetzen. Da Augsburg (ebenfalls 1607) eine Art Nebenschauplatz war, jedenfalls, wenn man an Kilian denkt, geht man wohl nicht fehl in der Annahme, Überlingen als die eigentlich gültige Hauptfassung zu bewerten. Das würde verlangen, dass das Überlinger Bild vordatiert werden müsste, und zwar von 1611 auf 1609, wenn nicht gar, wie oben dargelegt, auf 1607. Im übrigen würde sich das auch besser mit den Lebensdaten von Heintz vertragen, denn der Künstler war 1611 nicht mehr am Leben (er starb 1609). Zudem findet sich das Jahr 1607 in seinem Itinerar wieder: Heintz hielt sich – er pendelte ständig zwischen Augsburg und Prag – im Jahr 1607 tatsächlich in Augsburg auf (von Februar bis Mai), wahrscheinlich ebenso im Jahr 1609 (im Juli).<sup>88</sup> Möglich, dass er auch 1608 in Augsburg gewesen ist, aber wir wissen es nicht. Uns ist lediglich bekannt, wo er sich im März und im Mai des Jahres 1608 aufgehalten hat, nämlich in Prag bzw. in Aussig; über die Aufenthaltsdaten des restlichen Jahres haben wir keine Erkenntnisse.



Akzeptiert man diese Genese, dann könnten dem Stecher Kilian folgende Vorlagen zur Verfügung gestanden haben:

1. die Londoner Zeichnung von 1607, die ihm Heintz z. B. in Augsburg, wo beide wohnten, überlassen haben könnte,
2. das Kärntner Bild von 1608, das damals noch in St. Blasien war; Kilian könnte es dort oder – vor der Auslieferung in den Schwarzwald – in Heintz' Augsburger Werkstatt vorgefunden haben,<sup>89</sup>
3. das Überlinger Bild von 1607/09 (ebenfalls für Kilian entweder in Augsburg oder Überlingen einsehbar – falls das Überlinger Bild erst 1609 gemalt worden sein sollte, scheidet es freilich als Vorlage für Kilian aus).

Vieles spricht dafür, dass Kilian alle drei gekannt hat, mindestens aber Vorlage 1 und 3. Interessant ist jedenfalls, dass offenbar nur zwei von allen Versionen, nämlich Kilian und Überlingen, die lateinische Aufschrift auf dem Kreuzesstamm aufweisen (*Attendite et videte*). Nach wie vor offen ist eine andere Frage: Wie kam das Heintz-Bild nach Überlingen? Mehrere Hypothesen lassen sich ins Feld führen:

1. Es wurde speziell für den Altar geschaffen (Auftragsarbeit).
2. Es wurde unabhängig vom Altar erworben.
3. Es wurde ausgetauscht und kam als Ersatz eines früheren, anderen, womöglich von Glöckler gemalten Altarbildes in das Retabel.

Zu 1: Vater Glöckler war am 20. Oktober 1611 gestorben.<sup>90</sup> Als Stifter für den Altar werden in der Literatur sowohl der Vater selbst als auch seine Kinder genannt.<sup>91</sup> Auch die Angaben über den Zeitpunkt der Stiftung schwanken. Während Hell, allerdings ohne es zu belegen, davon spricht, dass Vater Glöckler »kurz vor seinem Tode« den Altar gestiftet hätte, d. h. 1611 oder früher,<sup>92</sup> geht Obser davon aus, dass zwei Jahre vor Glöcklers Tod, also 1609, der Altar von ihm sowie seiner Familie gestiftet worden wäre.<sup>93</sup> Freilich nennt Obser die Stifterinformationen »mit allem Vorbehalt«.<sup>94</sup> Auftrag und Ausführung können zeitlich natürlich auseinanderliegen, sie können aber auch zusammenfallen. Der Auftrag könnte also 1609 erteilt und im selben Jahr das Bild auch geliefert worden sein. Heintz ist am 15. Oktober 1609 in Prag gestorben, war aber im Juli, wenn die Angaben nicht trügen, in Augsburg. Mithin könnte er das Bild noch im Sommer 1609 gemalt haben, ja, selbst Herbst 1609 wäre als Fertigstellung möglich. Doch bleibt alles pure Spekulation, solange nicht bewiesen ist, dass es einen Auftrag gegeben hat.

Zu 2: Die Stiftung des Altares muss sich nicht notwendigerweise auf den gesamten Altar erstreckt haben. Denkbar wäre, dass nur die Schnitzarbeiten sowie einzelne Bilder von der Stiftung abgedeckt gewesen waren – nicht aber das Hauptbild. Dieses könnte zeitgleich oder nachträglich erworben worden sein. Solange keine Belege auftauchen, die das Gegenteil aussagen, kann nicht ausgeschlossen werden, dass Glöcklers Kinder für den Vater-Altar und dem Vater zu Ehren das Bild gekauft oder sonstwie erworben ha-

ben, ob in Konstanz oder wo auch immer. Das könnte 1611, aber auch früher geschehen sein, z. B. im Jahr 1607. Jedenfalls ist es nicht ungewöhnlich, wenn sich Künstler Werke von Kollegen beschaffen. Mithin könnte der Glöckler-Sohn, obwohl selbst Maler, sehr wohl ein Bild eines anderen (berühmteren) Künstlers gekauft haben. Die Gründe, falls es sich so zugetragen haben sollte, kennen wir nicht. Sie könnten in der Wertschätzung speziell des Künstlers Heintz zu suchen sein, natürlich auch in der Liebe konkret zu dem Bild, denkbar sind ebenso andere, uns unbekannt Motive.<sup>95</sup>

Zu 3: Vielleicht gab es aber, allen Vermutungen zum Trotz, um das Jahr 1611 herum sehr wohl einen kompletten Glöckler-Altar – jedoch mit einem Hauptbild, das nicht unseres ist. Dann kommt die These zum Tragen, dass man sich erst später entschlossen hat, das Zentralbild auszutauschen, und zwar zugunsten von Heintz, dessen Bild man wie, wann und warum auch immer erworben hat. Die Auswechslung könnte im 17. Jahrhundert vorgenommen worden sein, aber auch noch im 18. oder 19. Jahrhundert, jedoch nicht später als 1879, als das Bild nämlich erstmals als Bestandteil des Glöckler-Altars im Schrifttum verzeichnet wurde.<sup>96</sup> Demnach scheiden auch die Jahre der großen Münster-Renovierung (1908 bis 1924) aus,<sup>97</sup> als etliche, zum Teil einschneidende Veränderungen vorgenommen wurden und wo man einen Austausch am ehesten hätte vermuten dürfen.

Unverständlich allerdings bleibt, dass ein Mann wie Victor Mezger die Bedeutung des Bildes nicht erkannt hat. Mezger war Dekorationsmaler und zusammen mit seinem Bruder, dem Bildhauer Eugen Mezger, Leiter der Überlinger Werkstätte für kirchliche Kunst, in der um die Jahrhundertwende zeitweise 40 Bildhauer und 64 Maler beschäftigt waren.<sup>98</sup> Die Gebrüder Mezger waren maßgeblich an besagter Münster-Renovierung beteiligt. Dabei wurde auch der Glöckler-Altar innerhalb derselben Kapelle, nachdem dort Fresken entdeckt worden waren, umgesetzt. Im Rahmen dieses Revirements hatte Mezger natürlich Gelegenheit, sich mit den Glöckler-Arbeiten auseinanderzusetzen, wobei ihm insbesondere die lebensgroßen Porträts auf den Flügeln auffielen. Die seien, so stellte er fest, »das beste unter den Gemälden«.<sup>99</sup> Merkwürdig nur, dass er das Hauptbild mit keinem Wort erwähnt, geschweige denn würdigt. Vielleicht lässt sich dies damit erklären, dass Mezger mehr in den Bahnen seiner Vorbilder Dürer, Riemenschneider oder Rogier van der Weyden zu denken gewohnt war, deren Werke bezeichnenderweise in Form von Fotos und Gipsabgüssen in seinem Atelier präsent waren, als dass er Meistern des Manierismus die Ehre erwiesen hätte.

Man kann freilich Mezgers Aussage auch anders verstehen, nämlich wörtlich. Falls er, ähnlich wie Allgeyer und andere Forscher vor 1900, der Meinung war, dass das Hauptbild mit der italienischen Kunstlandschaft zu tun hatte, dann wird Mezgers Urteil plötzlich ganz logisch. Denn, wenn er sagt, dass die Porträts »das beste unter den Gemälden« seien und mit den Gemälden nur diejenigen von Glöckler meint, das Hauptbild dabei aber ausklammert, dann stimmt es sogar. Denn von allen Glöckler-Bildern des Altars stechen die beiden Porträt-Flügel tatsächlich in gewisser Weise heraus.<sup>100</sup> Nur hätten wir

uns gewünscht, dass Mezger dies auch so formuliert hätte – sofern er dies wirklich so gemeint haben sollte.

Der erlösende Griff in die Archive, der alles hätte offen legen und klären können, fand zwar statt – aber er löste nichts. Kein Briefzitat, das einen Hinweis gegeben hätte, keine Rechnung, die mit einem Datum aufgewartet hätte, kein Vertrag, der mit einem Namen hätte dienen können, kein Aviso, das uns einen Auftrag verraten hätte, überhaupt kein Dokument, das unsere Überlegungen, nennen wir sie Hypothesen oder Spekulationen, befestigt hätte. Das ist ebenso unbefriedigend wie ernüchternd, aber letztlich Alltag der Kunsthistoriker.

## EIN NEUER BLICK AUF DIE TRIAS SPRANGER, AACHEN, JOSEPH HEINTZ

Heintz (Abb. 14) ist sicherlich eine potente und originelle Künstlerpersönlichkeit, Kennern sehr wohl ein Begriff, im allgemeinen Bewusstsein aber nur unzureichend verankert. Was seine guten, aber auch seine falschen Gründe hat. Wie dem auch sei. Nun haben wir in Überlingen ein Bild, das wie ein Angriff auf unsere Aufmerksamkeit wirkt – und das nach seinem Autor sucht. Wir glauben, ihn in Joseph Heintz d. Ä. gefunden zu haben. Nicht nur, dass wir es einem Mann wie Heintz, ohne zu zögern, zutrauen, ein derartiges Bild gemalt zu haben. Wir gehen noch einen Schritt weiter, indem wir es ihm formell zuschreiben. Solange, bis kein Beleg auftaucht, der Gegenteiliges aussagt, ist das Überlinger Bild somit in das Werkverzeichnis des Joseph Heintz d. Ä. aufzunehmen.

Die Erfindung der Komposition der *Beweinung*, so wie wir sie in Überlingen vor uns haben, lag seinerzeit sozusagen in der Luft. Vorbereitet von der Formel Eins der italienischen Kunst-Kamarilla und angeführt von



Abb. 14: Eine der originellsten Künstlerpersönlichkeiten um 1600: Joseph Heintz der Ältere (1564–1609), hier auf einem Selbstporträt von 1596 (Ausschnitt) – Foto: Kunstmuseum Bern

dem prägenden Genie eines Michelangelo, zog die Idee schnell Kreise – vielfältig variiert, dabei verfeinert wie auch vergrößert. In Deutschland traf sie zum Beispiel auf einen Mann wie den bereits erwähnten, keineswegs unbedeutenden Hans Morinck. Sie traf aber auch auf einen Künstler vom Rang eines Hans von Aachen. Der fand mit seiner Pietà (vor 1597) zu einer Komposition, die, grob gesprochen, zwischen denjenigen von Michelangelo und Heintz angesiedelt war.<sup>101</sup> Und noch ein Mann wäre zu nennen: Bartholomäus Spranger, dessen *Beweinung* (um 1585) eine ganz eigenartige, fast möchte man sagen: aufregend eigenständige Lösung darstellt.<sup>102</sup>

Es waren vor allem diese beiden, Spranger und Heintz, die einen Christus mit einer Anatomie malten, wie sie vorher noch nicht zu sehen gewesen war. Schon möglich, dass Spranger seinen Kollegen Heintz beeinflusst hat. Jedenfalls kannten sie sich recht gut. Außerdem weilten sie immer wieder in Italien. Sie waren dort auf Inspirations- und Einkaufstour – für sich bzw. für Kaiser Rudolf II. Denn beide waren in Prager Diensten. Beide konkurrierten miteinander. Beide waren ausgewiesene Virtuosen.

Aber offenbar war es nur Heintz gegeben, sich so intensiv in die Bildidee hineinzuknien, wie er es in mehreren Fassungen bewiesen hat. Dabei hat er das Thema immer wieder umspielt, ohne es aber seriell auszureizen. Vielleicht wäre er der Versuchung erlegen – denn der Markt war offenbar für ein derartiges Motiv recht aufnahmewillig. Vielleicht hätte er aber auch den Verlockungen widerstanden. Wir wissen es nicht und werden es nie erfahren. Denn Heintz ist ganz plötzlich gestorben. Eine heftige und schwere Krankheit hat ihm vorzeitig und ziemlich fristlos die Lebensperspektive gekündigt. Innerhalb dreier Wochen war er tot. Er ist gerade einmal 45 Jahre alt geworden.

*Anschrift des Verfassers:*

Wolfgang Minaty, Prinzenstraße 15, D-80639 München

eMail: wolfgangminaty@gmx.de

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Das Anwesen wurde tatsächlich im 15. Jahrhundert errichtet, und zwar im Stil der florentinischen Renaissance, vgl. BRUMMER, Guntram und KUCZKAY, Dorothee: *Museum im Patrizierhof der Reichlin von Meldegg Überlingen/Bodensee*, 5. neubearb. Aufl., Überlingen 1995, S. 3. Eine ausführliche Beschreibung bietet HARDER-MERKELBACH, Marion: *Das Reichlin-von-Meldeggghaus (1459–1463). Eine Villa in der Stadt nach päpstlichem Vorbild*, in: *Ausst.-Kat. (Städtische Galerie Überlingen) 1100 Jahre Kunst und Architektur in Überlingen (850–1950)*. Herausgegeben von Michael Brunner und Marion

Harder-Merkelbach, Petersberg 2005, S. 139–160. Am Rande sei vermerkt, dass man sich in Überlingen und Landshut/Niederbayern darüber uneins ist, wer denn nun den ersten großen Renaissancebau auf deutschem Boden aufzubieten hätte, vgl. dazu: ebd., S. 156f., und WERTENA, Sybe: *Der erste italienische Renaissancepalast nördlich der Alpen*, in: *Ausst.-Kat. (Stadtresidenz Landshut) »Ewig blühe Bayerns Land«. Herzog Ludwig X. und die Renaissance*. Herausgegeben von Brigitte Langer und Katharina Heinemann, Regensburg 2009, S. 358–379.

2 ALLGEYER, Leo: Die Münsterkirche zu St. Nikolaus in Ueberlingen. Ein Beitrag zur Baugeschichte und aesthetischen Würdigung dieses mittelalterlichen Denkmals, Überlingen 1879, S. 60.

3 Heute in der 3. Kapelle von Westen.

4 ALLGEYER (wie Anm. 2) nannte ihn fälschlich den »Sigler'schen Altar«.

5 Ebd.

6 Ebd. Eine ähnliche Meinung vertrat Franz Xaver ULLERSBERGER; er konnte zwar nicht mit einem Meisternamen dienen, aber er sah, »dem Urtheile tüchtiger Kenner« vertrauend, eine »italienische Schule« am Werk (vgl. seine Beiträge zur Geschichte der Pfarrei und des Münsters in Ueberlingen, Lindau 1879, S. 44).

7 Eine *Beweinung* befindet sich in der Sammlung des Grafen von Yarborough im englischen Brocklesby Park, ist aber nur eine von Domenichino 1603 ausgeführte Kopie einer Pietà von Annibale Carracci (Abb. in: SPEAR, Richard E.: Domenichino, Bd. 1–2, New Haven u. London 1982, Bd. 2, Nr. 10), während die zweite Version verschollen ist (nur nach einer Kopie von 1611/12 bekannt), Abb. in: ebd., Nr. 135.

8 Bei der *Grablegung* handelt es sich um ein Fresko im Oratorium von San Colombano in Bologna, Abb. in: ARCANGELI, Francesco: »Una gloriosa gara«, in: *Arte antica e moderna* 1 (1958), Nr. 134. Neuerdings wird das Bild jedoch eher Francesco Albani zugesprochen (vgl. BAGOZZI, Nora Clerici: Lorenzo Garbieri. Dal Compianto di San Colombano la riscoperta di un »Incaminato« di razza, in: Jadranka Bentini (Hg.): *Una gloriosa gara nelle pagine di Francesco Arcangeli. L'Oratorio di San Colombano, San Giorgio di Piano* 2002, S. 177 f., Anm. 7).

9 Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik I: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Bearbeitet von Franz Xaver KRAUS u. a., Freiburg/Br. 1887, S. 605.

10 OBSER, Karl: Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters, in: *Festgabe der Badischen Historischen Kommission zum 9. Juli 1917*, Karlsruhe 1917, S. 181.

11 HECHT, Josef: Das St. Nikolaus Münster in Überlingen. Der Bau und seine Ausstattung, Überlingen 1938, S. 63. Vgl. auch DEHIO, Georg: *Südwestdeutschland (Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler 4a)* 6. unveränd. Aufl., Berlin 1942, S. 349.

12 Der Überlinger Konservator und Stadtarchivar Victor Mezger hat den noch von Allgeyer, Ullersberger und Kraus aufgrund einer falschen Lesung einer

Inscription als Siegler-Altar bezeichneten Altar korrekterweise mit dem Namen der Familie Glöckler in Verbindung gebracht, wonach zwei der überlebenden Kinder, unter ihnen der Maler Hans Glöckler, diesen Altar gestiftet haben, vgl. HECHT (wie Anm. 11) S. 59, Anm. 2, und S. 63. Nach einer anderen Lesart hat ihn allein der Vater, Hans Ulrich Glöckler, gestiftet (vgl. Hellmut HELL in seiner Dissertation: *Forschungen zur südschwäbischen Plastik der Zeit der Gegenreformation*, Tübingen 1948, S. 12).

13 OBSER (wie Anm. 10) S. 202.

14 Ebd., S. 210.

15 SAUER, Josef: Das Münster in Überlingen, in: *Badische Heimat* 11 (1924) S. 76, und HECHT (wie Anm. 11) S. 63.

16 Hans Ulrich Glöckler hatte bereits, zwei Kapellen weiter, den Kreuz-Altar geschaffen (1592).

17 KOPPLIN, Monika: [Art.] Künstlerbiographien. Hans Glöckler, in: *Ausst.-Kat. (Heidelberger Schloss) Die Renaissance im deutschen Südwesten*. Herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Bd. 1–2, Karlsruhe 1986, Bd. 1, S. 934. Konrad SUTTER, der in seinem Aufsatz »Hans Ulrich Glöckler († 1611). Zum Leben und Wirken des aus Waldshut stammenden Altarbauers im Bodenseeraum« auch den Glöckler-Altar behandelt, nimmt vorsichtigerweise erst gar keine Zuweisung vor (in: *Badische Heimat* 80 [2000] S. 440–444).

18 GRÄFE, Kristina: [Art.] Glöckler, Hans, in: Meißner, Günter u. a. (Hg.): *Saur. Allgemeines Künstlerlexikon*, Bd. 1 ff., München u. Leipzig 1992 ff., Bd. 56 (2007), S. 195. Andere Lexika bzw. Kunst- und Kirchenführer bringen nichts Wesentliches, schlimmer noch: Sie überspringen den Glöckler-Altar einfachheitshalber, so das Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von Ulrich THIEME und Felix BECKER, fortgeführt von Fred. C. Willis bzw. Hans Vollmer, Bd. 1–37, Leipzig 1907–50 (unveränd. Nachdr., München 1992), Bd. 14 (1921), S. 262, ferner Josef HECHT und Jürgen KAISER: *Überlingen. Münster St. Nikolaus*, 20. veränd. Aufl., Regensburg 2008, S. 11 f., wo in der fraglichen Kapelle zwar der Elisabethenaltar behandelt wird, nicht aber der Glöckler-Altar gegenüber, ähnlich bei FINDEISEN, Peter in: *Dehios Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II*. Bearbeitet von Dagmar Zimdars u. a. München u. Berlin 1997, S. 739, auch in: Herbert BRUNNER und Alexander REITZENSTEIN (Hg.): *Baden-Württemberg (Reclams Kunstführer Deutschland II)*



7. neubearb. u. erw. Aufl., Stuttgart 1979, S. 720–722, ebenso in: MEHLING, Marianne: Bodensee und Oberschwaben (Knairs Kulturführer in Farbe) 7. korrr. Aufl., München 1997, S. 213, und nicht anders in: MOSER, Eva: Bodensee. Drei Länder. Kultur und Landschaft zwischen Stein am Rhein, Konstanz und Bregenz (DuMont-Kunst-Reiseführer) Köln 1998, S. 92. Ja, selbst die Münsterergemeinde erwähnt auf ihrer Homepage – bei sonst ausführlicher Beschreibung der Ausstattung der Kirche – den Glöckler-Altar mit keinem Wort: [www.muenstergemeinde-ueberlingen.de](http://www.muenstergemeinde-ueberlingen.de).

19 Das taten übrigens auch SAUER (wie Anm. 15) und HELL (wie Anm. 12).

20 Das suggeriert auch Ulrich KNAPP in: Architektur, Skulptur und Malerei in Überlingen 1500–1803. Ein Überblick, in: Brunner/Harder-Merkelbach (wie Anm. 1) S. 110 f. Auch für Manfred BRUKER ist nur ein Maler am Werk gewesen: der Sohn Hans Glöckler (Die Überlinger Münster-Altäre. Von der späten Gotik bis ins frühe 20. Jahrhundert [Überlingen 2007] S. 17).

21 Abb. in: Kat. Die Renaissance (wie Anm. 17) Bd. 1, S. 213, dort »Allegorie auf ein unbekanntes Ereignis des Hauses Helfenstein« genannt (S. 214).

22 KNAPP (wie Anm. 20) S. 111.

23 Ebd.

24 Einen guten Querschnitt gewährt WINKELMANN, Jürgen: Pellegrino Tibaldi, in: Fortunati Pietrantonio, Vera (Hg.): Pittura bolognese del '500, Bd. 1–2, Bologna 1986, Bd. 2, S. 475–541. Vgl. auch den umfangreichen Abb.-Teil in: KIEFER, Marcus: »Michelangelo riformato«. Pellegrino Tibaldi in Bologna. Die Johanneskapelle in San Giacomo Maggiore und die Odysseus-Säle im Palazzo Poggi, Hildesheim, Zürich u. New York 2000, zugl. Diss., Berlin FU 1999, S. 433–496.

25 Eine schöne Zusammenschau bietet RICCÒMINI, Eugenio: Correggio, Mailand 2005. In die spezielle Thematik führt BROWN, David Alan ein: Una Pietà del Correggio a Correggio / A Pietà by Correggio in Correggio (italien./engl.) Correggio 2003.

26 Beispiele: die besagte Correggio-Kopie in einer Priv.-Slg. in Parma (Abb. in: DALLASTA, Federica, und CECCHINELLI, Cristina: Bartolomeo Schedoni a Parma 1607–1615. Pittura e controriforma alla corte di Ranuccio I Farnese, Colorno/Parma 2002, S. 255, Nr. 80) und zwei Versionen einer Heiligen Familie, einmal in der Sammlung des Grafen von Exeter in Burghley House (Abb. in: MILLER, Dwight C.: The Drawings of

Bartolomeo Schedoni. Toward a Firmer Definition of his Drawing Style and its Chronology, in: Master Drawings 23/24 [1985/86] S. 39), sodann in einer anderen Privatsammlung (Abb. in: NEGRO, Emilio, und PIRONDINI, Massimo (Hg.): La scuola dei Carracci. Dall'Accademia alla bottega di Ludovico, Modena 1994, S. 249).

27 Eine knappe, aber gute Einführung in die ikonographische Problematik gibt, am Beispiel von Rosso Fiorentino, der Ausst.-Kat. (Louvre Paris) SCAILLÉ-REZ, Cécile: Rosso. Le Christ mort, Paris 2004.

28 Abb. in: Ausst.-Kat. (Kunsthistorisches Museum Wien und Galleria dell'Accademia Venedig) Der späte Tizian und die Sinnlichkeit der Malerei. Herausgegeben von Sylvia FERINO-PAGDEN, Wien 2007, S. 355.

29 Die angegebenen Jahreszahlen beziehen sich auf die Fertigstellung des jeweiligen Werkes. Exzellente Abbildungen sind in dem Band Ich, Michelangelo, mit einem Essay von Georgia ILLETSCHKO, München, Berlin, London u. New York 2003, z. B. S. 65, 78, 99–102, enthalten.

30 Diese wird bemerkenswerterweise auch manchmal als Kreuzabnahme bezeichnet.

31 Vgl. auch die Pose eines männlichen Aktes in der Figurenstudie (1504) für die unausgeführt gebliebene Schlacht von Cascina (Abb. in: BRADBURY, Kirsten: Michelangelo, Einführung von Lucinda Hawsley, Leichlingen 2005, S. 53).

32 TOLNAY, Charles de: Michelangelo, Bd. 1–5, Princeton 1945–60, Bd. 5 (1960), S. 194 f., Abb. Nr. 159 (vgl. auch Ausst.-Kat. [Kunsthistorisches Museum Wien] FERINO-PAGDEN, Sylvia: Vittoria Colonna. Dichterin und Muse Michelangelos, Wien 1997, S. 426 ff.). Außer dieser im Isabella Stewart Gardner Museum, Boston, aufbewahrten Zeichnung existiert noch ein thematisch verwandtes Marmorrelief (in der Biblioteca Apostolica Vaticana), wohl von Michelangelo selbst begonnen und von einem Werkstattmitarbeiter beendet, vgl. Ausst.-Kat. (Wallraf-Richartz-Museum Köln) Ansichten Christi. Christusbilder von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Roland KRISCHEL u. a., Köln 2005, Nr. 77.

33 TOLNAY (wie Anm. 32) Abb. Nr. 340 u. 341. Tolnay bezieht sich auf weit mehr Kopien von mehr Künstlern, als in unserem Text nachfolgend zur Sprache kommen.

34 Ebd., Abb. Nr. 345; vgl. auch Ausst.-Kat. (National Gallery of Art Washington D. C.) BOHLIN, Diane de Grazia: Prints and Related Drawings by the

- Carracci Family. A Catalogue Raisonné, Washington 1979, S. 84 f.
- 35 Ebd., Abb. Nr. 348; vgl. KAMP, Georg W.: Marcello Venusti. Religiöse Kunst im Umfeld Michelangelos, Egelsbach, Frankfurt/M. u. New York 1993, zugl. Diss., Trier 1991, S. 220, 229 u. 257; vgl. aber auch die abweichende Datierung in: Slg.-Kat. (Galleria Borghese Rom) MORENO, Paolo, und STEFANI, Chiara: Galleria Borghese, Mailand 2008, S. 346.
- 36 CANTARO, Maria Teresa: Lavinia Fontana bolognese. »Pittora singolare«, Mailand u. Rom 1989, S. 66.
- 37 LECCHINI GIOVANNONI, Simona: Alessandro Allori, Turin 1991, S. 217, Nr. 7, Abb. Nr. 8.
- 38 ZEZZA, Andrea: Marco Pino. L'opera completa, Neapel 2003, S. 170.
- 39 Ebd., S. 173.
- 40 Ebd., S. 238.
- 41 Vgl. auch Pinos Zeichnung in Princeton und Giovanni Gallos Farbholzschnitt nach einer (verschollenen) Vorlage Pinos, in: ebd., S. 239.
- 42 Weitere gestochene, geschnitzte bzw. gemalte Kopien des 16. u. 17. Jh., mal mehr, mal weniger frei nachempfunden: z. B. von Giulio Clovio, Battista del Moro, Battista Zelotti, Federico u. Taddeo Zuccari, Il Trometta, Gaspar Becerra, Andrés de Ocampo, Domenico Piola u. Georges Lallemand, bis hin zu El Greco, Otto van Veen u. Gaspar de Crayer (zu letzteren vgl. JUDSON, J. Richard: Van Veen, Michelangelo, and Zuccari, in: Cahn, Walter u. a. [Hg.]: Essays in honor of Walter Friedlaender, New York 1965, S. 100–110).
- 43 KRUMMER-SCHROTH, Ingeborg: Einige manieristische Gemälde in Freiburg, in: Dies. (Hg.): Studien zur Kunst des Oberrheins. Festschrift für Werner Noack, Konstanz u. Freiburg/Br. 1959, S. 137–145.
- 44 Krummer-Schroth konnte sich dabei auf bis dato der Öffentlichkeit unbekannte Forschungen von Ellen Lore Noack-Heuck stützen, vgl. ebd., S. 140.
- 45 Nach Aufhebung des Klosters St. Blasien im Jahr 1806 fanden die Mönche 1809 in dem verwaisten Stift St. Paul eine neue Heimat und sorgten für eine klösterliche Neubelebung, vgl. Sitar, Gerfried: Die Abtei im Paradies. Das Stift St. Paul im Lavanttal, Wien 2000, S. 28–30.
- 46 Abb. in: PFULG, Gérard: L'atelier des frères Reyff Fribourg (1610–1695). Un foyer de sculpture baroque au XVIIe siècle, Freiburg/Üchtland 1994, S. 21. Pfulg korrigiert das Entstehungsdatum der *Déploration*, das früher mit »um 1620« angegeben war (S. 34 u. 265).
- 47 ZIMMER, Jürgen: Joseph Heintz der Ältere als Maler, Weißenhorn 1971, zugl. Diss., Heidelberg 1967, und Ders.: Joseph Heintz der Ältere. Zeichnungen und Dokumente, München u. Berlin 1988.
- 48 ZIMMER: Maler, ebd., S. 84.
- 49 Außer den beiden zuvor genannten Monographien vgl. ZIMMERS Veröffentlichungen in: Ausst.-Kat. (Villa Hügel Essen und Kunsthistorisches Museum Wien) Prag um 1600. Kunst und Kultur am Hofe Rudolfs II., Bd. 1–2, Freren/Emsland 1988, Bd. 1, S. 353, und in: Praga capunt regni. Kulturaustausch zur Zeit Rudolfs II., in: Dmitrieva, Marina/Lambrecht, Karen (Hg.): Krakau, Prag und Wien. Funktionen von Metropolen im frühmodernen Staat, Stuttgart 2000, S. 296 f. Das von Zimmer aufgeführte Altarblatt von Giambattista Barca (1638) in Verona lässt sich, da sehr frei nachempfunden (so ist insbes. die kühne und charakteristische Beinhaltung von Christus aufgegeben), nur eingeschränkt mit in die Zählung aufnehmen.
- 50 Bis 1932 in der Aschaffener Graphischen Sammlung, dann gestohlen und bislang nicht wieder aufgetaucht, vgl. ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 150 f.
- 51 Ebd., S. 151, farb. Abb. in: Ausst.-Kat. (wie Anm. 49) S. 320, Nr. 56.
- 52 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 82 u. Abb. Nr. 17. Eine weitere Abb. in: Stadt Augsburg (Denkmäler in Bayern VII/83). Bearbeitet von Bernt von HAGEN und Angelika WEGENER-HÜSSEN, München 1994, S. 237. Die angeblich eindeutige Datierung von 1608 (ZIMMER: ebd., S. 54 u. 82) korrigierte Zimmer später auf 1607, ohne dafür Gründe zu nennen, vgl. ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 150 f. Die Gründe, offenbar ganz banaler Art, nannte erst Gode KRÄMER: Zimmer habe wegen der starken Verschmutzung und der ungünstigen Aufstellung die Datierung falsch gelesen, vgl. Ausst.-Kat. (Rathaus und Zeughaus Augsburg) Welt im Umbruch. Augsburg zwischen Renaissance und Barock. Herausgegeben von den Städtischen Kunstsammlungen Augsburg und dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte München, Bd. 1–3, Augsburg 1980–81, Bd. 2 (1980) S. 119.
- 53 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 83 u. Abb. Nr. 18.
- 54 Ebd., u. Abb. Nr. 19. Zu Krummer-Schroths These s. oben S. 99.
- 55 Ebd., S. 84 (oh. Abb.). Dr. Michael BRUNNER, Kulturreferent der Stadt Überlingen, dem ich viele wertvolle Hinweise verdanke, gibt, nachdem in der Tageszeitung *Südkurier*, Konstanz, eine Kurzfassung des vorliegenden Textes von mir erschienen ist (24. Nov. 2009, S. 11), zu bedenken, dass, da der Kilian-

Stich nicht seitenverkehrt ist, das Überlinger Bild nach Vorlage des Stichs entstanden sein könnte.

Das halte ich nicht für stichhaltig. Denn das würde voraussetzen, dass die von Heintz geschaffenen und dem Kilian-Stich vorangegangenen Arbeiten, wie z. B. die Londoner Zeichnung, ihrerseits hätten seitenverkehrt sein müssen.

56 ZIMMER: Praga (wie Anm. 49) S. 296, Abb. in: LEONELLI, Marie-Claude, VIAL, Marie-Paule, und PICHOU, Hélène: *La peinture en Provence au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris u. Marseille 1987, S. 175.

57 ZIMMER: ebd., Abb. in: RINGLER, Josef: *Die barocke Tafelmalerei in Tirol. Versuch einer topographisch-statistischen Übersicht*, Bd. 1–2, Innsbruck u. München 1973, Bd. 2, Nr. 23.

58 ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 152. Es handelt sich um ein Steinrelief aus der Ingolstädter Franziskanerkirche (der einstigen Garnisonskirche). Die Forschung ist sich uneins, ob sie das Relief dem Straubinger Bildhauer Martin Leutner, dem Salzburger Balthasar Stoll oder einer Augsburger Werkstatt zuordnen soll. Es gibt zwei gute Abb., einmal in: *Oberbayern, Kreisfreie Städte. Stadt Ingolstadt* (Denkmäler in Bayern I/1). Bearbeitet von Frank BECKER, Christina GRIMMINGER und Karlheinz HEMMETER, München 2002, S. 158, und das andere Mal in: SCHÄDLER, Alfred: *Ingolstädter Epitaph der Spätgotik und Renaissance*, in: Müller, Theodor/Reißmüller, Wilhelm (Hg.): *Ingolstadt*, Bd. 1–2, Ingolstadt 1974, Bd. 2, S. 71.

59 Nach THIEME/BECKER (wie Anm. 18) Bd. 21 (1927), S. 354 f., ist das Blatt 1627 entstanden; PARTECKE, Karl: *Die Peter-Paul-Kirche in Sebnitz*, Berlin 1939, S. 10 (Abb. S. 5), datiert auf 1626 und nennt als Maler einen gewissen Kotte aus Schandau, während ZIMMER als Entstehungszeit 1621 und als möglichen Künstler Hans Panitz anführt (in: *Ausst.-Kat.* [wie Anm. 49]).

60 FÁBRY, Eszter: *Krisztus siratása*, in: *Ausst.-Kat.* (Ungarische Nationalgalerie Budapest) Jankovich Miklós (1772–1846) *gyűjteményei. A kiállítás a magyar közgyűjtemények alapításának 200.* Bearbeitet von Gábor Endrődi, Budapest 2002, S. 85, Nr. 8 (oh. Abb.).

61 ZIMMER: Praga (wie Anm. 49) S. 296 f., Abb. in: MARELLI, Isabella, und AMATURO, Matilde: *Giovanni Andrea Bertanza. Un pittore del Seicento sul lago di Garda, San Felice del Benaco* 1997, Taf. XXIV.

62 Abb. in: BRUGNOLI, Pier Paolo: *Intorno a due cappelle dedicate alla Madonna. I Banda e i della*

Torre, in: Golinelli, Paolo/Gemma Brenzoni, Caterina (Hg.): *I santi Fermo e Rustico. Un culto e una chiesa in Verona, per il XVII centenario del loro martirio* (304–2004), Verona u. Mailand 2004, S. 291, Nr. 219.

63 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 84, Abb. in: PFÜLG (wie Anm. 46) S. 21.

64 ZIMMER: ebd. Das Tafelbild der *Kreuzabnahme* eines Anonymus stammt aus der Kartause in Ittingen (nördlich v. Frauenfeld) und befindet sich heute im Ittinger Museum, dem Pendant zum Historischen Museum des Kantons Thurgau im benachbarten Frauenfeld. Vgl. auch KNOEPFLI, Albert: *Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 23)* Basel 1950, Bd. 1, S. 264 f. u. Abb. S. 269. Knoepfli datiert das Bild auf »um 1600«, während Paul TANNER (*Graphische Sammlung, ETH Zürich*), dem ich wertvolle Hinweise zum Ittinger Bild verdanke, das 2. Viertel des 17. Jh. für angemessener hält (der Führer durch das Ittinger Museum in der Kartause Ittingen von Margrit FRÜH [2. Aufl., Warth 1996] enthält leider keinen Hinweis auf das Bild, das im Raum 10 [Obere Sakristei] aufgehängt ist).

65 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 84 (oh. Abb.), Abb. in: KRUMMER-SCHROTH (wie Anm. 43) S. 139 u. (besser:) in: HART, Wolf: *Die künstlerische Ausstattung des Freiburger Münsters, mit einem Beitrag von Ernst Adam*, 2. Aufl., Freiburg/Br. 1999 (1981), S. 177, Nr. 141, vgl. auch unsere Abb. 10.

66 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 84 (oh. Abb.), vgl. auch *Slg.-Kat.* (Museum der Bildenden Künste Budapest) *Katalog der Galerie Alter Meister*. Bearbeitet von Andor PIGLER, Bd. 1–2, Tübingen 1968, Bd. 1, S. 306 (oh. Abb.), und FÁBRY (wie Anm. 60) S. 83–85 (farb. Abb. S. 84).

67 Obwohl von ZIMMER aufgeführt (in: *Ausst.-Kat.* [wie Anm. 49]), konnte die Existenz des Tellers nicht ausfindig gemacht werden. Auch nach Rücksprache mit den Ittinger Verantwortlichen, der ehemaligen Konservatorin Margrit FRÜH und dem jetzigen Leiter, Markus LANDERT, konnte nicht bestätigt werden, dass es den Teller überhaupt gibt.

68 Nicht verfolgen wollen wir die sich immer mehr verzweigenden potentiellen Ableger, denen man zwar noch gewisse Übereinstimmungen mit der Ursprungskomposition attestieren könnte, die aber auch deutlich für andere Einflüsse offen waren. Ein Beispiel möge genügen: die *Beweinung Christi* (um 1747), ein Altarblatt für die Kirche St. Martin von Altheim/Lkr. Biberach, geschaffen von Franz Joseph Spiegler, der interessanterweise auch für St. Blasien

- gearbeitet hat, vgl. NEUBERT, Michaela: Franz Joseph Spiegler, 1691–1757. Die künstlerische Entwicklung des Tafelbildmalers und Freskantens, Weißenhorn 2007, zugl. Diss., Würzburg 1997, S. 80 f. u. 538, Abb. Nr. 243, die die mögliche Inspirationsquelle Heintz nicht erwähnt, dafür aber z. B. Paul Troger und Anthonis van Dyck. Auf eine bis ins 20. Jh. tradierte Motivlinie sei nur ganz am Rande hingewiesen: Zu denken wäre z. B. an Käthe Kollwitz und ihre Pietà-Bronze (1937/38), Abb. in: Slg.-Kat. (Museum am Dom Würzburg) EMMERT, Jürgen: Gegenüberstellungen alter und neuer Kunst, Regensburg 2003, S. 75.
- 69 KRUMMER-SCHROTH (wie Anm. 43) S. 140; außerdem plädiert sie, im Gegensatz zu Zimmer, beim Kärntner Bild für die Autorschaft von Heintz.
- 70 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 83 (hier auch die weiteren Details in Zimmers Argumentationskette).
- 71 Zimmer wird in seiner Annahme von Detlef ZINKE unterstützt (Das Museum der Abtei St. Paul im Lavanttal, in: Das Münster 37 [1984] S. 14), später auch von Christian HEYDRICH, vgl. dessen Artikel: Bock, Hans, d. Ä., in: Saur (wie Anm. 18) Bd. 12 (1996), S. 38. Im selben Artikel legt Heydrich jedoch fest, dass die 18er Serie bereits 1600 gemalt worden sei, mithin acht Jahre vor dem Kärntner Bild.
- 72 BIRCHLER, Linus: Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 1) Basel 1927, Bd. 1, S. 172 (als Entstehungszeit wird »um 1600« angegeben). Zum Hintergrund: Als die Blasianer Mönche ihr Kloster 1807 in Richtung Österreich (vorübergehende Station war Spital am Pyhrn) verließen, wurde vieles aus dem Inventar verkauft, darunter besagte 18 Bilder, die kurz nach 1811 ans Kloster Einsiedeln gingen.
- 73 HENGGELE, Rudolf: Ein Gemäldezyklus von Hans Bock und seinen Söhnen aus Basel im Stifte Einsiedeln, in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N.F. 22 (1920) S. 118.
- 74 ZINKE, Detlef, und HOFSTÄTTER, Hans H. in: Ausst.-Kat. (Kolleg St. Blasien) Das tausendjährige St. Blasien. 200jähriges Domjubiläum. Redaktion Christel Römer und Ernst Petrasch, Bd. 1–2, Karlsruhe 1983, Bd. 1, S. 267–272, vgl. die farb. Abb. des Kärntner Bildes auf S. 273 bzw. in: Ausst.-Kat. (Abtei St. Paul und Landesmuseum für Klosterkultur Dalheim b. Paderborn) Macht des Wortes. Benediktinisches Mönchtum im Spiegel Europas. Herausgegeben von SITAR, Gerfried, und KROKER, Martin, Bd. 1–2, Regensburg 2009, Bd. 2, S. 318.
- 75 TANNER, Paul: Das Marienleben von Hans Bock und seinen Söhnen im Kloster Einsiedeln, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 38 (1981) S. 75. Auch Günther HEINZ gibt das Kärntner Bild nicht Hans Bock, sondern Joseph Heintz, vgl. seinen Aufsatz: Die Gemälde, in: Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal und seiner Filialkirchen (Österreichische Kunsttopographie 37). Bearbeitet von Karl Ginhart, Wien 1969, S. 294 f., wo im übrigen interessanterweise festgestellt wird, dass die Bassano-Kopie nicht mit Bassano, sondern mit H Bock 1608 signiert ist.
- 76 Gemeint ist THÖNE, Friedrich: Überlingen. St. Nikolaus-Münster, Ottobeuren/Allgäu o. J. (ca. 1966), wo auf S. 10 »der Glöckleraltar von etwa 1611« als »ein Werk des Hans Glöckler« apostrophiert wird, darunter auch die »Beweinung Christi (nach Joseph Heintz d. Ä.)«.
- 77 Vgl. meine Ausführungen oben S. 89 f.
- 78 Vgl. oben Anm. 10. Einen Überblick über die Quellenlage, wenn auch mehr unter architekturhistorischem Blickwinkel, bietet Angelika BRECHT in ihrer Dissertation: Das Sankt-Nikolaus-Münster in Überlingen am Bodensee. Ein Beitrag zur Baugeschichte, TH Aachen 1988, S. 4–7.
- 79 Dabei wurde ich auf großzügige Weise durch Prof. Dr. Konrad KRIMM (Generallandesarchiv Karlsruhe), Walter LIEHNER (Überlinger Stadtarchiv), Wolfgang WOERNER (Pfarrarchiv des Überlinger Münsters), Georg FÜSSINGER (Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Außenstelle Sigmaringen) und Dr. Andreas WILTS (Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen) unterstützt.
- 80 Vgl. den im Pfarrarchiv des Überlinger Münsters verwahrten Restaurationsbericht der Firma Buff aus Sigmaringen (1992). Darin kommen zur Sprache: eine parallel zur linken Seitenkante verlaufende Leinwandnaht (die wohl von Anbeginn an vorhanden gewesen sein dürfte), diverse Übermalungen im 19. Jh., Malschichtausbrüche (die gekittet bzw. überkittet wurden) sowie Staub- und Schmutzablagerungen.
- 81 Überlingen: 185 x 129 cm gegenüber 40 x 27 cm (Kärnten).
- 82 ZIMMER: Maler (wie Anm. 47) S. 82, bzw. ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 151.
- 83 Heinrich GEISLER, in: Ausst.-Kat. Umbruch (wie Anm. 52) Bd. 2, S. 246.
- 84 ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 42.



85 Helmut RICKE hat ihm eine Monographie gewidmet: Hans Morinck. Ein Wegbereiter der Barockskulptur am Bodensee, Sigmaringen 1973.

86 Ebd., Abb. Nr. 35 u. 38.

87 Ebd., S. 143 ff. u. Abb. Nr. 50/51, 55, 61, 62, 65 u. 88. Vgl. auch die Abb. zweier Epitaphie im Slg.-Kat. (Badisches Landesmuseum Karlsruhe) Von der Reformation bis zu den Erbfolgekriegen. 16. und 17. Jahrhundert. Redaktion Reinhard W. SÄNGER, Karlsruhe 2008, S. 60 f.

88 Vgl. ZIMMER: Zeichnungen (wie Anm. 47) S. 40 f.

89 Selbst wenn Heintz 1608 nicht in Augsburg gewesen sein sollte, ist es gut möglich, dass er das Bild im fraglichen Jahr in Prag vollendet und dann nach St. Blasien hat spedizieren lassen.

90 HELL, Hellmut: Hans Ulrich Glöckler und die Plastik am Bodensee zur Zeit der Gegenreformation, in: Bodensee-Hefte 14 (1963) S. 125; vgl. auch GRÄFE (wie Anm. 18), wohingegen der nicht in allen Details zuverlässige SUTTER (wie Anm. 17) als Sterbedatum den 20. Februar nennt (S. 444).

91 Vgl. oben, Anm. 12.

92 HELL (wie Anm. 12) S. 12.

93 OBSER (wie Anm. 10) S. 90.

94 Ebd., S. 229.

95 So mag folgende, zunächst überraschend anmutende Überlegung keineswegs komplett abwegig sein: Vielleicht haben sich Heintz und die Glöcklers persönlich gekannt. Vater Glöckler, der Bildschnitzer, stammte aus dem habsburgischen Waldshut am Hochrhein (zwischen Basel und Schaffhausen gelegen), besuchte im benachbarten Tiengen eine Schreinerlehre und wurde 1582 als Bürger in Überlingen aufgenommen. Im biographischen Abriss beschreibt ZIMMER (Zeichnungen [wie Anm. 47] S. 27) eine Reise, die Heintz 1590 von Basel über Augsburg nach Prag unternahm, und führt getreulich alle Stationen des potentiell zurückgelegten Weges auf. Der führte üblicherweise über Säkingen, Waldshut, Tiengen, Schaffhausen, Konstanz, Meersburg (nur drei Ortschaften von Überlingen entfernt) und Ravensburg nach Augsburg. Zimmer (ebd., S. 39) nennt, ohne freilich eine Zusammenkunft der Glöcklers mit Heintz auch nur anzudeuten, einen weiteren (vermuteten) Aufenthalt in Basel (Sept. 1598), jedenfalls ist Heintz im Okt. 1598 wieder in Augsburg bezeugt. Dabei könnte er abermals die Route den Hochrhein hinauf eingeschlagen haben. Somit wäre ein (wiederholtes) Treffen unter Künstlerkollegen in Überlingen (oder wo auch immer)

denkbar. Gestützt wird diese Hypothese durch die Tatsache, dass Hans Glöckler, 1606 vom Grafen von Fürstenberg zum Hofmaler avanciert, am 19. Juni 1606 nach Prag abreiste und danach, wahrscheinlich Ende 1606, sich nach Augsburg begab, um 1609 nach Überlingen zurückzukehren, womit er zwei Orte, nämlich Prag und Augsburg, berührte, die auch für Heintz von zentraler Bedeutung waren (vgl. MARTIN: Aus Heiligenberger Rechnungsbüchern, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar u. d. angrenzenden Landesteile in Donaueschingen 10 [1900] S. 62 u. 64). Während Heinrich FEURSTEIN die Pragreise Glöcklers mit einer weiteren Ausbildung beim kaiserlichen Hofmaler Hans von Aachen in Verbindung bringt (vgl. den von Feurstein bearbeiteten Slg.-Kat. [Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen] Verzeichnis der Gemälde [4. Ausg., Donaueschingen 1934], S. 30 f.), stellt Monika KOPPLIN dies in Abrede (vgl. Anm. 17). Vielleicht ging es auch gar nicht um eine Kontaktaufnahme mit Hans von Aachen, sondern um eine solche mit Joseph Heintz, der ja ebenso Prager Hofmaler war. Das würde zudem den Zwischenaufenthalt Glöcklers in Augsburg erklärlich machen sowie das Jahr seiner Rückkunft in Überlingen: 1609. Es ist das Jahr, in dem Heintz vermutlich ein letztes Mal in Augsburg war, bevor er nach Prag abgereist und dort gestorben ist.

96 Vgl. oben Anm. 2, 6 u. 9.

97 GASSERT, Heinrich: Zum St. Nikolaustag 1924. Festschrift zur Feier der Wiedereinweihung des restaurierten Münsters in Überlingen, Überlingen 1924, S. 23 ff.

98 HERZIG, Yvonne: Neugotik in Überlingen. »Eberlesche Kunstwerkstätte von Gebrüder Mezger Überlingen a./See«, in: Ausst.-Kat. Überlingen (wie Anm. 1) S. 203, vgl. ihre Heidelberger Dissertation von 1998: Süddeutsche sakrale Skulptur im Historismus. Die Eberle'sche Kunstwerkstätte Gebr. Mezger, Petersberg 2001.

99 MEZGER, Victor: Ueberlinger Bildhauer der Renaissancezeit, in: Schr. VG Bodensee 49 (1921) S. 73.

100 Sie tun es sogar in so auffälliger Weise, dass man für einen kurzen Augenblick geneigt ist, die vier Porträts von Glöckler abzuziehen und sie einem fähigeren Maler – wenn nicht gar Heintz selbst – zuzuschlagen. Falls Heintz und Glöckler sich gekannt haben sollten, wäre eine wie auch immer geartete Zusammenarbeit nicht völlig von der Hand zu weisen.



101 Eine Vorstellung von dem Bild, das im Zweiten Weltkrieg (1944) in der Münchener Herzog-Max-Burg vernichtet worden ist, können wir uns nur noch über Vorzeichnungen machen; vgl. dazu Fučíková, Eliška, in: Ausst.-Kat. Prag (wie Anm. 49) Bd. 2, S. 149f., und Jacoby, Joachim: Hans von Aachen 1552–1615, München u. Berlin 2000, S. 108.

102 Abb. in: KAUFMANN, Thomas DaCosta: *The School of Prague. Painting at the Court of Rudolf II*, Chicago u. London 1988, S. 260, und WÜRTEMBERGER, Franzsepp: *Der Manierismus. Der europäische Stil des sechzehnten Jahrhunderts*, Wien u. München 1962, S. 59; vgl. auch HENNING, Michael: *Die Tafelbilder Bartholomäus Sprangers (1546–1611). Höfische Malerei zwischen »Manierismus« und »Barock«*, Essen 1987, zugl. Diss., Bochum 1987, S. 66–68.

Klaus Oettinger

## FREIHERR IGNAZ HEINRICH VON WESSENBERG

Zu seiner Geltungsgeschichte in der kirchlichen  
Öffentlichkeit

»Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt //  
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.«  
Schiller: »Wallenstein«, Prolog.

Die Katholische Kirche ist mit reformbeflissenen Kritikern aus den eigenen Reihen nicht immer gut umgegangen. Zwar durften manche die Genugtuung erfahren, noch zu Lebzeiten offiziell rehabilitiert zu werden, andere, denen die amtskirchliche Anerkennung lebenslang versagt blieb, fanden immerhin nach ihrem Tod früher oder später, wenn die Zeit und die Umstände reif sein mochten, einen ihnen gebührenden Respekt, wiederum andere sind gänzlich und endgültig ausgesondert worden, obwohl ihre vermeintlich irrigen Ideen im institutionellen Gedächtnis der Kirche gespeichert blieben und – wenn auch als abgelehnte – die Wirkung des Widerspruchs entfaltet haben, so daß in einem gewissen Sinne auch die Häretiker zur Kirche gehören.

In der folgenden Fallgeschichte soll der Geltungswandel des prominenten katholischen Aufklärers Ignaz Heinrich von Wessenberg in den diversen Lagern der kirchlichen Öffentlichkeit während der letzten zweihundert Jahre rekapituliert werden.<sup>1</sup> In der konträren Würdigung seiner Verdienste für Christentum und Kirche in der modernen Welt, im abwehrenden wie vereinnahmenden Ringen um seine konfessionelle Beheimatung, in der Instrumentalisierung seiner historischen Person zur Behauptung jeweils aktueller kirchenpolitischer Kampfpositionen, kurzum im Streit um seinen Platz im kollektiven Gedächtnis lassen sich einige kontroverse Frontlinien jener Auseinandersetzungen in brennspiegelartiger Sichtstärke erkennen, welche den beschwerlichen Weg der Katholischen Kirche zum Aggiornamento des II. Vatikanischen Konzils, zur (zumindest partiellen) Versöhnung mit der Aufklärung, begleitet haben.

Ob Ignaz Heinrich von Wessenberg bereits im Jahre 1802, als er das Amt des Generalvikars der Diözese Konstanz antrat, über ein systematisch fundiertes Reformprogramm verfügte, sei dahingestellt. Aufgrund seiner lebens- und bildungsgeschichtlichen

Prämissen wird man aber davon auszugehen haben, daß er sich weltanschaulich in jenem Horizont bewegen würde, welchen der Aufklärungskatholizismus gegen Ende des 18. Jahrhunderts markiert hatte.<sup>2</sup> In seinem kirchenpolitischen Handeln wie in seinen umfangreichen pastoralen Reforminitiativen griff er auf und führte fort, was Joseph II. eingeleitet und dessen Anhänger, die »Josephinisten«, in radikalen oder auch milderer Varianten allerorts umzusetzen getrachtet hatten.<sup>3</sup> Diese katholischen Aufklärer wollten die Kirche im Sinne einer Kompatibilität mit dem Zeitgeist der Moderne verändern und scheuten sich auch nicht, von Fall zu Fall das Risiko eines innerkirchlichen Konflikts mit den beharrenden Kräften in Kauf zu nehmen. Bemerkenswert ist dabei, daß die kritischen Auseinandersetzungen den Kernbereich der Theologie, die Dogmatik, nur gering berührten, primär jedoch die institutionelle Verfaßtheit der Kirche betrafen.

Vorab ging es den katholischen Aufklärern darum,<sup>4</sup> die im Zuge der Gegenreformation ausgebaute Geltung des päpstlichen Primats zurückzudrängen und den Machtanspruch der Vatikanischen Jurisdiktion in den Diözesen nördlich der Alpen zu brechen. Institutionstheologisch erfuhr das Episkopalsystem eine Aufwertung gegenüber dem Römischen Kurialismus und konsequenterweise rückte damit auch das Konzil als fundamentales Gesetzgebungsorgan der Kirche in den Vordergrund. Regionale Probleme im Verhältnis zwischen Kirche und Staat, aber auch religiöse Probleme der regional differierenden katholischen Gesellschaften sollten vor Ort geregelt werden. So forderte man eine »Deutsche Kirche« mit einem deutschen Primas, der mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattet sein sollte. Die Rolle des Papstes als *primus inter pares* wurde indessen nicht in Zweifel gezogen, seine Funktion als Repräsentant der Gesamtkirche und als Garant der Einheit des Glaubens blieb uneingeschränkt respektiert.

In ekklesiologischer Hinsicht prononcierte man den sozialutilitaristischen Auftrag der Kirche, womit zahlreiche Orden in das Sichtfeld der Kritik gerieten, insbesondere jene, die ausschließlich in Kontemplation und Askese ihre Daseinsberechtigung behaupteten. Zahlreiche Klöster wurden geschlossen oder zur Wahrnehmung pastoraler Aufgaben gedrängt, in der Pfarrseelsorge, in der Schule, in der Krankenpflege.

Eine partnerschaftliche Kooperation zwischen Klerus und Laien, die bei der gegebenen Frontstellung wahrscheinlich sinnvoll gewesen wäre, ließen die Aufklärer außer Betracht. Das Volk war lediglich als Gegenstand der pastoralen Bemühungen der Kleriker im Blick, denen die Aufgabe zugewiesen war, die ubiquitär herrschende vermeintlich heidnische Unterfütterung der volkstümlichen Frömmigkeit auszumerzen. In jedem Traditionselement eines sinnenfrohen religiösen Brauchtums witterte man magische Praktiken und blanken Aberglauben. Kurzum, das Volk sollte zu einer rational verantwortbaren (und abstrakten) Religiosität erzogen werden.

Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, daß eine interkonfessionelle Toleranz zwischen Katholiken und Protestanten angepeilt wurde, die auf das Fernziel einer Überwindung der Spaltung hinauslaufen sollte.

Alle diese kritischen Baustellen des Aufklärungskatholizismus begegnen auf Schritt und Tritt auch in der amtlichen Karriere Wessenbergs als Generalvikar und Bistumsverweser von Konstanz im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts – freilich in spezifischen Ausformungen, welche durch die Umstände des politischen Umbruchs, durch die Säkularisation und deren Folgen, erzwungen worden sind.

Wer die Reform einer Institution auf den Weg zu bringen sich vornimmt, ist wohlberaten, vorab die erwartbaren Gegner abzuschätzen und zugleich die möglichen Bündnispartnerschaften zu kalkulieren. Auf wen konnte Wessenberg, als er sein Amt in Konstanz antrat, setzen? Von wem hatte er Hinderlichkeiten zu erwarten? Welche Maßnahmen hat er ergriffen, um sich Geltung zu verschaffen?

Wessenberg durfte von allem Anfang an das nahezu unbegrenzte Vertrauen seines Vorgesetzten, des Bischofs Carl Theodor von Dalberg, genießen. Da dieser Fürst vergleichsweise selten in Konstanz residierte und da er sich in der Sache der Diözesanverwaltung mit Wessenberg grundsätzlich verständigt hatte und einig war, überließ er ihm eine weitgehende Handlungsfreiheit vor Ort. Schon im Herbst 1802, wenige Monate nach der Ernennung, erteilte der Bischof seinem Generalvikar die Vollmacht, »in Unserem Namen« die geistlichen Geschäfte zu besorgen – vorbehaltlich einiger besonders wichtiger Amtshandlungen wie Verträge mit Staatsregierungen oder die Korrespondenz mit dem Heiligen Stuhl.

Wessenberg hat – von Dalberg stets gedeckt und gefördert – nach und nach immer weitreichendere Verhandlungen mit den fürstlichen Regierungen über Probleme des Staatskirchenrechts geführt. Entweder in Begleitung oder in Stellvertretung Dalbergs hat er am Pariser Nationalkonzil 1811, am Wiener Kongreß und an den anschließenden Frankfurter Verhandlungen über die Neuordnung der Katholischen Kirche in Deutschland teilgenommen. So wurde er im politischen Milieu als der wohl einflußreichste Vertreter der katholischen Kircheninteressen achtungsvoll anerkannt – und allerdings von seinen Gegnern auch bekämpft.

Das Führungspersonal der Diözese Konstanz, Domkapitulare, Ressortchefs der Geistlichen Regierung, die leitenden Männer des Priesterseminars, war zunächst wohl mehrheitlich von Konservativen besetzt (Weihbischof von Bissingen, Labhardt, Merhardt, Sturm, von Baur), wurde jedoch alsbald durch Neuberufung von Männern der progressiven Aufklärungsfraktion ergänzt bzw. ersetzt (von Vicari, Reininger, Strasser). Wessenberg hat sich nachdrücklich darum bemüht, »Sailerianer«<sup>5</sup> nach Konstanz zu holen. Immerhin ist es ihm gelungen, die Führungsgremien nach und nach so homogen zu gestalten, daß ihm bei der Wahl zum Bistumsverweser 1817 und später auch zum Erzbischof von Freiburg und zum Bischof von Rottenburg stattliche Mehrheitsergebnisse beschert wurden.

Im niederen Klerus der älteren Jahrgänge draußen auf dem Lande dürfte Wessenberg aufgrund seiner zahlreichen Verordnungen zur drastischen Leistungskontrolle und zum liturgischen Umbruch zunächst wenig Freunde gefunden haben. Das änderte sich

im Laufe der Jahre, als jene jüngeren Jahrgänge in die Pfarreien einrückten, die unter der sorgfältigen Beobachtung Wessenbergs ausgebildet und unter seiner intensiven Betreuung auf das Priesteramt vorbereitet worden waren. Sympathien gewann er zweifellos bei den jungen Klerikern, weil er für deren Dienstrechte und deren wirtschaftliche Belange Sorge trug und sie mit eindeutigen Erlassen vor Ausbeutung und Willkürbehandlung durch ihre älteren Dienstherren schützte.

Medienpolitisch handelte Wessenberg mit bewundernswerter Klugheit. Er gründete die »Geistliche Monatsschrift« und deren Nachfolgeorgan, das »Archiv für die Pastoralen Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz«, Zeitschriften, in denen er in Kooperation mit den pastoraltheologischen Eliten der Diözese seine Ideen zu verbreiten wußte. Die wichtigsten Artikel wurden übrigens gesammelt und in Buchform publiziert. – Wessenbergs nachhaltige Bedeutung für den Klerus äußert sich in dem Umstand, daß bis in die 40er und 50er Jahre hinein Priester seiner Prägung als »Wessenbergianer« gewürdigt worden sind – oder auch, je nachdem, verurteilt waren.

Ruinös für eine Realisierung der Wessenberg'schen Vision von einer modernen Katholischen Kirche in einer säkularen Welt war der Umstand, daß er die Widerstandsfähigkeit der Römischen Kurie unterschätzt hat. Ob es ihm hätte gelingen können, sein Reformkonzept umfassend umzusetzen, wenn er sich mit Rom vorab gehörig abgesprochen hätte, sei dahingestellt, ist aber zu bezweifeln. Eine Einigung scheint aus ideologischen Gründen ausgeschlossen gewesen zu sein. Alles, was die Autorität des Heiligen Stuhls zu beeinträchtigen drohte – und das war bei dem Entwurf einer Febronianisch-Deutschen Kirche durchaus der Fall –, stieß in der Kurie auf strikte Ablehnung. Und auch das vermeintlich protestantisch infizierte Pastoralkonzept galt in Rom als suspekt. Die prinzipiell antimodernistische Haltung des Vatikans ist nicht zuletzt auf die schier gar tödlichen Schläge zurückzuführen, die man in den 60er Jahren erlitten hatte: die Eroberung Roms durch die französischen Revolutionstruppen und die Exilierung Papst Pius VI. nach Frankreich und seine Inhaftierung daselbst bis zu seinem Tod, – Schandtat, für die man letzten Endes den verderblichen Geist der Aufklärung verantwortlich machte. Wessenberg seinerseits glaubte, an der Kurie vorbeihandeln zu dürfen, weil sie in den Jahren der Napoleonischen Herrschaft streckenweise nahezu handlungsunfähig war.

Unterschätzt hat Wessenberg auch den in Luzern residierenden Nuntius Testaferatta, der die Interessen des Heiligen Stuhls im Bereich der Diözese Konstanz vertrat und mit allen Mitteln gegen Wessenberg intrigierte und dessen Ruf bei der Römischen Kurie zu schädigen trachtete. Denkwürdig ist das katastrophale Urteil Testaferattas, das er am 1. Juni 1816 dem Papst übermittelt hat: »Der Administrator dieses Bistums, der wohlbekannte Präsul Carl Dalberg und sein ehemaliger Generalvikar Ignaz Wessenberg haben alles versucht, um den katholischen Glauben in diesem Bistum auszurotten, das sichtbare Haupt der Kirche mit Füßen zu treten und die Kirche selbst zum Verschwinden zu bringen. Diese beiden Neuerer haben die Rechte des Apostolischen Stuhles bei jeder sich bietenden Gelegenheit angetastet. Die Praxis der Kirche bei der Spendung der



Sakramente haben sie mutwillig geändert. Die Feiertage der Kirche schafften sie ab. Die heiligen Riten und die kirchlichen Zeremonien veränderten sie. Sie dispensierten von der Abstinenz an den Quatembertagen. An üble Kleriker verschenkten sie Auszeichnungen und Ehren, empfehlenswerte Kleriker unterdrückten und verfolgten sie. Den monastischen Orden sagten sie einen erbitterten Kampf an. Sie zerstörten ihre Institute, vertrieben die Mönche aus den Klöstern in einer großen Säkularisation, dispensierten sie von dem Gelübde der Keuschheit und zwangen sie zur Heirat. Beliebige Erlasse Ihrer Heiligkeit und meiner Nuntiatur haben sie ohne bischöfliche Gutheißung übergangen. Bei gemischten Trauungen zwangen sie den katholischen Teil, die Ehe vom häretischen Amtsinhaber einsegnen zu lassen. Protestanten ließen sie nach katholischem Ritus beerdigen. Vom Heiligen Stuhl verurteilte Pseudopropheten sandten sie in die Schweiz, um in den Seminarien und in den Pfarreien den Indifferentismus zu propagieren. Sie verbreiteten gottlose Schriften. Sie erließen Dekrete und Anweisungen gegen den Papst. Den weltlichen Regierungen verkauften sie Macht, Rechte, Güter und Personen der Kirche. Mit einem Wort: Jede heilige Sanktion traten sie mit Füßen und verletzten das Dogma. Ich erröte noch heute, wenn ich daran zurückdenke.«<sup>6</sup>

Dieses Urteil wurde hier so ausführlich zitiert, weil es zusammenfassend auflistet, was die diversen Gegner der Dalberg-Wessenberg'schen Kirchenpolitik und Pastoralreform in zahlreichen Denunziationsschriften nach Luzern übermittelten. Testaferrata pflegte die Gerüchte ohne hinreichende Überprüfung des Wahrheitsgehalts unverzüglich nach Rom weiterzuleiten. Immer wieder forderte der Nuntius eine Entmachtung Wessenbergs, was zu Lebzeiten Dalbergs allerdings nicht gelang. Zwar folgte Dalberg der Aufforderung Roms im Jahre 1814, nachdem der Papst soeben aus französischer Gefangenschaft befreit worden war, Wessenberg als Generalvikar abzuberufen, aber er beförderte ihn umgehend zum Koadjutor mit Sukzessionsrecht, was Rom jedoch wiederum ignorierte. 1817 endlich, nach dem Tod Dalbergs, hielt der Papst ein Strafgericht, indem er die einstimmige Bestellung Wessenbergs zum Bistumsverweser durch das Konstanzer Domkapitel in wahrhaft beleidigender Form zurückwies.

Wessenberg reiste unverzüglich nach Rom, um sich in einer persönlichen Begegnung mit dem Heiligen Vater zu rechtfertigen – eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Pius VII. versagte sich einem Gespräch, und Wessenberg seinerseits verweigerte die ihm vorab als *conditio sine qua non* abgeforderte Generalkapitulation.

Wessenbergs Niederlage im Vatikan wurde in der deutschen Öffentlichkeit durch eine geschickte Informationspolitik zum Sieg umgebucht. Als er nach seinem halbjährigen Aufenthalt in Italien im Januar 1818 nach Deutschland zurückkehrte, durfte er sich eines geradezu triumphalen Empfangs erfreuen. Er wurde von der liberalen Öffentlichkeit, von Klerikern und Laien, vom gebildeten Bürgertum beider Konfessionen, als standfester und furchtloser Vertreter deutscher Interessen gegen den päpstlichen Machtanspruch gefeiert, als ein Mann, der sich weder brechen noch korrumpieren ließ – eine in ihrer Kompromißlosigkeit an Luther erinnernde Gestalt. Bei einem Besuch in

Freiburg wurde er von der gesamten theologischen Fakultät, von Studenten und Professoren, bejubelt, der Breisgauer Klerus ehrte ihn mit einer eigens angefertigten Medaille: »Angelo ecclesiae Germanicae laetans ac gratus clerus Brisgoviensis«. Und Fidelis Jäck, Regens des Priesterseminars in Meersburg, schreibt: »Heinrich von Wessenberg hat auf sein ehrwürdiges Haupt einen so reichen Kranz wirklicher Verdienste um das deutsche Vaterland und um die gute Sache des Christentums und der Menschheit gesammelt, daß eine römische Inful keinen Platz mehr darauf finden konnte.«<sup>7</sup>

Offenbar war Wessenbergs Abfuhr durch die Römische Kurie in Deutschland als kollektive Kränkung erfahren worden. Begleitet und getragen wurde die Diskussion um die Causa Wessenberg von einer Flut publizistischen Schrifttums, in welchem man sich einer beträchtlichen antirömischen Polemik befleißigte, was wiederum entsprechende Gegenschriften provozierte.<sup>8</sup> – Von kaum zu überschätzender Bedeutung zugunsten Wessenbergs in der öffentlichen Meinung war eine von der Badischen Regierung offiziell veranlaßte »Denkschrift«, in der die wichtigsten Dokumente des Schriftverkehrs zwischen den streitenden Parteien publiziert worden sind.<sup>9</sup>

Wessenbergs Demütigung in Rom schädigte sein Ansehen in der kirchenpolitisch interessierten Öffentlichkeit diesseits der Alpen vorderhand keineswegs. Nach wie vor galt er als Repräsentant eines romkritischen, liberalen, dialogwilligen, toleranten, deutschbewußten Katholizismus. Und dieses Ansehen blieb ihm erhalten auch nach seiner amtlichen Demissionierung 1827. Hohe Wertschätzung erfuhr er durch prominente Politiker liberaler Couleur wie Heinrich Zschokke, Karl von Rotteck, Karl Mittermaier, Karl Hüetlin, Walter Munzinger oder Josef Beck. Beck war es auch, der 1848 auf Veranlassung Karl Theodor Welckers, eines liberalen Protestanten, Wessenberg, wenn auch vergeblich, zur Teilnahme am Frankfurter Vorparlament zu überreden versuchte.

Zeitweise wurde Wessenberg auch als Kandidat für schismatische Bewegungen – »Los von Rom!« – umworben. Die »Deutsch-Katholiken«, eine sektiererische Organisation des exkommunizierten Priesters Johannes Ronge, versuchten Mitte der 40er Jahre Wessenberg als Galionsfigur zu gewinnen. Wessenberg hat als strikter Institutionalist, der er trotz allem immer war, ohne irgendwelches Zögern abgelehnt: Zu den wohlverstandenen »Pflichten gegen meine Kirche« hat er sich allezeit in unmißverständlicher Entschiedenheit bekannt.<sup>10</sup>

Wessenbergs Anhängerschaft war dominant in der deutschen Medienöffentlichkeit. Aber es soll nicht unterschlagen werden, daß er auch Gegner hatte, die es indessen vorzogen, ihren Widerstand untergründig kundzutun, indem sie – wie z. B. Ignaz Speckle, der beim Nuntius in Luzern hochgeachtete ehemalige Abt von St. Peter – ihre Kritik anonym in Umlauf brachten. Wie stark diese Opponenten waren, ob sie gar eine schweigende Mehrheit bildeten, läßt sich kaum abschätzen. Unübersehbar ist jedoch, daß sich ab etwa 1840 eine Veränderung der mentalen Großwetterlage abzeichnet, die pauschal mit dem Begriff »Ultramontanismus« zu umreißen ist.

Dieser Begriff versammelt alle jene Tendenzen innerhalb der Katholischen Kirche, die eine enge auf den Vatikan fixierte konfessionelle Identität vertreten. Das bedeutet die vorbehaltlose Akzeptanz des ekklesiologischen Systems der Römischen Kurie, das bedeutet zugleich die bedingungslose Ratifizierung all jener konservativen, um nicht zu sagen reaktionären, auf jeden Fall antimodernistischen Positionen im Bereich des Glaubens und der Sitte, die in den diversen päpstlichen Verlautbarungen behauptet worden sind, und das bedeutet schließlich eine sowohl institutionelle als auch mentale Abschottung gegenüber anderen religiösen Bekenntnissen wie auch gegenüber allen liberalen Traditionen innerhalb des Katholizismus selbst.<sup>11</sup>

Die Frage nach den gewiß komplexen Kausalitäten dieses Wandels, der sich übrigens nicht auf Deutschland beschränkt hat, bleibe hier dahingestellt.<sup>12</sup> Entscheidend ist, daß sich wechselseitig hart opponierende Lager formierten, daß Gräben gezogen und Wälle gebaut, daß in einer zunehmend vergifteten Atmosphäre die im sozialen Kontext Deutschlands fälligen Dialoge zur Konsensfindung (z. B. Mischehenproblematik) abgebrochen worden sind.

Schon bei einer nur oberflächlichen Sichtung der katholischen Kirchenpresse der Zeit läßt sich zumindest im deutschen Südwesten eine wachsende Schärfe der Kritik am System und auch an der Person Wessenbergs registrieren, was dann freilich nicht minder scharfe Repliken seiner liberalen Sympathisanten provozierte. – Bemerkenswert ist, daß sich Wessenberg nach der Resignation von seinem Amt aus den kirchenpolitisch aktuellen Diskussionen weitgehend heraushielt, ohne indessen seine grundsätzlichen Überzeugungen preiszugeben, die er aber indirekt zum Ausdruck zu bringen liebte – in literarischen und historiographischen Darstellungsmodalitäten, in seinen historischen Dramen, vor allem in seiner groß angelegten vierbändigen Konziliengeschichte.<sup>13</sup>

Wessenbergs Tod im Jahre 1860 war Anlaß verschiedener Würdigungen seiner Lebensleistung im Dienst der Diözese Konstanz, die jedoch zunächst den lokalen, allenfalls regionalen Horizont kaum überschritten. Zwar wurden die Exequien im Konstanzer Münster opulent gefeiert, von der Freiburger Diözesanleitung aber völlig ignoriert. Das mag verwundern, weil Erzbischof Hermann von Vicari doch viele Jahre als maßgebliches Mitglied im Regierungskollegium der Diözese Konstanz im Bündnis mit Wessenberg dessen Politik widerspruchlos mitgetragen hatte und eng mit ihm befreundet war, so daß man ein Zeichen der Kondolenz von ihm wohl hätte erwarten dürfen, auch wenn sich die beiden Männer auf ihren kirchlichen Wegen im Laufe der Zeit weit voneinander wegbewegt hatten.<sup>14</sup> In der regionalen Öffentlichkeit wurde dieses Verhalten durchaus als demonstrativer Akt der Distanzierung verstanden und mit Empörung kommentiert.<sup>15</sup>

1862 erschien eine umfangreiche Biographie Wessenbergs aus der Feder eines Intellektuellen, dessen Stimme im Großherzogtum Baden hochrespektiert war: Josef Beck.<sup>16</sup> Dieser war als ehemaliger Alumnus des Priesterseminars in Meersburg mit Wessenberg persönlich bekannt und ideell eng verbunden gewesen und vertrat demgemäß in

seinen Dienstobliegenheiten Wessenbergs ekklesiologische Positionen. Im Vorwort seines Buches kündigt er an, Wessenberg als »muthigen Bahnbrecher und würdigen Führer der Reformpartei innerhalb des katholischen Bekenntnisses« profilieren zu wollen. Damit markierte Beck von vornherein die Fronten: Er stellt sich uneingeschränkt auf die Seite Wessenbergs, indem er ihn über weite Strecken selbst zu Wort kommen läßt, er zitiert seitenweise aus dessen nachgelassenen Memoiren. So werden insbesondere die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl in Rom 1817 ausschließlich aus Wessenbergs Perspektive geschildert.<sup>17</sup> Während Wessenberg bescheinigt werden darf, dass er in seinem Bericht trotz aller schmerzlichen Erfahrungen im Vatikan eine gewisse Noblesse einzuhalten bemüht ist, geizt Beck keineswegs mit abfälligen und geradezu böartigen Urteilen über die Kurie, er unterzieht sie einer fundamentalen Systemkritik: Wessenberg, schreibt Beck, habe Rom verlassen im »Bewußtsein, daß in Rom, wie es einmal ist, nicht so fast das Recht als vielmehr dessen Verläugnung durch willenslose Unterwerfung zur Geltung und Anerkennung kommen könne.« Es liege »in der Natur des hierarchischen Systems und ist eine der schwersten Sünden des priesterlichen Regiments aller Zeiten, daß es nur gebrochene Menschen oder Schwächlinge gleichsam als selbstlose Werkzeuge seiner hochfahrenden Bestrebungen schafft und duldet.«<sup>18</sup> – Beck durfte die Genugtuung einer deutschlandweiten Resonanz erfahren. Es erschienen zahlreiche Rezensionen in angesehenen Zeitschriften der unterschiedlichen Lager, wobei erwartungsgemäß höchst konträre Urteile gefällt wurden.<sup>19</sup> Pro und Contra hielten sich dabei die Waage: Während die Liberalen Becks ehrenvolles Bemühen herausstellten, im Lebensbild Wessenbergs eine selbstbewußte Katholizität ohne ängstliche Romhörigkeit dargestellt zu haben, entdeckten die »Ultramontanen« in dem Buch den Beweis, »daß dieser (Wessenberg) der Mann war, wofür ihn alle aufrichtigen Katholiken immer hielten, ein Feind seiner heiligen Kirche, der unter dem Vorwande der Reform sein ganzes Leben lang durch Wort und That an dem Verderben derselben arbeitete.«<sup>20</sup> – 1866 wurde Becks Buch auf den Index gesetzt.

Die Rollback-Mentalität, die sich im deutschen Katholizismus seit den 40er Jahren beobachten läßt, wurde in den Konflikten, welche durch die radikale Defensivstrategie Pius IX. ausgelöst wurden, Mitte der 60er Jahre vollends manifest. Als ein Skandalon ersten Ranges empfanden die Liberalen den »Syllabus errorum modernorum«, in dem der Papst in 80 Thesen die hauptsächlichen Irrtümer der Zeit indizierte.

In diesen Jahren bildeten und festigten sich jene konfessionellen Fronten, die fortan – im Grunde fast ein ganzes Jahrhundert lang – in unbeweglicher Feindschaft Bestand hatten. Das rhetorische Arsenal dieses Stellungskrieges blieb weitgehend konstant. Exemplarisch läßt sich dies an den diversen Beurteilungen über die Intentionen und Maßnahmen Wessenbergs in der einschlägigen kirchenhistoriographischen Literatur und – freilich auf größerem Niveau – in der zeitgenössischen Presse beobachten. Wessenberg war für die Liberalen wie für die »Ultramontanen« zur positiven bzw. negativen Symbolfigur geworden.



Das »ultramontane« Grundmuster bringt vielleicht am deutlichsten der Kirchenhistoriker und spätere Bischof von Mainz Heinrich Brück in seinem 1868 erschienenen Buch über die Gründungsgeschichte der Oberrheinischen Kirchenprovinz zum Ausdruck, wo er die »Wessenbergianer« einer gehässigen Abrechnung unterzieht: »Diese falschen Reformer, zu denen die erbittertsten Feinde der Katholischen Kirche gehörten, deren Priestergewand sie schändeten, fanden an den bürokratischen Staatsmännern Freunde und Bundesgenossen. Diese Freundschaft hatte ihren Grund in der inneren Verwandtschaft der Bürokraten und Reformatoren, welche denselben Zweck verfolgten, das kirchliche Leben zu ertöden, und noch mehr in dem Umstande, daß die Letzteren, die mit einer unerhörten Arroganz die Gesetze und Anordnungen der Kirche bekritteltten, die servilsten Speichellecker der weltlichen Gewalt waren, und im Widerspruche mit ihrer Devise, Freiheit und Aufklärung, alle Verordnungen, die aus der Kanzlei des Ministeriums oder Oberkirchenraths hervorgingen, sich ohne die mindeste Opposition gefallen ließen. Die Staatsgewalt konnte also solche charakterlose Menschen sehr gut für ihre Zwecke benutzen, und sah sie daher als natürliche Verbündete an...« All diesen »sog. Kirchenverbesserern« gemeinsam sei »die Abneigung gegen den Apostolischen Stuhl«, den »sichersten Prüfstand der Orthodoxie«. Nichts anderes hätten dieselben im Sinn als »Negieren«, »Zerstören«, »Niederreißen« und »Verunstaltung« der Katholischen Kirche, Nihilierung der »von Gott verliehenen Autorität« des Papstes.<sup>21</sup>

Dieser Text – die Zitate solchen Kalibers ließen sich fast beliebig erweitern – enthält bereits alle diskriminierenden Topoi, welche in den verbalen Kampfhandlungen der Zeit seitens der »Ultramontanen« auf Weg und Steg begegnen.<sup>22</sup> Noch im Jahre 1908 schreibt der im klerikalen Establishment der Erzdiözese Freiburg hoch angesehene Ordinariatsassessor Adolf Rösch in der abschließenden Bilanz seiner Studie über die fatale Wirkung Wessenbergs hinsichtlich der Frömmigkeit und Moral der ihm verantwortlich Anvertrauten: Der Klerus sei »in den Grundsätzen einer falschen Aufklärung« erzogen worden und sei »vielfach auch im Wandel seines hohen Berufes uneingedenk eifrigst bemüht, so viele gute Überlieferungen der Vergangenheit zu zerstören«, das Lehramt sei von »häretischen Anschauungen« infiziert, »die heiligen Sakramente zu bloßen Erbauungszeremonien herabgewürdigt« worden, das Volk sei sittlich verkommen und »vom heiligen Glauben« abgefallen. – »Das Urteil der Geschichte [...] beweist, daß der Geist eines Wessenberg nicht Leben, sondern hundertfältig Tod und Ruinen hervorgebracht, wenn wir auch nicht seiner Person allein, sondern dem Systeme, zu dessen starrsinnigstem Vertreter nach Josef II. er sich gemacht, die Schuld dafür zuschreiben müssen.«<sup>23</sup> »System« meint hier – so läßt sich aus dem Kontext erschließen – Aufklärung, Säkularität, Moderne.

Ab Mitte der 60er Jahre scheint es unter Katholiken des liberalen Flügels Überlegungen gegeben zu haben, sich organisiert gegen die Dominanzansprüche der »Ultramontanen« zu wehren. Als dann im I. Vaticanum das Infallibilitätsdogma durchgepaukt worden war, erfolgte ein endgültiger Bruch innerhalb der Katholischen Kirche, es for-



mierte sich eine schismatische Bewegung, die schließlich zur Gründung der »Altkatholischen Kirche« führte.

Wenn es in ideologisch fundierten Institutionen zu Abspaltungen kommt, haben die sich zur Gruppe versammelnden Devianten in der Regel Probleme, ihre Legitimität zur Geltung zu bringen. Das läßt sich auch bei der Konstitution der »Altkatholischen Kirche« beobachten. Mit ihrer selbstgewählten Denomination behaupteten die Abtrünnigen, keineswegs abtrünnig zu sein, sie erhoben vielmehr den Anspruch, die wahre, die ursprüngliche Kirche zu sein. In innerinstitutionellen Konfliktkonstellationen ist diese Argumentation vertraut: Die Devianten diffamieren die bis dato dominierende Elite des Verrats an der originalen Identität der Institution und begründen ihren Einspruch mit der Rückbesinnung auf die Uranfänge. Es gehört oft genug zur Struktur von Revolten, daß die Revoltierenden gegen die Herrschenden die vormals üblichen Rechte und Gebräuche geltend machen, – »vormals« meint dann immer: bevor irgendwelche Mißbräuche das uralte Vernünftige verdrängt hatten.

Genau so hatte auch Wessenberg zur Verteidigung und Durchsetzung seiner pastoralen und politischen Ziele argumentiert. Er hat sich wohl gehütet, seine Reformen als »Neuerungen« anzupreisen, er hat vielmehr darauf bestanden, eine *restitutio ad integrum*, eine Wiederherstellung der Zustände vor dem Sündenfall, durchführen zu wollen. Und so ist es nicht verwunderlich, daß die »Altkatholiken« den vom Vatikan zu Fall gebrachten Wessenberg als einen ihrer Gründungsväter adoptierten. Ein sinnfälliges Beispiel dieses Adoptionsaktes liefert Joseph Laible, der langjährige Vorstand der »Altkatholiken« in Konstanz, in seiner 1898 publizierte Gemeindechronik: »Man kann wohl sagen, daß mit den spärlichsten Ausnahmen ganz Konstanz bis 1860 altkatholisch war.« Diese »Altkatholizität« zu retten, habe man dem Vatikanischen »System« den Rücken gekehrt. Wessenberg habe durch seinen Widerstand gegen die Machtansprüche Roms den rechten Weg gewiesen, indem er sich zur »idealkatholischen Kirche« bekannt habe. Und dann deklariert er Wessenberg geradezu zum Vorläufer des ersten altkatholischen Bischofs Joseph Reinkens.<sup>24</sup>

Die altkatholisch repräsentative Sicht auf Wessenberg einerseits und die Römische Kurie andererseits hat Mitte der 70er Jahre der ehemals römisch-katholische Kirchenhistoriker Johannes Friedrich in den »Badischen Biographien« formuliert. Wessenberg wird da zu einer Persönlichkeit stilisiert, die völlig arglos ins Visier eines strafsüchtigen »Papalsystems« geraten ist und verworfen worden ist, weil er die unbedingt abgeforderte Kapitulation verweigert hat. Es gehöre »zur Natur des hierarchischen Roms«, nicht eher zu ruhen, »bis auch die geringste Selbständigkeit eines zu seinem Opfer einmal ausersehenen Charakters gebrochen ist. Nicht das bloße Unterwerfen unter seinen Urteilsspruch genügt, nein, man muß auch bekennen, daß man mißbilligt, was Rom, wenn auch mit Unrecht, mißbilligt. Feile Seelen, auf welche Rom seine Herrschaft vornehmlich gründet, können dieses System des Despotismus und erzwungener Heuchelei ertragen, edlere Naturen, wie die Wessenbergs, aber nicht.« Um nichts anderes sei es

Wessenberg gegangen als um das »Ideal« einer »von den Pseudo-Isidorischen Fälschungen gereinigte, auf Grund der alten Kirchenverfassung mit den Bedürfnissen der Neuzeit versöhnten Kirche.« Der Laudator zögert nicht, Wessenberg am Ende überschwänglich zu rühmen: Die Kirche habe mit ihm »einen ihrer besten Geistlichen« verloren. Und dann folgt abschließend ein prophetischer Satz: »Wenn einst das Parteitreiben sich wird gemildert haben, wird man erst seine wahre Größe erkennen.«<sup>25</sup> Dieses »Parteitreiben« dauerte noch eine Weile.

Es dürften wohl die konfrontativen Begegnungen mit der vitalen Präsenz Wessenbergs im öffentlichen Gedächtnis der Stadt Konstanz gewesen sein, welche Conrad Gröber veranlaßt haben, eine finale Erledigung Wessenbergs sich zum Ziel zu setzen. Gröber hatte als Alumnus des Konstanzer Konvikts in den 80er Jahren, später, nach seinem Studium in Rom und nach seiner Priesterweihe, ab 1901 als Leiter dieses Konvikts, anschließend als Pfarrer an der Spitals- bzw. Dreifaltigkeitskirche und dann am Münster hinreichend Gelegenheit gehabt, als Zeuge, z. T. auch als Handelnder und Betroffener an den konfessionellen Auseinandersetzungen mit den in Konstanz besonders selbstbewußt und erfolgreich auftretenden »Altkatholiken« beteiligt zu sein. Und da mochte ihm die fast hagiologische Verehrung Wessenbergs, die ihm buchstäblich Tag für Tag in Konstanz begegnete, zu einem permanenten Ärgernis geworden sein. Denkmäler zu Ehren Wessenbergs hatte man in der Stadt gestiftet, die in Anwesenheit seiner Majestät, des Großherzogs, enthüllt worden waren. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit hatte man seiner großzügigen Erbwendungen an die Stadt gedacht. Die altkatholische Gemeinde inszenierte ihn als Kirchenpatron, indem sie sich namentlich als »Wessenberg-Gemeinde« definierte und sich, wie es der altkatholische Pfarrer Wilhelm Schirmer formulierte, »zum Erbe seines Geistes« bekannte.<sup>26</sup>

In einem knappen biographischen Essay über Wessenberg im »Katholischen Jahrbuch für die Stadt Konstanz 1911« verspricht Gröber eingangs, »Leben und Wirken dieses Mannes, der wie kaum ein anderer in das kirchliche Leben seiner Zeit eingriff, vorurteilslos zu betrachten.«<sup>27</sup> Die Absicht dieser einleitenden *captatio benevolentiae* ist offenkundig. Eine immer noch für Wessenberg eingenommene Leserschaft (darunter auch römische Katholiken) sollte mit der Versicherung der Vorurteilslosigkeit gewonnen werden, das folgende Gericht über Wessenberg als objektives Verfahren anzuerkennen. Gröbers Urteil ist streng: Wessenbergs »religiöse Grundanschauung« erschöpfe sich in »wässrigem Rationalismus«<sup>28</sup>, sein »reformatorisches Schaffen« biete »wenig Originelles«<sup>29</sup>, über die kirchenkritische Rolle eines vulgarisierenden »Wortführers«<sup>30</sup> sei er nie hinausgekommen, durch die Vernachlässigung der Hirtenpflichten in seiner Diözese habe er dieselbe schuldhaft in einen »heillosen Wirrwarr«<sup>31</sup> geführt. Gewiß, »in einzelnen Punkten« habe er das »Rechte« getroffen, insgesamt aber habe ihm die eine, die entscheidende Eigenschaft gefehlt, »deren Mangel sein ganzes Wirken und Streben entgleisen ließ: der übernatürliche Sinn, der katholische Geist!«<sup>32</sup> – Überraschend ist, daß Gröber trotz seines geradezu vernichtenden Verdikts keineswegs bereit war, den Delinquenten

der Gegenpartei preiszugeben: Die Altkatholiken täuschten sich, »wenn sie glauben, er wäre je einer der ihrigen geworden. Da wäre Wessenberg groß genug gewesen, um sich zu sagen, daß diese Sekte für ihn zu klein sei und daß eine Großvaterschaft in dieser Familie keinen Nachruhm begründe.«<sup>33</sup> Auch als ein verirrttes Schaf gehört Wessenberg noch sozusagen zur Herde der »Unsrigen«<sup>34</sup>.

Und noch einmal kommt Gröber im gleichen Jahr 1911 auf Wessenberg zu sprechen. In einem Essay<sup>35</sup> über den »Altkatholizismus« in Konstanz beschreibt er die Konstituierung dieser schismatischen Gemeinde als Akt dreister Aggressivität gegen die Römisch-Katholische Kirche vor Ort. Diese »Abfallbewegung«, schreibt er in der Einleitung, sei als »Katastrophe« einzuschätzen, und es gebe keinen Zweifel, wer dieselbe zu verantworten habe – der »Wessenbergianismus«: »Hier lebte ja der Mann, der wie kein anderer in das kirchliche Leben seiner Zeit eingriff, ununterbrochen 59 Jahre in emsiger Tätigkeit, hier verfaßte er seine Ordonnanzen und Hirtenschreiben, seine Broschürchen und Bücher, die von der einen Tendenz der kirchlichen Aufklärung zusammengehalten wurden, hier beeinflusste er durch seinen persönlichen Verkehr die Geister und berückte durch seine Herablassung, opferwillige Nächstenliebe und Sittenreinheit die Gemüter. Kein Wunder, daß sich wenigstens dem führenden Teile der Bevölkerung seine religiöse Verwaschenheit, seine Dogmenscheu, seine protestantisierende Auffassung der Frömmigkeit, seine Romfeindlichkeit oder wenigstens Romgleichgültigkeit mitteilte. Wenn man im allgemeinen sagen kann, jenes System, das wir mit dem Worte 'Wessenbergianismus' bezeichnen, habe dem Volke das religiöse Rückgrat, den katholischen Charakter genommen, so gilt das für den Seekreis und hier wieder für die Kreishauptstadt ganz besonders.«<sup>36</sup> Nach dieser einleitenden Generalschuldzuweisung folgt ein langer Katalog von Klagen über die von der badischen Regierung gedeckten und von den Gerichten ungeahndeten Schikanen dieser »Neuketzer«,<sup>37</sup> die nichts Geringeres im Schilde führten, als im Bündnis mit dem »revolutionären Liberalismus« »das katholische Glaubensleben« zu untergraben.<sup>38</sup> – Ganz zum Schluß steht dann noch ein gesperrt gedruckter Satz, der indes nicht ohne weiteres verständlich ist: »Der härteste Schlag für den Wessenbergianismus in der Stadt«, heißt es, »war der Altkatholizismus gewesen«. Gröber setzt hinzu: »Darob könnte man sich freuen.«<sup>39</sup> – Wieso war der »Altkatholizismus« ein »Schlag für« oder eigentlich gegen den »Wessenbergianismus«? – Meint Gröber etwa, daß mit der Gründung einer »alkatholischen Kirche« erfreulicherweise eine innerkatholische Frontbegradigung stattgefunden hat, dergestalt, daß die »wessenbergianischen« Kirchenkritiker, welche das eigene Haus angezündet hatten, nunmehr ausgewandert und damit der offenkundigen Häresie verfallen sind? – Wahrhaftig: »Darob könnte man sich freuen«, – wenn man sich als Katholik überhaupt an der Existenz von Ketzern erfreuen dürfte. – Verstehbar ist dieser Zynismus allenfalls, wenn man das lokale Umfeld Gröbers detailliert in Betracht zieht.<sup>40</sup>

Die beiden Essays von 1911 waren gewissermaßen Vorboten für eine fast dreihundert Seiten starke Darstellung, die Gröber anderthalb Jahrzehnte später publiziert hat

und die einlässlicher als zuvor der Persönlichkeit, den Intentionen und dem Handeln des ehemaligen Generalvikars und Bistumsverwesers der Diözese Konstanz gewidmet ist. Und wiederum und noch entschiedener profiliert er sich da als strenger Richter: Person und Werk Wessenbergs werden einer gnadenlosen Hinrichtung unterworfen.

Wessenberg, meint Gröber, sei grundlegend vorzuhalten, daß er sich voll und ganz dem Geist seiner Zeit zur Verfügung gestellt habe, der sgn. »Aufklärung«, einer Weltanschauung, die durch ein »religiös-bolschewistisches« Schrifttum »berüchtigter Freigeister« gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine säkulare Katastrophe für die Katholische Kirche in Deutschland gezeitigt habe.<sup>41</sup> Einem kirchenfeindlichen System sei Wessenberg verfallen gewesen, so daß all seine vermeintlich auch in guter Absicht eingeleiteten Reformen insgesamt in ihr Gegenteil verkehrt worden seien. All sein amtliches Tun und Lassen sei vom Stempel des Unkirchlichen und Unkatholischen,<sup>42</sup> von einer fundamentalen Unfähigkeit des »sentire cum ecclesia«<sup>43</sup> geprägt gewesen. Unter dieser Generalprämisse handelt Gröber sodann eine lange Liste von Gravamina gegen Wessenberg ab: gegen seine Theologie, seine Pastoral-, seine Kirchenpolitik, gegen seine ökumenische Toleranz, gegen seine Mißachtung von populären Frömmigkeitsbräuchen, kurzum gegen alle jene Neuerungs Ideen der Aufklärung, die »wie aus einem brauenden Wetterwinkel über (das katholische) Glaubens- und Sittenleben hereinbrachen.«<sup>44</sup> »Gewiß«, fährt Gröber fort, »hatte die Zeit vor Wessenberg schon manches Unkraut gesät und wachsen lassen, aber seine Aufgabe wäre gewesen, zu jäten. Nun aber erblickte er seine Lebensarbeit in der Ausrottung anderer Dinge, und so wucherte das Unkraut weiter und erstickte auch den guten Samen, den er zu streuen bemüht war.«<sup>45</sup> In der Gröber'schen Rhetorik enthält die biblische Metapher von der erstickenden Macht des »Unkrauts« einen ungeheuren Vorwurf. Hubert Wolf hat unlängst auf den verbreiteten Teufelsglauben bei einfachen wie gebildeten Katholiken zur Zeit Pius XI. hingewiesen. Insbesondere für den Freiburger Erzbischof Gröber sei der Teufel nach dem eindeutigen Zeugnis der Heiligen Schrift »der Feind« schlechthin, der »auf dem Acker des Gottesreiches das Unkraut sät ... Der Teufel führt die Bösen an, die, sei es innerhalb der sichtbaren Kirche, sei es von außen, an dem Untergang des Reiches Christi arbeiten; aber er wird die auf dem Felsen Petri gebaute Kirche nicht überwältigen.«<sup>46</sup> In konsequenter Lektüre ist anzunehmen, daß Wessenberg hier in eine Bündnispartnerschaft mit dem Satan gestellt wird.

Es würde den gegebenen Rahmen sprengen, die sich in immer neuen Anläufen austobende Rhetorik der vernichtenden Rede in Gröbers Wessenberg-Schrift im Detail vorzuführen. Aber der symptomatologisch erhellende Schlußabschnitt sei doch stellvertretend noch zitiert: »Man hat Wessenberg den Zerstörer der Konstanzer Diözese genannt. Das ist falsch. Sie wäre auch ohne ihn untergegangen und wohl nicht viel später. Sie hätte aufgehört wie ein Mensch, der den Weg alles Fleisches geht und sein Gut und Vermögen anderen hinterläßt, die ihn dafür segnen. So aber sank sie dahin wie jemand, den man wie einen Verbrecher und Geächteten tötet und vernichtet und auslöscht und



seine Asche in alle Winde streut, damit sein Name von der Erde verschwinde. Und das ist seine Schuld.«<sup>47</sup>

Es kann nur spekuliert werden, was Conrad Gröber veranlaßt haben mag, in dieser jedes Gebot historiographischer Neutralität ignorierenden Härte zuzuschlagen. Waren doch in der Weimarer Republik alle wesentlichen Anlässe für irgendwelche Kulturkampfreminiszenzen durch die neue Verfassung nach dem Krieg hinfällig geworden. Gravierende Eingriffe des Staats in die Organisation der Kirche waren nicht mehr zu befürchten. Und eine dringliche Herausforderung zu Nachhutgefechten mit den Altkatholiken war gewiß auch nicht mehr gegeben, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß diese die Sakristei ihrer Kirche (der »Christuskirche« in Konstanz) mit einem Porträt Wessenbergs zu heiligen sich angemaßt hatten (bis zum heutigen Tag). – Man wird sich nach anderen Motivationsvarianten umzusehen haben.

1925 war Gröber nach Freiburg ins Domkapitel berufen worden. Damit war er in einen zumindest weiteren Kreis von Bischofskandidaten aufgestiegen. Man wird wohl annehmen dürfen, daß Gröber wußte, was der Nuntius Eugenio Pacelli von einem Anwärter auf ein deutsches Bistum erwartete. »Pacelli«, schreibt Hubert Wolf, »vertrat radikal das Programm eines kirchlichen Zentralismus, der in seiner letzten Konsequenz die katholische Kirche mit der Papstkirche gleichsetzte. Alle zentrifugalen Tendenzen innerhalb des Katholizismus, die auf mehr Eigenständigkeit der Ortskirchen hinausliefen und in Deutschland auf eine jahrhundertealte Tradition zurückgingen, lehnte er genauso entschieden ab wie episkopalistische Strömungen, die auf einen Eigenwert der Bischöfe als Nachfolger der Apostel beharrten.«<sup>48</sup> Wolf beschreibt eindrucksvoll, wie der Nuntius und später dann der Kardinalstaatssekretär Pacelli bei der Besetzung deutscher Bistümer unter diesen Prämissen die Fäden zog. Mit Sicherheit wußte man in karrierebewußten Klerikerzirkeln, daß nur zum Zuge kommen konnte, wer die vorbehaltlose Befolgung der vatikanischen Richtlinien garantieren würde. Gegen das *Placet Pacellis* wurde in diesen Jahren niemand in Deutschland Bischof.

Mit der 1927/28 publizierten Generalattacke gegen das »System Wessenberg« hat Gröber die katholische Öffentlichkeit seiner absoluten Romtreue versichert. Das Buch war gleichsam das Entreebillet für den Episkopat. Im September 1929 weilte Pacelli aus Anlaß des Katholikentages in Freiburg. Gröber begleitete den Nuntius auf einer zweitägigen Rundfahrt durch den Schwarzwald. Knapp anderthalb Jahre später war Gröber bereits Bischof von Meißen und im Jahr darauf Erzbischof von Freiburg.

Einen Entrüstungssturm hat die Wessenberg-Schrift Gröbers nicht hervorgerufen. Das mag in dem Umstand begründet gewesen sein, daß die altkatholische Frontgeneration, welche die Kämpfe der Ablösung von Rom und der Etablierung einer eigenen Kirche ausgetragen hatte, inzwischen verstorben war. Andererseits hielt sich aber auch die Bereitschaft zu Ovationen ultramontan gesonnener Leser in Grenzen. Die provokative Energie der Symbolfigur »Wessenberg« scheint in der einen wie in der anderen Richtung Ende der 20er Jahre weitgehend erloschen zu sein.



In der Kirchengeschichtsschreibung der folgenden drei Dekaden spielte Wessenberg keine nennenswerte Rolle, was verwunderlich ist, weil doch seine Konkordatspolitik und sein Ringen um ein angemessenes Verhältnis zwischen Kirche und Staat ein wahrhaft aktuelles Thema in den Jahren des Dritten Reiches hätte sein können. Eine Auseinandersetzung mit Wessenberg unter dem Blickwinkel kirchenpolitischen Handelns in Zeiten staatlicher Suppression wäre in kritischer wie rehabilitierender Absicht fällig gewesen.<sup>49</sup> Aber der Blick auf eine solche Aufgabe war durch Gröbers abschließendes Verdikt wohl verstellt geblieben. Wessenbergs Ruf war unter den katholischen Kirchenhistorikern offenbar rettungslos ruiniert. Noch Mitte der 50er Jahre schrieb August Hagen als Schlußsatz des Wessenberg-Kapitels in seiner Diözesangeschichte von Rottenburg: »Trotz seiner (wohlgemerkt formalen, d. V.) Rechtgläubigkeit fehlt es ihm an einem kräftigen ungebrochenen Katholizismus.« – Das ist im Grunde ein Gröber-Satz!<sup>50</sup>

Zu Beginn der 60er Jahre erfolgte indessen ein nachgerade schlagartiger Wechsel der kirchengeschichtlichen Szenerie: Wessenberg wurde als hochattraktive Figur des kirchenpolitischen Welttheaters entdeckt und von den renommiertesten Vertretern der Disziplin zwar nicht durchweg uneingeschränkt, aber doch überwiegend positiv, mitunter sogar emphatisch gewürdigt<sup>51</sup> – als weitsichtiger Reformers in einer Zeit des katastrophalen Umbruchs der katholischen Kirche, gescheitert in einem tragischen Verhängnis am Unverständnis einer Römischen Kurie, zumal eines Papstes, der seinerseits durch die Wirren der Zeitläufte blind geworden war für die historisch gebotenen Assimilationen der Kirche diesseits der Alpen. Der Rechtshistoriker Karl Siegfried Bader sprach schon 1974 geradezu von einer »Wessenberg-Renaissance« und stellte die neu erweckte Konjunktur des »in streng kirchlichen Kreisen über ein Jahrhundert hinweg arg Verfemten« in den Kontext der grundlegenden Reformperspektiven des II. Vaticanums.<sup>52</sup> Offenbar ermöglichte erst das Konzil eine neue Sicht auf Wessenberg.<sup>53</sup>

Diese gewandelte Sicht als Folge des Konzils kommt sinnfällig zum Ausdruck in der Interessentopographie der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Wessenberg. Die Fülle einschlägiger Studien, die sich in den vergangenen 50 Jahren mehr oder weniger nachdrücklich um eine Rehabilitation Wessenbergs bemühten, kann hier nicht in extenso rekapituliert werden. Aber im Blick auf die Forschungsschwerpunkte darf wohl pauschal festgestellt werden, daß im wesentlichen nur jene Projekte und Intentionen Wessenbergs erörtert und gewürdigt worden sind, welche sich durch die Konzilsdekrete bestätigen ließen.<sup>54</sup>

So hat man besonders intensiv auf Wessenbergs vielfältige Maßnahmen zu einer soliden Priesterausbildung und Priesterweiterbildung, auf seine Verfügungen zu einem priesterlichen Leben und zum priesterlichen Dienst aufmerksam gemacht.<sup>55</sup> Nahezu alles, was Wessenberg in seinen zahlreichen »Hirtenbriefen und Verordnungen für das Bisthum Constanz« diesbezüglich geschrieben hat, ließe sich als Vorformulierung der Konzilsdekrete »Optatam totius« (»Über die Ausbildung der Priester«) oder »Presbyterorum ordinis« (»Über Dienst und Leben der Priester«) lesen.

Ein vitales Interesse fanden auch die weit ausgreifenden Strukturkonzepte der Wessenberg'schen Pastoraltheologie,<sup>56</sup> zumal sein Insistieren auf den Ausbau der Pfarrei als primäre Organisationsform des geistlichen Lebens der Gläubigen mit den entsprechenden liturgischen Konsequenzen, die insgesamt auf eine aktive Teilnahme des Volkes am sakralen Tun des Priesters abzielten. – Auch in dieser Hinsicht begegnet man bei der Lektüre der Konzilskonstitution »Über die heilige Liturgie« (»Sacrosanctum Concilium«) auf Schritt und Tritt dem Gedankengut und den praktischen Anweisungen Wessenbergs, z. B. zur Verwendung der (deutschen) Volkssprache im Vollzug der Riten, zur Bedeutung der schriftgestützten Predigt, zum Kirchenlied etc.

Den in ultramontanem Schrifttum ständig begegnenden Vorwurf, Wessenberg habe die Kirche an den Staat verraten, findet man in den neueren Arbeiten nirgendwo mehr. Stattdessen wird das zeitbedingt schwierige Bemühen Wessenbergs um ein Arrangement der Kirche mit dem Staat zum Wohl der Menschen gewürdigt.<sup>57</sup> Im Hintergrund dieser Würdigung läßt sich der in der Konzilskonstitution »Gaudium et Spes« (»Über die Kirche in der Welt«) skizzierte Reflexionshorizont zum »Leben der politischen Gemeinschaft« zumindest erahnen.

Kurzum, die Stunde der Anerkennung Wessenbergs und seiner respektvollen Integration in die katholische Kirchengeschichte war gekommen, nachdem im Verlauf des II. Vatikanischen Konzils der generelle Vorsatz deutlich geworden war, ein Einvernehmen der Kirche mit der »Moderne« herzustellen, wobei mit dem Begriff »Moderne« jene Leitideen für eine mündige Existenz zu assoziieren sind, welche die intellektuelle Gesellschaft Europas im 18. Jahrhundert als Aufklärungsprogramm entwickelt hat. Hubert Wolf hat nachdrücklich darauf hingewiesen,<sup>58</sup> daß erst mit der aktuellen, d. h. konziliarren und nachkonziliarren »Versöhnung von Katholizismus und Moderne«<sup>59</sup> der Blick frei geworden ist dafür, daß es vor der Selbsteinmauerung eines »katholischen Milieus« im 19. Jahrhundert, daß es vor der Abschottung desselben gegen alles, was »modern« zu sein den Anschein hatte, daß es davor sehr wohl eine spezifisch »katholische Aufklärung« gegeben habe, die »keineswegs unkirchlich« gewesen sei und deren »Anteil an der Geburt der Neuzeit« eine gebührende Achtung verdiene.<sup>60</sup>

Wir beschließen unseren Streifzug durch die kirchenöffentliche Geltungsgeschichte des Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg mit einer wahrhaft fulminant feiernden Eloge aus der Feder von Wolfgang Hug in der soeben erschienenen »Geschichte der Erzdiözese Freiburg«: »Heute steht fest, daß es bei Wessenberg keine kirchenfeindlichen oder gar glaubenszerstörenden Äußerungen gab. Nichts lag ihm mehr am Herzen als die Vertiefung gelebter Frömmigkeit und die Überwindung des ›geistlosen Mechanismus‹ mancher traditioneller Glaubenspraktiken. Er war beim Kleiner beliebt, ja als ›Vater‹ verehrt, unter den Liberalen geschätzt, auch über die Konfessionsgrenzen hinaus. Er verstand sich nicht als Kirchenfürst, sondern als leitender Seelsorger der Diözese.« – Was er dabei geleistet habe, »verdient größte Bewunderung.«<sup>61</sup>

So ungefähr könnten auch die Sätze beschaffen sein in einem Antrag zur Eröffnung eines kanonischen Seligsprechungsverfahrens.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Klaus Oettinger, Gütlestraße 5, D-78462 Konstanz

eMail: klaus.oettinger@t-online.de

## ANMERKUNGEN

1 Eine ausführliche Geltungsgeschichte Wessenbergs steht m. W. noch aus. Die folgenden Bemerkungen mögen als eine vorläufige Skizze dazu verstanden werden.

2 Über die Bildungsgeschichte Wessenbergs informieren ausführlich Josef BECK: Freiherr I. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neueren Zeit. Freiburg 1862. GRÖBER, Konrad: Heinrich Ignaz Freiherr von Wessenberg, in: Freiburger Diözesan-Archiv (FDA) Bd. 55/1927, S. 362–509 und Bd. 56/1928, S. 294–435. BISCHOF, Franz Xaver: Das Ende des Bistums Konstanz. Hochstift und Bistum Konstanz im Spannungsfeld von Säkularisation und Suppression. Stuttgart 1989.

3 Zur Kirchenpolitik Josephs II. unterrichten umfassend WINTER, Eduard: Der Josefismus – die Geschichte des österreichischen Reformkatholizismus 1740–1848. Berlin 1962. KOVACS, Elisabeth: Katholische Aufklärung und Josephinismus. München 1979. KLÜTING, Harm: Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesesianisch-josephinischen Reformen. Darmstadt 1995. HOLLERWEGER, Hans: Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus in Österreich. Regensburg 1976.

4 Zum Thema »Aufklärung und Katholische Kirche« s. kompakt zusammenfassend Rudolf REINHARDT und Arno SCHILSON in LThK Bd 1, Freiburg 2006. Sp. 1211–1216.

5 Über Wessenbergs langjährigen Kontakt zu dem einflussreichen Pastoraltheologen Johann Michael Sailer s. AMANN, Fridolin: Die Beziehungen zwischen Sailer und Wessenberg auf Grund von Briefen dargestellt, in: FDA, Bd. 69/1949. S. 186 ff.

6 Zitiert nach BISCHOF, Franz Xaver: Der Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg im Spiegel der Berichte des Luzerner Nuntius

Fabrizio Scebarras Testaferrata (1803–1816), in: Zft.f.KG 101/1990, S. 222 f.

7 Zitiert nach BECK (wie Anm. 2) S. 332.

8 Darüber informieren WERNER, Karl: Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. München 1866, S. 352 ff. und GRÖBER (wie Anm. 2) Bd. 56, S. 401. – Eine medienanalytische Untersuchung der Affäre steht noch aus.

9 Denkschrift über das Verfahren des Römischen Hofes bei der Ernennung des General-Vikars Frhrn v. Wessenberg zum Nachfolger im Bistum Konstanz und zu dessen Verweser, und die dabei von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden genommenen Maßregeln. Frankfurt 1818.

10 Zitiert nach BECK (wie Anm. 2) S. 308.

11 Zur Begriffsgeschichte von »Ultramontanismus« vgl. RAAB, Heribert: Zur Geschichte und Bedeutung des Schlagwortes ultramontan im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: HJ 81/1962. S. 159–173. SCHLOSSMACHER, Norbert: Der Ultramontanismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Zwischen Ideologie und antikatholischem Affekt, in: RoJbKG 21/2002. S. 95 ff. – Dominant ist wohl die Bedeutung als Diskriminierungsvokabel, womit die Deutschliberalen die »strengen« (d. h. die auf den Vatikan fixierten) Katholiken auszugrenzen pflegten.

12 Der Theologe Karl Werner, der diesen Wandel sozusagen am eigenen Leib erfahren hat, deutet denselben in den 60er Jahren ex post als ein gleichsam fulminantes Fortschrittswunder: »Die Läuterung und der Umschwung der Anschauungen über katholisches Wesen und katholische Kirchlichkeit erfolgte mit solcher Macht, daß sich derselben keiner der Besseren entziehen konnte; die sich ihm entzogen, waren Zurückgebliebene oder Verstimmt, die auf den weiteren Gang der Dinge keinen erheblichen Einfluß mehr gewannen. Zu diesen Zurückgeblie-

- benen und Verstimmten gehörte Wessenberg.« (wie Anm. 8) S. 359.
- 13 Kaiser Friedrich der Zweite. Ein Trauerspiel, 1844. – Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts – in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt. 4 Bde, Konstanz 1840.
- 14 S. dazu RÖSCH, Adolf: Hermann v. Vicari im Dienste der Konstanzer und Freiburger Kurie, in: FDA 55/1927, S. 295–361. BRAUN, Karl-Heinz: Hermann von Vicari und Ignaz Heinrich von Wessenberg: zwei Prälaten im kirchenpolitischen Vergleich, in: FDA 107/1987, S. 213–286.
- 15 Konstanzer Zeitung vom 23.8.1860: »Mit Recht mußte es auffallen, daß das erzbischöfliche Ordinariat und das Domkapitel in Freiburg Niemanden hatte, den es hinschicken wollte, um dem Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen. Wir glauben, dies spreche an und für sich deutlich genug. Vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1827 arbeitete der jetzige Erzbischof an der Seite des damaligen Bistumsverwesers, und wir sagen nicht zu viel, wenn die hohe Würde, die er jetzt bekleidet, er größtenteils der Bemühung des Verblichenen zu verdanken hat.«
- 16 S. Anm. 2. – Zur Biographie von Joseph Beck s. BRECHENMACHER, Karl: Joseph Beck (1803–1883) – ein badischer Spätaufklärer. Tübingen 1984.
- 17 Beck (wie Anm. 2) S. 274 ff.
- 18 Ebd. S. 289f.
- 19 Die Rezensionen sind bei Brechenmacher aufgelistet.
- 20 Der Katholik. Eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung. Straßburg/Mainz 42/1862.
- 21 BRÜCK, Heinrich: Die Oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt. Mainz 1868. S. 224 f.
- 22 In unterschiedlicher Schärfe von LONGNER, Ignaz: Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz. Tübingen 1863. WERNER (wie Anm. 8). BRÜCK, Heinrich: Geschichte der Katholischen Kirche in Deutschland im Neunzehnten Jahrhundert. Bd. 1. Mainz 1887. MAAS, Heinrich: Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg 1891. LAUER, Hermann: Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogtum Baden von der Gründung des Großherzogtums bis zur Gegenwart. Freiburg 1908.
- 23 RÖSCH, Adolf: Das religiöse Leben in Hohenzollern unter dem Einflusse des Wessenbergianismus 1800–1850, in: Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft. Köln 1908. S. 135.
- 24 LAIBLE, Joseph: Chronik der altkatholischen Gemeinde in Konstanz von 1873–1898. Konstanz 1898, S. 9f.
- 25 Badische Biographien. Bd. II. hrsg. v. Friedrich von WEECH. 1875, S. 452–485.
- 26 SCHIRMER, Wilhelm: Ignaz Heinrich von Wessenberg – des Bistums Konstanz letzter Oberhirt. Konstanz o.J. (1911) S. 3.
- 27 GRÖBER, Conrad: Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: Katholisches Jahrbuch für die Stadt Konstanz. 1911, S. 161.
- 28 Ebd. S. 169.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd. S. 189.
- 32 Ebd. S. 195.
- 33 Ebd. S. 197.
- 34 Ebd. S. 204.
- 35 GRÖBER, Konrad: Der Altkatholizismus in Konstanz. Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung, in: FDA 39/1911, S. 190–248.
- 36 Ebd. S. 190.
- 37 Ebd. S. 221.
- 38 Ebd. S. 193.
- 39 Ebd. S. 248.
- 40 Um die interkonfessionelle Stimmung in der Stadt zu erahnen, sei die Lektüre der lokalen Tages- bzw. Wochenpresse (»Konstanzer Zeitung«, »Freie Stimme«) empfohlen.
- 41 GRÖBER, Konrad: Heinrich Ignaz von Wessenberg (wie Anm. 2) 55. S. 367.
- 42 Ebd. S. 459.
- 43 Ebd. S. 417.
- 44 Ebd. S. 412.
- 45 Ebd. S. 413.
- 46 WOLF, Hubert: Papst und Teufel. Die Archive des Vatikan und das Dritte Reich. München 2008. S. 12. Wolf zitiert hier aus Gröbers 1940 publizierten »Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen«.
- 47 GRÖBER (wie Anm. 2) 56. S. 435.
- 48 WOLF (wie Anm. 46) S. 87. – Dazu grundlegend die Einleitung von Hubert Wolf und Klaus UNTERBURGER zur Edition des Abschlußberichts Eugenio Pacellis über Die Lage der Kirche in Deutschland 1929. Paderborn 2006. S. 60 ff. – Vgl. auch GATZ, Erwin: Die Katholische Kirche in Deutschland im 20. Jahrhundert. Freiburg 2009. S. 92 f.

- 49 Ausgeschlossen war das auch in jener Zeit nicht. Es ließen sich – zugegebenermaßen nicht allzu zahlreiche Beispiele aus dem Bereich der Belletristik im Dritten Reich anführen, wo in historischer bzw. fiktionaler Verfremdung die Übel der Gegenwart erörtert wurden.
- 50 HAGEN, August: Geschichte der Diözese Rottenburg. Stuttgart 1956, S. 101.
- 51 U. a. von Wolfgang Müller, Manfred Weitlauff, Franz Xaver Bischof, Karl-Heinz Braun etc. – Zurückhaltend, skeptisch, wenn auch nicht feindlich haben sich Ursmar Engelmänn und Remigius Bäumer geäußert.
- 52 BADER, Karl Siegfried: Kirchenrechtliche Vorstellungen des Konstanzer Bistumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: Festschrift für Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag. Innsbruck/München 1974. Bd. I, S. 361. – Daß Bader in diesem Aufsatz Gröbers Wessenberg-Erledigung belobigend als einen »ersten mutigen Schritt zur Umkehr« im Sinne einer Rehabilitation verstehen will, ist mir unbegreiflich. Vgl. S. 362.
- 53 Vgl. den signifikanten Titel eines Aufsatzes von MÜLLER, Wolfgang: Wessenberg in heutiger Sicht, in: ZSKG 58/1964, S. 293 ff.
- 54 Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums. Hrsg. v. Karl RAHNER und Herbert VORGRIMLER. 7. Aufl. Freiburg 1971.
- 55 MÜLLER, Wolfgang: Wessenberg und seine Bemühungen um die Bildung der Priester, in: Kirche und Theologie im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Georg SCHWAIGER. Göttingen 1975, S. 41–53. KELLER, Erwin: Das Priesterseminar Meersburg zur Zeit Wessenbergs (1801–1827), in: FDA 97/1977, S. 108–207; 98/1978. S. 353–447. WEITLAUFF, Manfred: Ignaz Heinrich von Wessenbergs Bemühungen um eine zeitgemäße Priesterbildung. Aufgezeigt an seiner Korrespondenz mit dem Luzerner Stadtpfarrer und bischöflichen Kommissar Thaddäus Müller, in: Papsttum und Kirchenreform. Historische Beiträge. Festschrift für Georg Schwaiger. St. Ottilien 1990. S. 585–651. – U. a.
- 56 MÜLLER, Wolfgang: Von Wessenbergs pastoralem Wollen, in: Oberrhinesisches Pastoralblatt 61/1960, S. 225–232. MÜLLER, Wolfgang: Die liturgischen Bestrebungen des Konstanzer Generalvikars Wessenberg, in: Liturgisches Jahrbuch 10/1960, S. 232–238. POPP, Friedrich: Studien zu liturgischen Reformbemühungen im Zeitalter der Aufklärung, in: FDA 87/1967, S. 5–495. KELLER, Erwin: Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: FDA 85/1965, S. 5–526. VOLLMAR, Paul: Die liturgischen Anschauungen des Ignaz Heinrich von Wessenberg. Zürich 1971.
- 57 BRAUN (wie Anm. 14) S. 213–236. BRAUN, Karl-Heinz: Die Causa Wessenberg, in: Kirche und Aufklärung – Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). Hrsg. v. K.-H. Braun. Freiburg 1989. S. 28–59. BISCHOF, Franz Xaver: Das Ende des Bistums Konstanz. Stuttgart/Berlin/Köln 1989. WEITLAUFF, Manfred: Der Staat greift nach der Kirche. Die Säkularisation von 1802/03 und ihre Folgen, in: Kirche im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Manfred Weitlauff. Regensburg 1998. BRAUN, Karl-Heinz: Die Lebensgeister der Kirche, Glaube und Liebe, bedürfen, um stets ungeschwächt und ungestört zu wirken, der beständigen Erneuerung. Zum Kirchenbild Ignaz Heinrich von Wessenbergs, in: Kontinuität und Innovation um 1803. Hrsg. v. Rolf Decot. Mainz 2005. S. 21–38.
- 58 WOLF, Hubert: Milieustabilisierende Apologie oder Schnittstelle zur Moderne? Sebastian Merkle und seine Konzeption von Kirchengeschichte im Spannungsfeld von Gegengesellschaft und Integration, in: RJKG 21/2002, S. 123–140. Vgl. dazu auch HOLZEM, Andreas: Weltversuchung und Heilsgeschichte. Kirchengeschichte im Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Altenberge 1995.
- 59 WOLF (wie Anm. 58) S. 124
- 60 Ebd. S. 139.
- 61 HUG, Wolfgang: Auf dem Weg zur Bistumsgründung – Die Zeit der Säkularisation, in: Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Hrsg. v. Heribert Smolinsky. Bd. I. Freiburg 2008. S. 49.





Lucrezia Hartmann

## DIE VILLA LEUCHTENBERG IN LINDAU

Zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner<sup>1</sup>

Im Landschaftsschutzgebiet zwischen Lindau und Bregenz steht an der alten Landstraße ein auffallendes, altertümliches Gebäude, dem eine erst kürzlich erfolgte Verjüngungskur deutlich anzusehen ist. Es handelt sich um die Villa Leuchtenberg, eine der bemerkenswertesten Villen am bayerischen Ufer des Bodensees. Sie verdient nicht nur als bauhistorisches und gartenhistorisches Dokument besonderes Interesse, sondern auch als historisches Zeugnis, in dem Familiengeschichte, Industriegeschichte und Kulturgeschichte ineinandergreifen. Sie ist der Brennpunkt eines Bezugsgeflechts, das weit über den engeren regionalen in einen überregionalen Rahmen reicht.

Seit dem Spätmittelalter befand sich hier, in der Flur »Ziegelhaus«, »eine große Weitin und darauff der Stadt allgemeine Viehweid, [...] in welchem Bezirk gleichfalls gemeiner Stadt Lindaw Ziegelhäuser und Hütten situirt«<sup>2</sup> (Abb. 1). Zu der lockeren Ansammlung von Gebäuden gehörten drei Ziegeleien, die aus dem hier vorhandenen Tonboden für Stadt und Land Ziegel herstellten. Eines der Häuser war ein Gasthaus,

ein anderes, dicht an der Bregenzer Straße gelegen, diente als Zollhaus.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich die Einwohner von Ziegelhaus und die dort tätigen Arbeiter gewiss nicht träumen lassen, dass in ihrer unmittelbaren Nähe einmal eine Prinzessin wohnen würde. 1853 erwarb Gräfin Theodolinde von Württemberg, Prinzessin von Leuchtenberg, das »Haug-



Abb. 1: Katasterplan 1837 nach der Uraufnahme von 1821



Abb. 2: Ansicht von der Straße nach der Sanierung

sche Gut«, das aus dem Zollhaus, mehreren Nebengebäuden und dazugehörigem Grundstück bestand. Das ehemalige Zollhaus ließ sie zu einer Sommervilla umbauen, alle Nebengebäude abreißen und auf dem schmalen Streifen zwischen Straße und See einen großzügigen Landschaftsgarten anlegen.

Der architektonische Kern des Gebäudes ist recht einfach: ein dreieinhalbgeschossiger Mitteltrakt mit vier Fensterachsen und Satteldach wird von niedrigeren, flachgedeckten Seitenflügeln flankiert. Diese bilden breite, von Balustraden eingefasste Terrassen, über denen sich auf der Gartenseite zinnenbekrönte Turmaufbauten erheben (Abb. 2).

Die schlichte Straßenfront ist geprägt von vier Fensterachsen im Mitteltrakt und je zwei in den Anbauten. Im Attikageschoss reihen sich vier runde Vierpassfenster aneinander. Eine kurze Treppe führt zu zwei Eingangstüren rechts und links der Mittelachse, die nicht weiter betont ist, jedoch vor einigen Jahren noch durch einen Wandbrunnen zwischen beiden Türen ausgezeichnet war. Das gotisierende Vierpassmuster der steinernen Terrassengeländer setzt sich als gemaltes Maßwerkband zwischen zweitem und drittem Geschoss fort. Ein weiteres Ornamentband mit Akanthusranken verbindet die Rundfenster miteinander. Parallel dazu verlaufen graue Sandsteinbänder als horizontale Gliederung der weiß verputzten Mauern, ebensolche markieren die Mauerkanten. Die schlichten Fenster- und Türrahmen sind aus demselben Sandstein.





Abb. 3: Ansicht von Nordwesten

Die heute nur noch schwer einsehbare Gartenfassade (Abb. 3) präsentiert sich aufwendiger. Hier fallen vor allem gotisierende Elemente auf: ein spitzgiebliges, den Dachfirst deutlich überragendes Zwerchhaus betont die Mittelachse ebenso wie der hohe gemalte Spitzbogen darunter, der eine Nische für eine baldachinbekrönte vollplastische Madonna aus Zinkguss vortäuscht. Breite Maßwerk- und schmale Lanzettfenster öffnen sich im Zwerchhaus, in den Seitenflügeln und in den Türmchen. Deren Zinnenkronen fallen hier stärker ins Auge als von der Straße aus, da sie mit der Gartenfassade eine Ebene bilden. Die beiden frühesten Ansichten der Villa zeigen rechts und links von der Madonna zwei weitere Wandfiguren. Deren Verbleib ist unbekannt, falls sie überhaupt existiert haben; die Madonna ist dagegen bis heute erhalten. Im Erdgeschoss der Seitenflügel öffnen sich orientalisches anmutende Flachbogenfenster, vor dem Mitteltrakt erstreckt sich ein Wintergarten (Abb. 4 und 5).

Die Häufung verschiedenster Stilformen – Zitate aus Gotik, Klassizismus, orientalischer Architektur und mittelalterlichem Festungsbau – an dem in seiner Struktur einfachen Bauwerk mag irritierend wirken. Doch der Stilpluralismus als Folge von Rückgriffen auf frühere Epochen ist typisch für die Zeit, in der die Villa ihre Gestalt erhalten hat, und darüber hinaus für das ganze 19. Jahrhundert. Historistische Architektur prägt das gesamte Ensemble der Lindauer Villen. Zudem hinterlassen auch spätere Umbauten die Spuren ihrer Zeit.

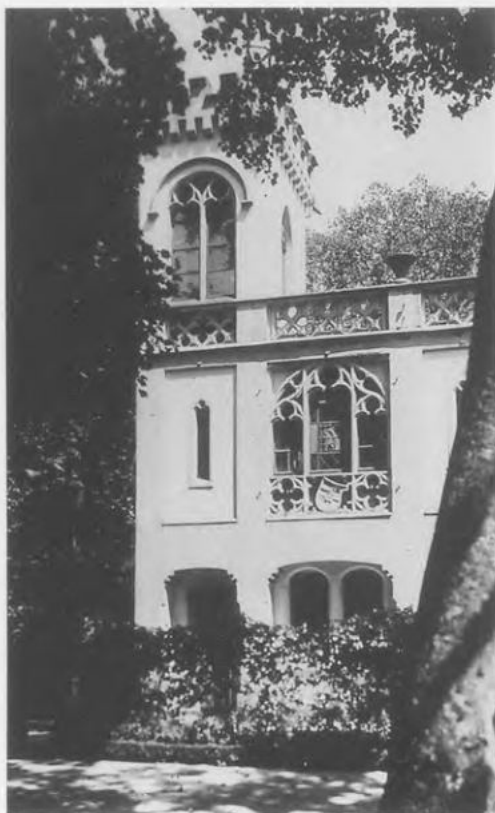


Abb. 4: Gartenfassade, linker Flügel.  
Altes Foto



Abb. 5: Madonna an der Gartenfassade.  
Altes Foto

Bevor wir der Frage nach dem oder den Architekten der Villa Leuchtenberg nachgehen, wenden wir uns der Bauherrin zu.

## PRINZESSIN THEODOLINDE UND IHRE FAMILIE

Theodolinde kam als fünftes Kind von Auguste Amalie Prinzessin von Bayern und Eugène de Beauharnais am 13. April 1814 in Mantua zur Welt. Ihr Vater war 1805 von Napoleon, dessen Stiefsohn er war, zum Vizekönig von Italien ernannt worden, wurde aber schon wenige Tage nach der Geburt von Theodolinde abgesetzt und floh nach München, wo die Familie im Mai 1814 ankam. Sein Schwiegervater, der bayerische König Max I. Joseph verlieh ihm die Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstätt. Ab 1816 ließ der neuernannte Herzog das eben erworbene Schloss Ismaning nahe München renovieren, ab 1817 in München selbst das Palais Leuchtenberg neu erbauen. Er engagierte für beide Bauten Leo von Klenze als Architekt und vermutlich Jean Baptiste Métivier für die Innengestaltung. Theodolinde wuchs in München und Ismaning auf,



hielt sich in den frühen dreißiger Jahren aber auch längere Zeit in Eichstätt und – zusammen mit der Mutter – in Italien auf. Dort versuchte sie ein bereits in jungen Jahren ausgebrochenes Leiden<sup>3</sup> zu kurieren; ihrer Gefährdung bewusst, schrieb sie schon als Zwanzigjährige, sie empfinde keine Angst vor dem Tod. Mit ihren Geschwistern war sie immer wieder Gast im Schlösschen Arenenberg nahe Konstanz, wo ihre Tante Hortense de Beauharnais, die geliebte Schwester ihres Vaters, im Exil lebte. Im Februar 1841 heiratete sie siebenundzwanzigjährig Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, und lebte seitdem in Stuttgart.

Graf Wilhelm (1810–69) war ein Vetter des Königs Wilhelm I. von Württemberg. Sein Interesse für Kunst, Geschichte und andere Wissenschaften bewog ihn, mit Gleichgesinnten den Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein zu gründen. Der damals berühmte Kunst- und Architekturhistoriker Sulpiz Boisserée<sup>4</sup> notierte am 10. 2. 1841 in seinem Tagebuch, dass bei einem morgendlichen Besuch zum Glückwunsch, bei dem er auch Prinzessin Theodolinde kennenlernte, die Gespräche sich hauptsächlich um die Burg Lichtenstein und die Liebhaberei des freundlichen lebenswürdigen Herrn zu altdeutschen Gemälden drehten.<sup>5</sup> 1826 hatte Wilhelm Hauff den Roman »Lichtenstein« veröffentlicht.<sup>6</sup> Davon inspiriert, wollte Graf Wilhelm den Ort der »romantische(n) Sage aus der württembergischen Geschichte« neu erstehen lassen und ließ auf den Grundmauern einer spätmittelalterlichen Burg am Nordrand der Schwäbischen Alb eine deutsche Ritterburg im edelsten Style des Mittelalters errichten, die Burg Lichtenstein.<sup>7</sup> Mit dem 1842 vollendeten Bau beauftragte er den aus Stuttgart gebürtigen Carl Alexander Heideloff (1789–1865), der seit 1820 als Architekt und Denkmalpfleger in Nürnberg wirkte, Sammelbände zum gotischen – von ihm altdeutsch genannten – Stil publizierte und in seinen Lehrbüchern dezidiert empfahl, *burgartige Gebäude im mittelalterlichen Stil zu bauen*. Von ihm wird später nochmals die Rede sein.

Schon in den ersten Jahren ihrer Ehe äußerte Theodolinde den Wunsch nach einem eigenen Haus und bat in einem Brief, ihr für den Kauf eines dreistöckigen Wohnhauses in der Stuttgarter Neckarstraße mit Stall, Remise und Gartenanlage 30000 fl Kaufschilling und 1100 fl Schlüsselgeld aus ihrem Vermögen zur Verfügung zu stellen.<sup>8</sup> Im Kaufvertrag zwischen ihr und dem Vorbesitzer, dem in Paris tätigen Gesandtschafts-Secretär Baron von Pfeil, wird sie wunschgemäß als alleinige Käuferin und Eigentümerin genannt. Ein Lageplan dieses Anwesens ist erhalten.<sup>9</sup>

Wegen ihrer schwachen Gesundheit war Theodolinde aber auch auf der Suche nach einem Ort, der zur Erholung und zugleich als Sommerfrische dienen konnte. Hatte sie sich früher vom milden Klima in Italien Heilung oder wenigstens Linderung erhofft, versprach sie sich nun dasselbe vom Bodensee. So schrieb sie 1851 an Auguste von Toscana, die Frau ihres Onkels Luitpold von Bayern: *Mein Doktor spricht von Bädern für die Leber, und Seebäder ... von milder Luft und Molken für die Brust wäre nur alles am Bodensee zu finden. Ich würde gerne mich einmieten. Sage mir sind die 2 schöne Villas mit gärten vor denen man fährt wenn man von Friedrichshafen nach Lindau kommt linker Hand zu miethen? Es wäre ein Luftplan.*<sup>10</sup>

Seither hat sie sich mehrmals in Lindau aufgehalten. Von 1853 an ist sie die glückliche Besitzerin des Landguts in Ziegelhaus.

## VOM ZOLLHAUS ZUR VILLA

Der Umbau geht langsamer voran, als Theodolinde recht ist. Am 2. April 1854 berichtet sie Auguste: *die Anderen möchte ich gerne von Juni an am Bodensee etablieren, aber ich fürchte dass das anbauen was noch nicht angefangen ist, ein Hindernis seyn wird, was mir sehr unangenehm wäre.*<sup>11</sup> Im Sommer desselben Jahres wohnt sie noch in *das allernächste Häuschen rechts der Brücke, (genannt Stoffelsches Haus)*, das zwei Jahrzehnte später dem nach Lindau emigrierten Großherzog Ferdinand IV. von Toscana solange als erste Wohnstätte dienen wird, bis daneben seine größere Villa, die heutige Villa Toscana, gebaut ist. Doch 1855 kann Theodolinde endlich ihr eigenes Anwesen beziehen und nennt es Villa Leuchtenberg.

Das alte, um die Seitenflügel erweiterte Zollhaus bildet nun den Mitteltrakt des Gebäudes, das dekorative, überwiegend gotisierende Gewand zeichnet es gegenüber den umliegenden Bauten und auch gegenüber allen anderen bereits vorhandenen Villen in Lindau aus.

Jeder bau- und kunstgeschichtlich Interessierte wird die Frage nach dem Urheber stellen. Da jedoch weder Bau- und Lagepläne noch Verträge, Rechnungen oder andere Dokumente aus der Bauzeit überliefert sind, ist nicht bekannt, von wem der Entwurf zur Villa Leuchtenberg stammt. Doch der Weg über Stilvergleiche bietet wenigstens eine Chance der Annäherung.

Der mit der Bauleitung beauftragte Lindauer Baumeister und Ingenieur Anton Harrer hat die Villa nach der Fertigstellung gezeichnet und 1855 als Farblithographie in dem von ihm herausgegebenen »Architektonischen Album« abgebildet.<sup>12</sup> Kurz zuvor hatte er in Lindau die Villa Lotzbeck umgestaltet und noch im selben Jahrzehnt die Villa Zum Spiegler neu errichtet, beide jedoch in einer Formensprache, die seine Urheberschaft für die Villa Leuchtenberg unwahrscheinlich macht.

Das gilt auch für den gelegentlich als möglichen Architekten genannten Eduard Rüber, den Erbauer des Landtors und des Bahnhofs samt Hafen auf der Insel Lindau. Zwar bediente er sich häufig neugotischer Formen, zum Beispiel beim ersten Staatsbahnhof in Nürnberg, den er in den vierziger Jahren in dem *Style des Mittelalters*<sup>13</sup> errichtet hatte. Das Gebäude mit steilem Dach, mittlerem Zinnengiebel, Zinnenkranz und Fialen hat jedoch außer dem gotisierenden Dekor ebensowenig Gemeinsamkeiten mit der Villa Leuchtenberg wie Rübers andere Bauten.

Es gibt jedoch deutliche Parallelen zu weiteren Bauten. Ihnen sind neben neugotischen Details wie Maßwerkwfenstern, Fialen, Krabben usw. auch ein durch Zwerchhaus oder Zwerchgiebel betonter Mitteltrakt sowie niedrigere und teils festungsartig



zinnengekrönte Seitenflügel gemeinsam. Mit all diesen Elementen hat zum Beispiel der aus Frankreich stammende Dekorationskünstler und Architekt Jean Baptiste Métyvier (1781–1857), Hofarchitekt von Theodolindes Bruder Herzog Maximilian von Leuchtenberg, im Auftrag des bayerischen Ministers Montgelas 1833–40 die Fassade des Schlosses Egglkofen in Niederbayern ausgestaltet. Im gleichen Zeitraum entwarf er auch für das Schloss Weyhern der Freiherren von Lotzbeck eine gotisierende Fassade mit zinnen- und fialenbekrönten Seitentürmen. Doch als Architekt der Villa Leuchtenberg kommt Métyvier nicht in Frage, denn in seinem eigenhändigen Werkverzeichnis erwähnt er außer *plans pour le C[on]te Quadt à Lindau en Octobre 1854* kein weiteres Bauwerk in Lindau.<sup>14</sup>

Noch auffallender sind die Parallelen zu dem aus dem Mittelalter stammenden Wasserschloss Gottlieben am Untersee, das Prinz Louis Napoleon – Theodolindes Vetter aus dem Hause Beauharnais und späterer Kaiser Napoleon III. – 1836 im neugotischen Sinn umgebaut, d. h. mit Zinnenkranz, Zwerchgiebel und Maßwerkfenstern versehen hatte (Abb. 6).<sup>15</sup> Leider ist auch hier der Architekt nicht bekannt, doch ist der Gedanke, Gottlieben und Leuchtenberg könnten einen gemeinsamen Urheber haben, nicht gänzlich von der Hand zu weisen.

Verlockend ist schließlich die Vorstellung, der Entwurf zur Villa Leuchtenberg sei auf dem gleichen Reißbrett entstanden wie die Fassadenentwürfe für die Veste Coburg (1816–1821) und für das Renaissanceschloss Reinhardsbrunn in Thüringen (Abb. 7). Dieses ließ Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg nach 1827 im neugotischen Stil umgestalten und bezog seit 1829 in die Planungen den angesehenen Carl Alexander Heideloff ein. Aufgrund der erhaltenen Korrespondenz steht fest, dass die Fassade des Hauptbaus auf dessen Vorschläge zurückgeht. Trotz der wesentlich größeren Ausmaße und des aufwendigeren Dekors in Reinhardsbrunn ist die Ähnlichkeit des Konzepts verblüffend: Alle von Heideloff gern angewendeten Stilmittel – von der Betonung der Mittelachsen durch flache Risalite bis zu Zwerchgiebeln und Zwillingsfenstern, von aufwendiger Or-



Abb. 6: Schloss Gottlieben



Abb. 7: Schloss Reinhardsbrunn

namentierung, durchlaufenden Friesen und Brüstungen, die sich als (häufig nur gemaltes) Blendmaßwerk zwischen den Geschossen fortsetzen, bis zu seitlichen Terrassen mit wehrhaften Charakter – sind hier wie auch an der Villa Leuchtenberg anzutreffen. Hier wie dort erscheint die Ornamentik als bestimmender Faktor der Architektur und »die Gotik an der Fassade nur als dekoratives Zitat«. <sup>16</sup> Wenn man bedenkt, dass Heideloff vor Jahren für Theodolindes Gemahl die Burg Lichtenstein entworfen hatte, ist es durchaus möglich, dass auch sie selbst ihn für ihre Umbaupläne zugezogen hat. Doch weder sein künstlerischer noch sein schriftlicher Nachlass enthalten Hinweise. <sup>17</sup>

Die Vorstellung, die Bauherrin habe aus der Kenntnis ähnlicher und vielleicht der erwähnten Bauten herrührende Vorlieben in die Planung der eigenen Villa einfließen lassen, muss erlaubt sein. Eine zuverlässige Antwort auf die Frage nach dem Architekten der Villa Leuchtenberg ist indes nicht möglich, solange nicht eindeutige, bisher unbekannte Dokumente auftauchen.

Spätere, durch Besitzerwechsel bedingte Umbauten haben das Äußere der Villa wenig, dafür aber das Innere umso deutlicher verändert. Deshalb ist es schwierig, innen den Originalzustand zu erkennen (Abb. 8). Wie üblich dienten die größeren Räume im Erdgeschoss repräsentativen Zwecken, die kleineren des ersten Obergeschosses überwiegend als Schlaf- und Gästezimmer. Im ersten Stock hat sich Theodolinde eine gewölbte Hauskapelle einbauen lassen, fast gleichzeitig wie Auguste von Toscana, die in ihrer Lindauer Villa Amsee ebenfalls eine Hauskapelle einrichtete. Die ursprüngliche Raumordnung wurde später zwar kaum verändert, doch nur in wenigen Zimmern stößt man noch auf den klassizistischen Dekor der ursprünglichen Ausstattung. Ob der »maurische Salon« und das »pompejanisch« ausgemalte Gartenzimmer, beide im Erdgeschoss, von Theodolinde oder erst später eingerichtet worden sind, ist ungewiss. Da bei beiden Räu-

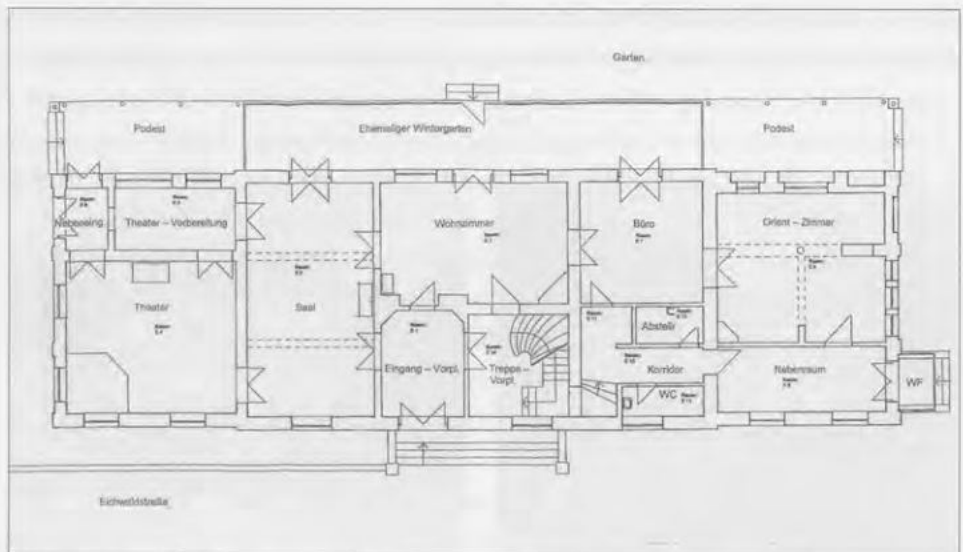


Abb. 8: Villa Leuchtenberg, Grundriss des Erdgeschosses (gegenüber dem Originalzustand leicht verändert)





Abb. 9: Villa Amsee, maurischer Pavillon

men mehrere Gründe für eine frühe Entstehungszeit sprechen, lohnt es sich, schon jetzt einen ersten Blick darauf zu werfen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde es in Mitteleuropa Mode, bei Bauten in Landschaftsgärten und in Innenräumen islamische Architekturformen zu verwenden. Davon zeugen z. B. heute noch die Moschee im Schwetzingen Schlosspark (1778–1795), das Badhaus in der Stuttgarter Wilhelma (1830er bis 40er Jahre) und das Dampfmaschinenhaus für Sanssouci in Potsdam (1841–43). Auch zur Lindauer Villa Amsee gehörte ein »maurischer« Pavillon, den Prinzessin Auguste 1850 zur Erinnerung an eine Orientreise ihres Gemahls Prinz Luitpold an der Ufermauer hatte errichten lassen (Abb. 9). Im Palais Urach, dem Stuttgarter Wohnsitz von Graf und Gräfin von Württemberg, gab es mehrere »arabische« Räume, die man zu gewissen Zeiten sogar besichtigen konnte.<sup>18</sup> Es ist also durchaus vorstellbar, dass Theodolinde der Vorliebe für die exotische Kulisse auch in ihrer Sommervilla huldigte. Dafür sprechen zudem die bereits erwähnten orientalisierenden Fenster im Erdgeschoss der Gartenseite. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass zumindest Teile der »maurischen« Ausstattung nachweislich einer späteren Zeit angehören.

Ähnlich ist es mit dem »pompejanischen« Dekor des kleinen Gartenzimmers (Abb. 10). Man ist versucht, ihn ebenfalls in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu datieren, denn die römische Wandmalerei mit ihrer Feldeinteilung, der zierlichen Scheinarchitektur und Ornamentik, den Kandelabern, Girlanden und Landschaftsminiaturen war seit dem Beginn der systematischen Erforschung von Pompei wenige Jahr-

zehnte zuvor bekannt geworden und ebenso in Mode gekommen wie der Orientalismus. Ludwig I. hatte die schon früh berühmt gewordene Villa der Dioscuriden um 1850 in Aschaffenburg als »Pompejanum« nachbauen und – ebenso wie seine 1846 begonnene Villa Ludwigshöhe in der Pfalz – detailgetreu ausstatten lassen. Auch im Münchner Palais Leuchtenberg und im Schloss Ismaning, wo Theodolinde bis zur Heirat gelebt hatte, gab es Raumdekorationen im Stil der römischen Wandmalerei. Auf diese griff man auch in den Lindauer Villen Lindenhof und Alwind zurück; dort sind noch heute originale Dekorationen zu sehen. Dennoch: So nahe es liegt, für das »pompejanische« Gartenzimmer der Villa Leuchtenberg eine frühe Entstehungszeit zu reklamieren, so wenig sind aber auch die Indizien, die für ein jüngeres Datum sprechen, zu leugnen.



Abb. 10: »pompejanische« Wandmalerei im Gartenzimmer um 2007

## THEODOLINDES GARTEN

Zwei zeitgenössische Ansichten geben – bei aller Idealisierung – sowohl die typische Situation als auch bezeichnende Details der damaligen Villa Leuchtenberg wieder.<sup>19</sup> Die schon erwähnte Lithographie von Anton Harrer zeigt die Villa von Nordwesten (Abb. 11). Die Struktur des Hauses mit dem hohen Mitteltrakt und den zinnenbewehrten Ecktürmen auf den Terrassenanbauten ist deutlich zu erkennen, ebenso Details wie Wandgliederung, Balustraden und Krabben entlang der Giebelkanten, dazu an der Gartenfassade zwei kleine Balkone, drei Wandfiguren im zweiten Obergeschoss und eine an das Erdgeschoss angelehnte Pergola. Rechts begrenzt eine Reihe kleiner Bäume und, parallel dazu, eine sparsam be-



Abb. 11: Ansicht von Anton Harrer, um 1855





Abb. 12: Ansicht von Julius Greth, nach 1855

rankte Pfeilerreihe den weiten Rasen. Gehölzkulissen, locker über die Wiese verteilte Bäume und ein in großem Bogen in den Vordergrund führender Weg weisen auf einen noch jungen, also erst kürzlich angelegten Landschaftsgarten. Spaziergängerinnen im Vordergrund, das buchtenreiche bewaldete Ufer und die Bergkette im Hintergrund deuten wichtige Aspekte der »villeggiatura« am Bodensee an.

Das andere, sicher etwas später entstandene Blatt,

eine ovale Lithographie von Julius Greth, zeigt die Ansicht von Südwesten (Abb. 12). Man blickt über das Wasser hinweg auf die Villa, deren Einbettung in die Landschaft hier noch augenfälliger als bei Harrer ist. Das dort angedeutete Rankgerüst aus Pfeilern und horizontalen Balken ist hier in voller Länge zu sehen, dahinter eine schon höher



Abb. 13: alter Baumbestand am Rand der »Viehweide«

gewachsene, aber immer noch niedrige Allee mit kugelig geschnittenen Baumkronen – die heutige Lindenallee. Eine hohe Ufermauer mündet am südlichen Ende in ein Rondell. Einer Pergola ähnlich, schließt das Rankgerüst den Garten gegen den See ab. In der Achse des Hauses aber gibt es durch eine weite Lücke den Blick auf den See ungehindert frei. Doch ist erstaunlicherweise auf keiner der beiden Lithographien ein Zugang zum Wasser zu erkennen.

Wie beide Blätter belegen, hatte Theodolinde, als sie die Gestaltung ihres Grundstücks in Angriff nahm, keinen formalen Garten im Sinn, sondern einen Landschaftsgarten. Dies war der im nördlichen Europa seit dem späteren 18. Jahrhundert bevorzugte Gartenstil. Dabei war die Bepflanzung mit Gehölzen verschiedenster Art wichtig, und Theodolinde konnte eine leise Ungeduld nicht verbergen, als sie drei Jahre nach dem Erwerb des Gutes an Auguste schrieb: *Meine Bäume wachsen aber langsam, während mein Stall unter Dach ist.*<sup>20</sup> Obwohl keine Pläne für die damalige Anlage bekannt sind, darf man sich zweifellos den Garten als eine »ideale«, d. h. kunstvoll gestaltete Landschaft vorstellen, wobei allerdings das extrem schmale und lange Grundstück dem Gestaltungswillen spürbar Grenzen setzte. Diese »Kunstlandschaft« hat sich bis heute weitgehend erhalten (Abb. 13). Einzelne Baumriesen stammen noch aus jener Zeit, überwucherte Hügel und Podeste lassen ahnen, dass es Aussichts- und Ruheplätze gab und an ausgesuchten Stellen wahrscheinlich auch Statuen. Obwohl solche Staffagen feste Bestandteile des romantischen Parks, wie überhaupt des Landschaftsgartens waren, lässt sich heute nicht mehr eindeutig feststellen, ob sie schon zu Theodolindes Garten gehörten oder erst einer vierzig Jahre später erfolgten Neugestaltung zu verdanken sind. Die frühen Ansichten belegen indes, dass der bewusste Bezug der Villa auf ihr Umfeld mittels Sichtachse zum See und architektonische Elemente wie Pergola, Rankgerüst, Lindenallee und Ufermauer auf Theodolinde zurückgeht. Das (fälschlich häufig als Pergola bezeichnete) Rankgerüst aus gemauerten und durch Holzbalken verbundenen Pfeilern auf der Ufermauer ist ein Motiv italienischer Renaissancegärten, das hierzulande selten anzutreffen ist, aber in Lindau auch bei der Villa Alwind aufgegriffen wurde, als dort ein neuer Besitzer 1908 den Uferbereich umgestalten und mit einer Seeterrasse versehen ließ.

Die Aufenthalte in ihrer Villa scheint Theodolinde sehr genossen zu haben. Am 28. Mai 1856 schreibt sie in einem ihrer vielen Briefe an Auguste: *dieser kurze Landaufenthalt vom 17–22 bekam mir sehr gut. ... Die Sonne ging jeden Abend ... hinter Alwinden unter, der Vollmond beleuchtete Nachts und noch am 21. um 4 Uhr morgens die schönen Schweizer Berge während andere höhere Spitzen von der aufgehenden Sonne anfangen zu glühen.*<sup>21</sup> Doch an ihrem Landsitz und am Wachstum der Bäume kann sich Theodolinde nicht mehr lange freuen, denn schon 1857 stirbt sie mit dreiundvierzig Jahren.

Ihre Erbin, die älteste Tochter Auguste Amalie, veranlasste einige Modernisierungen, die jedoch den Charakter des Gebäudes nicht wesentlich veränderten. 1886 verkaufte sie das inzwischen um mehrere Ökonomiegebäude erweiterte Anwesen an den Schweizer Textilindustriellen Wilhelm Schindler, der es seinem Sohn Cosmos schenkte.



Da die Familie Schindler über einen langen Zeitraum einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung der schweizerischen und Vorarlberger Textilindustrie hatte, empfiehlt sich ein Exkurs in die Geschichte dieser Familie.

## JENNY & SCHINDLER

Die Familie Schindler stammte aus Glarus und lebte seit dem 18. Jahrhundert vom Textilhandwerk.<sup>22</sup> Wilhelm Schindlers Großvater, Samuel Schindler (1762–1830), hatte sich vom tüchtigen Weber zum Inhaber einer eigenen großen Firma emporgearbeitet. Er baute internationale Handelsbeziehungen auf und exportierte unter anderem nach Lissabon. Der Initiative seines Schwiegersohns Melchior Jenny (1775–1863) folgend, gründete er 1825 zusammen mit ihm und seinen Söhnen Friedrich (1788–1874) und Dietrich (1795–1882) in Vorarlberg die Firma Jenny & Schindler. Der ersten Fabrik in Hard bei Bregenz, einer Baumwollfärberei und -druckerei, wurde 1835 eine weitere in Mittelweiherburg angegliedert, auch eine große Spinnerei in der Nähe wurde erworben. Nachdem für die Gründung einer weiteren Spinnerei in Kennelbach eine Aktiengesellschaft gegründet worden war, begann dort 1838 der Betrieb mit den damals modernsten Maschinen. 1839 war die Spinnerei Kennelbach mit über 20 000 Spindeln und 62 mechanischen Webstühlen die größte Spinnerei Vorarlbergs. Schon damals war sie in Johann Jakob Stafflers Geschichte von Vorarlberg einer Erwähnung wert. Er

schrrieb: »Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das große Fabriksetablisement der Jenny & Schindler, bestehend aus einer Garn- und Tücherschönfärberei nebst Druckerei und Bleicherei. Es liefert herrliche Arbeiten und beschäftigt über 1000 Personen.«<sup>23</sup> Bald kamen noch Handelshäuser in Linz, Wien und Mailand, das bis 1866 zu Österreich gehörte, dazu. 1854 übernahm die Gründerfamilie die Spinnerei Kennelbach ganz und gründete einige Jahre später einen Familienkonzern, der aber 1867 infolge der damals schwierigen Wirtschaftsverhältnisse unter die verschiedenen Familienmitglieder aufgeteilt wurde.

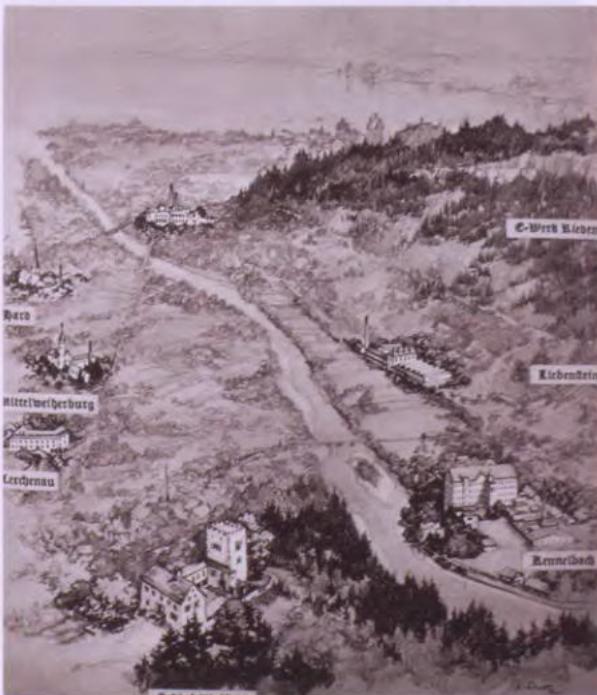


Abb. 14: Jenny & Schindler Betriebe aus der Vogelschau

Schon Friedrich Schindler hatte den Baumwoll- um den Seidenhandel erweitert. Nach dem deutsch-französischen Krieg nahm die Spinnerei Kennelbach, seit 1872 von Friedrichs Sohn Wilhelm (1826–1903) und dessen Schwager Cosmus Jenny (1838–1905) geleitet, wieder einen gewaltigen Aufschwung. Wilhelm zog sich jedoch nach einigen Jahren zurück. Dafür traten 1882 sein Sohn Cosmus (1860–1950), später auch dessen Bruder Friedrich Wilhelm (1856–1920) in die Leitung ein. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs gehörten die Fabriken der Firma Jenny & Schindler mit ihren Niederlassungen in Vorarlberg und Tirol zu den größten Spinnereien und Webereien der habsburgischen Monarchie (Abb. 14).

Noch heute zeugen in Hard die Mittelweiherburg mit dem Textildruckmuseum, die Villa Jenny und ehemalige Arbeiterwohnhäuser, in Kennelbach neben Fabrikgebäuden und Arbeiterwohnungen die imposante Villa Grünau<sup>24</sup> von jener wichtigen Phase der Industriekultur.<sup>25</sup>

## WANDEL UND WACHSTUM

Der geschäftliche Erfolg ermöglicht es dem erst 26jährigen Cosmus Schindler, die Villa Leuchtenberg luxuriös auszubauen. Er will die in günstiger Nähe zu den Vorarlberger Betrieben gelegene bisherige Sommervilla als dauerhaften Wohnsitz nutzen und passt sie deshalb den veränderten Bedürfnissen an, d. h. er gestaltet sie gründlich um. Leider sind außer vier Zeichnungen – ein Entwurf für ein Gartenportal sowie drei aquarellierte Entwürfe für ein »maurisches« Zimmer – und einem 1894 angefertigten Gartenplan keine Baupläne oder andere Dokumente erhalten. So bleibt die Baugeschichte dieser Zeit ebenso im Dunkeln wie die der fünfziger Jahre.

Um das Haus ganzjährig bewohnen zu können, wird eine Zentralheizung eingebaut. Die Eingangssituation und das Treppen-



Abb. 15: Badezimmer, Foto um 1980



haus werden verändert, Türen vergrößert und mit Supraporten im Rokokostil versehen, Wände und Decken im Stil der Gründerzeit, teilweise mit Stuckimitationen aus Pappmaché und Schablonenmalerei dekoriert. Man scheut nicht davor zurück, Theodolindes Hauskapelle in ein Badezimmer zu verwandeln (Abb. 15). Nicht immer gelingt es, das Neue glücklich in das Vorhandene zu integrieren (Abb. 16). Im Erdgeschoss richtet Schindlers Frau Melanie einen »Theaterraum« mit einer Marionettenbühne ein und führt mit selbstgefertigten Puppen Stücke auf, die nicht nur bei ihren eigenen Kindern, sondern auch noch viele Jahre später beim jugendlichen Publikum aus der



Abb. 16: Rokokokartusche, altes Foto



Abb. 17: Gartenzimmer, altes Foto

Nachbarschaft große Begeisterung hervorrufen.<sup>26</sup> Zu den ebenfalls im Erdgeschoss befindlichen standesgemäßen Gemächern gehören außerdem ein »maurischer« Salon und ein Gartenzimmer mit »pompejanischer« Wand- und Deckenmalerei (Abb. 17).

Die Frage, ob diese beiden Räume erst jetzt neu gestaltet worden sind oder auf Theodolinde zurückgehen, wurde weiter oben schon aufgeworfen, muss aber nochmals erörtert werden.

Zuerst zum Gartenzimmer: Hier fällt zweierlei auf. Einerseits wird die Scheinarchitektur des römischen Wanddekors von den nach 1886 eingesetzten Türrahmen unterbrochen, könnte aber – die gemalten zierlichen Säulchen, die jeweils das mittlere Feld über den Türen rahmen, legen das nahe – mit den früheren, kleineren Türen korrespondiert haben (Abb. 10). In diesem Fall wäre die Malerei 1886 bereits vorhanden gewesen. Doch nicht nur der Bezug der Malerei zum Türrahmen, sondern auch zu den Fenstern lässt zu wünschen übrig – dabei gehörten letztere ja schon zu Theodolindes Gebäude (Abb. 18).



Abb. 18: »pompejanische« Wandmalerei, Aufnahme während der Restaurierung

Andererseits setzt sich der Dekor auf den Metallplatten, mit denen die von Cosmus Schindler eingebauten Heizkörper verkleidet sind, fügenlos fort, ist dort also eindeutig erst in der Umbauphase gemalt worden. Diese Ungereimtheiten lassen sich am ehesten damit erklären, dass es sich wie bei anderen Räumen des Hauses auch im Gartenzimmer um eine Renovierung bereits vorhandener Wand- und Deckendekoration handelt, die jedoch teilweise geopfert wurde.

Beim »maurischen« Salon bewegen wir uns auf etwas sichererem Boden. Im Familienbesitz haben sich drei aquarellierte Entwürfe aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts erhalten, die weitgehend und bis in Details realisiert wurden, wie man beim Vergleich mit Fotografien des Raumes aus dem frühen 20. Jahrhundert feststellen kann (Abb. 19 und 20). Sie lassen keinen Zweifel daran, dass die bis in die jüngste Zeit erhaltene Ausstattung auf Cosmus Schindler zurückging, selbst wenn dieser hier bereits eine orientalisierende Ausstattung vorgefunden hat. Immer noch war der Orientalismus eine Modeerscheinung. Man hatte zum Beispiel im nahegelegenen Ort Heiden im schweizerischen Appenzell 1874 eine Kurhalle im maurischen Stil gebaut, desgleichen in Wildbad im Schwarzwald – ebenfalls in den siebziger Jahren – einen Pavillon und das Palais Thermal. Im Konstanzer Hotel Halm wurde 1887–1889 ein maurischer Saal, im nahegelegenen Schloss Castell bei Tägerwilen 1889–1894 ein orientalisches Turmzimmer eingerichtet. Schindler befand sich also in »guter Gesellschaft«.

Nach 1894 wird Theodolindes Pergola auf der Gartenseite abgerissen und durch einen Wintergarten, der die ganze Länge des Mitteltrakts einnimmt, ersetzt. Seine fein-





Abb. 19: maurischer Salon, Entwurf um 1897



Abb. 20: maurischer Salon, Foto 1983

gliedrige Eisenkonstruktion mit Pultdach umfängt farblich verzierte Glasscheiben (Abb. 21 und 22).

Auch auf der anderen Straßenseite, im Bereich der Ökonomie, wird gebaut und umgestaltet. In den neunziger Jahren wird hier als erstes ein neues Gewächshaus errichtet, danach eine Waschküche, nach der Jahrhundertwende weitere Nebengebäude wie Garage und Stallgebäude (Abb. 23).

Auch der von Theodolinde angelegte Garten wird umgestaltet. Bäume und Gehölzkulissen haben ihm inzwischen einen parkartigen Charakter verliehen, der die ungünstige schmale Grundstücksfläche vergessen lässt; die Lindenallee ist herangewachsen und mildert die geometrische Linearität von Ufermauer und Rankgerüst. Doch neben dem »natürlichen« soll nun das formale Element größeres Gewicht erhalten. Das bestätigt ein sorgfältig gezeichneter und kolorierter Situationsplan<sup>27</sup> (Abb. 24), der vorsieht, dass sich zwischen Villa und Ufer ein geometrisch gestaltetes Parterre in den Landschaftsgarten schiebt: eine rechteckige, von Weg und Hecke gerahmte Fläche mit kreisrundem Beet in der Mitte, um das ein von der



Abb. 21: Wintergarten, altes Foto



Abb. 22: Wintergarten 1983



Villa ausgehender Weg herumführt. Die beinahe quadratische Fläche soll mit Rasen und Blumen bepflanzt werden. Durch den betont axialen Bezug zu diesem Gartenraum und zum Ufer wird die Villa noch deutlicher als bisher in die Landschaft eingebunden. Zu beiden Seiten sollen jedoch die übrigen Flächen wie vorher von Baumgruppen dicht



Abb. 23: Ökonomiebauten um 1980

bestanden und von zahlreichen Wegen durchzogen sein. Halbrunde Ausbuchtungen der Wege bezeichnen Ruhe- und Aussichtsplätze. An der Nordseite der Villa ist eine kreisrunde Brunnenschale eingetragenen, daneben vor der Hauswand eine »Laterne«. Am Ufer sind Lindenallee und Pfeilerreihe zu erkennen, ebenso das in der Lithographie von J. Greth abgebildete Rondell, das nun mit einem zweiten kleineren Ron-

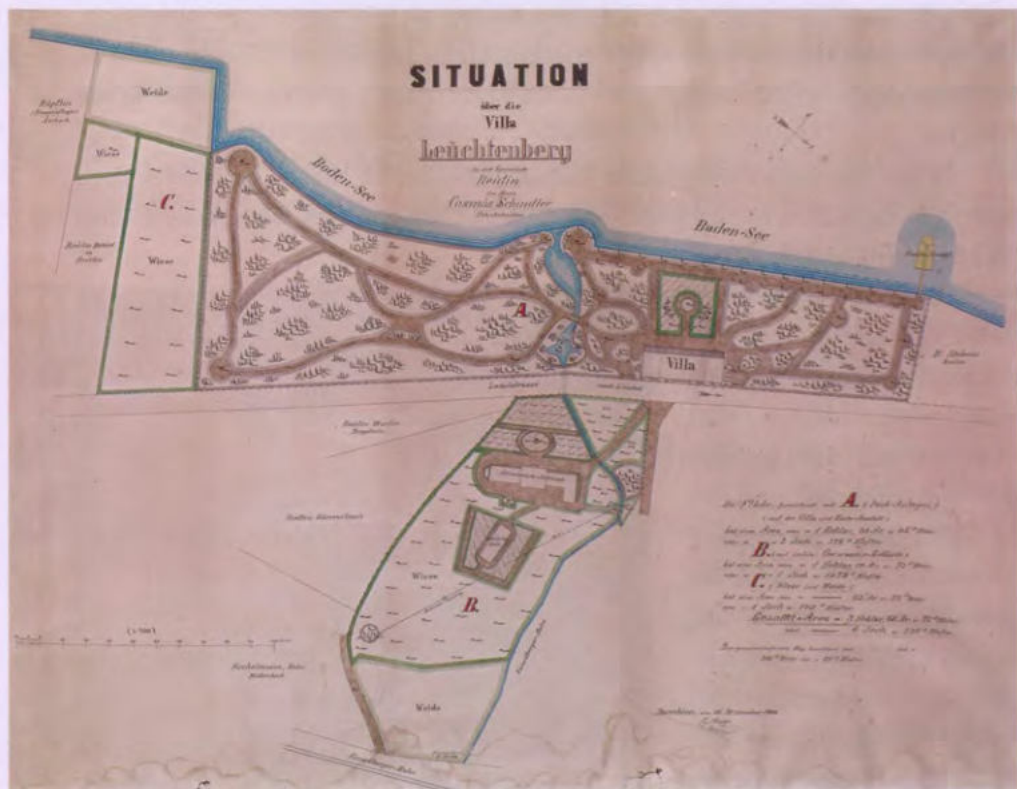


Abb. 24: Gartenplan, 1894

dell die Einfahrt zu einem kleinen Hafen bildet. Hier mündet der Bach, der schon früher den Garten durchfloss, jetzt aber zwischen Straße und blattförmigem Hafenbecken zu einem länglichen Teich mit Insel angestaut werden soll. Da die Insel auf dem Plan als »Grotte« bezeichnet ist, muss man sie sich aus Stein- und Felsbrocken aufgeschichtet vorstellen. Von der nördlichen Grundstücksgrenze aus schiebt sich ein über einen Steg zugängliches stattliches Boots- und Badehaus in den See. Die Ufermauer ist weit nach Süden verlängert. Dort grenzt eine Wiese gradlinig an den Park. Im Osten sind jenseits der Landstraße ein großes Ökonomiegebäude mit Vorgarten sowie ein Gewächshaus eingezeichnet.

Der mit »Dornbirn, den 11. Dezember 1894 / Frz. Mayer Geometer« datierte und gezeichnete Plan ist eine Kostbarkeit, denn im Gegensatz zu Bauplänen sind Gartenpläne häufig vernichtet worden und deshalb heutzutage eher selten. Der Zeichner knüpft einerseits an Theodolindes Gartenkonzept an, verändert es aber auch im Stil der Zeit, indem er das von dem berühmten englischen Gartenkünstler Humphrey Repton schon im 18. Jahrhundert propagierte, doch in Deutschland erst im 19. Jahrhundert weit verbreitete Zonierungsprinzip, d. h. die Einteilung in unterschiedlich gestaltete Gartenzonen anwendet: *Pleasure ground* mit Zierbeeten in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses, Parklandschaft in der weiter entfernten Umgebung. Dieser Plan wurde, wie man noch heute bzw. heute wieder erkennen kann, weitgehend realisiert. Er enthält noch nicht den Wintergarten, den die Hafeneinfahrt überbrückenden gewölbten Steg, das zweite, nach Süden orientierte Hafenbecken, die als Leuchtturm dienende Statue an der Spitze der Mole und den Pavillon südlich davon. Bald sollten auch sie die Anlage ergänzen.

In den folgenden Jahren kaufte Cosmus Schindler im Norden und Süden noch Land dazu und ließ es ebenfalls im landschaftlichen Stil gestalten. Am schmalen Ende des nördlichen Teils, der früher zu der landeinwärts gelegenen Villa Friedheim<sup>28</sup> gehört hatte und schon mit einer Ufermauer versehen war, legte er nicht weit von der »Badeanstalt« (Abb. 25) einen zweiten Hafen an.<sup>29</sup> Im Süden wurde am Rand der sogenannten Viehweide ein Tennisplatz angelegt, auf dem flachen Uferstreifen ein schilfgedecktes »Fischerhäuschen« errichtet und die Grenze zum Nachbargrundstück mit einer Reihe Rotbuchen markiert.



Abb. 25: ehemaliges Boots- und Badehaus, abgerissen





Abb. 26: Lindenallee mit Rankgerüst, altes Foto

Wenn man vom Wachstum der Gehölze absieht, veränderte sich von da an bis zu seinem Tod im Jahr 1950 und bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts die gesamte Anlage nur noch unwesentlich. Die wenigen erhaltenen Fotoaufnahmen aus den frühen Jahren erlauben eine fragmentarische Vorstellung – zum Beispiel von der lauschigen Lindenallee mit den von Rosen berankten Stützfeilern (Abb. 26).

Im ganzen Parkgelände wechselten Lichtungen mit Hainen, in denen neben einheimischen Arten wie Eiche, Esche, Ulme und Linde auch die seit dem 19. Jahrhundert

so beliebten importierten Thujaen und Kastanien, Buchsbaum und Rhododendron wuchsen (Abb. 27). Der Tradition folgend, zogen immer wieder Staffagebauten und Statuen den Blick auf sich: am nördlichen Ufer eine heute halb im Gehölz versteckte steile Erhebung mit Mauerresten, die möglicherweise als Aussichtshügel aufgeschüttet worden war, vielleicht aber auch das Überbleibsel einer künstlichen Ruine ist; am nördlichen Ende



Abb. 27: Baumpartie an der Viehweide

der Lindenallee eine Venusstatue als Blickfang (Abb. 28), an anderen Stellen ein Diskuswerfer, ein ballspielender Putto, eine Brunnenfigur in Gestalt eines kauernenden Mädchens, schließlich auf dem Inselchen im Teich ein wasserspeiender Reiher.

Wie schon erwähnt, lässt sich nicht nachweisen, auf welchen Bestand Cosmus Schindler zurückgreifen konnte. Der Gartenplan lässt aber keinen Zweifel daran, dass sowohl die Hafenstatue als auch der elegante Eisenpavillon (Abb. 29), der außerhalb des heutigen Villengrundstücks den Blick auf sich zieht, erst nach 1894 errichtet worden sind. Die Hafenstatue verdient besondere Aufmerksamkeit.



Abb. 28: Venusstatue 1983



Abb. 29: Pavillon, im Ruderboot die Familie Schindler

## EINE STATUE ALS LEUCHTTURM

Am Hafen steht anstelle eines Leuchtturms eine halbnackte Frauengestalt auf hohem Podest, die mit hochgehaltener Bogenlampe einst die Einfahrt erhellte<sup>30</sup> (Abb. 30). Die Figur aus Stein erinnert an eine antike Göttin. Cosmus Schindler (oder der unbekannte Bildhauer) muss Darstellungen gekannt haben, die als Vorbild dienen konnten.

Die Griechen stellten sich vor, Eos, die Göttin der Morgenröte, bringe das Tageslicht. In der römischen Wandmalerei gehörte zu den Darstellungen der Tageszeiten eine Frauengestalt in wehendem Gewand, die mit einer Fackel in der erhobenen Hand das Licht und den Morgen verkörperte. Wie so viele andere Motive wurde auch dieses bis in das 19. Jahrhundert gern kopiert. Zum Beispiel hat der römische Künstler Michelangelo Maestri (um 1779–1812) die Frau mit der lodernnden Fackel sowohl gemalt als auch in Kupfer gestochen. Keiner aber hat sich so intensiv mit der symbolischen Darstellung der vier Tageszeiten beschäftigt wie der Romantiker Philipp Otto Runge (1777–1810). Neben einer kompletten Folge von Zeichnungen und Kupferstichen konnte er von vier geplanten großen Gemälden nur den »Morgen« vollenden.<sup>31</sup> Die Hauptfigur dieses Bildes ist die schwebende »Aurora«<sup>32</sup>, die allerdings nicht eine Fackel, sondern eine Lilie hochhält.

Als man viele Jahre später, nach der Erfindung der Glühlampe, daran ging, für das Phänomen Elektrizität ein Bild zu suchen, lag es nahe, sich der Symbolgestalt des Lichts zu bedienen. So zeigt das 1889 gedruckte Gedenkblatt der Nürnberger Schuckert-Werke eine behelmte Göttin als stolze Trägerin eines Elektromasts. Ihre Attribute lassen zwar



Abb. 30: Hafenstatue, altes Foto



an die griechische Göttin Athena denken, doch sie hält eine weithin leuchtende Lampe hoch (Abb. 31). Auch die aus der 1883 von Emil Rathenau gegründeten Deutschen Edison-Gesellschaft hervorgegangene Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) in Berlin benutzte eine ähnliche Figur als Werbemotiv. Die Malerei hat sich ebenfalls des Themas angenommen: Auf einem um 1880 entstandenen Gemälde des Münchner Malers Ludwig Kandler personifiziert eine stürmisch durch die Luft eilende leichtverhüllte Frauenfigur, in der erhobenen Rechten eine Leuchte tragend, das elektrische Licht. Schließlich gehört auch die 1886 aufgestellte New Yorker Freiheitsstatue, die von weitem die ankommenden Schiffe begrüßt, in diese junge Bildtradition: Die letzte Zeile des in ihren Sockel eingravierten Gedichts, *I lift my lamp beside the golden door*, nimmt auf ihre emporgehaltene Fackel Bezug. Die Statue am Hafen der Villa Leuchtenberg knüpfte mit ihrer triumphalen Geste offensichtlich an die neue Ikonographie an.



Abb. 31: Gedenkblatt der Schuckert-Werke, 1889

## STROM AUS VORARLBERG

Die Villa Leuchtenberg wurde – angeblich als erstes Gebäude in Lindau – am 1. Januar 1904 über eine Fernleitung an das Bregenzer Stromnetz angeschlossen. Der elektrische Strom sorgte nicht nur für Beleuchtung, sondern betrieb auch die Technik des Puppentheaters. An den Ecken der Villa standen Bogenlampen auf Kandelabern, eine weitere auf dem Rondell an der Hafeneinfahrt. Sie wurden nur bei besonderen Anlässen angezündet. Zu ihnen und zu der Statue am Hafen führte eine durch den Garten gelegte Stromleitung. Bis vor kurzem legte eine Schalttafel auf dem Dachboden der Villa Zeugnis von der damals aufsehenerregenden technischen Ausstattung ab.



Cosmus Schindler hatte sie seinem Bruder Friedrich Wilhelm zu danken. Dieser war 1888 in die Geschäftsleitung der Firma Jenny & Schindler eingestiegen, verließ sie aber 1909 wieder.

Sein eigentliches Interesse und seine Hauptleistungen lagen auf einem anderen Gebiet: schon seit den achtziger Jahren trieb er, zunächst im Hinblick auf die Vorarlberger Textilfabriken, die Entwicklung der Elektrizität voran. 1881 hatte er wie Emil Rathenau die erste Weltausstellung der Elektrizität in Paris besucht und war von den neuen technischen Möglichkeiten tief beeindruckt. Nach seiner Rückkehr installierte er in den Kennelbacher Fabriken eine Turbine und einen Edison'schen Dynamo zur Erzeugung elektrischen Lichts. Es soll der erste Ort in Österreich gewesen sein, der über elektrische Beleuchtung verfügte. Der Onkel Cosmus Jenny und der Bruder Cosmus unterstützten seine Pläne zur »Erbauung großer Kraftwerke, um nicht nur die eigenen Betriebe, sondern auch das Land mit Licht und Kraftstrom zu versorgen«. <sup>33</sup> So wurde, um mehr Strom zu erzeugen, 1889 ein Kraftwerk errichtet, dessen überschüssiger Strom elektrische Straßenbeleuchtung in Kennelbach und Bregenz ermöglichte. Als Folge des enormen Wachstums kam es 1907 zur Gründung der Elektrizitätswerke Jenny & Schindler, die 1916 in die Vorarlberger Kraftwerke Gesellschaft m.b.H., die spätere VKW, umgewandelt wurden.

Friedrich Wilhelm Schindler fand heraus, dass Elektrizität auch zum Heizen verwendet werden kann, und entwickelte den Schamotteheizkörper. Er erfand die elektrisch ausgestattete Küche, für die er 1893 auf der Columbus-Weltausstellung in Chicago Goldmedaille und Ehrendiplom erhielt, und gründete in Wädenswil am Zürichsee die Firma »Elektra« für Haushaltsgeräte, bald darauf die »Elektra-Bregenz«. Seine Villa Grünau in Kennelbach hieß im Volksmund »das elektrische Haus«, weil dort mit Strom geheizt, gekocht und gebacken, gebügelt und gestaubsaugt wurde. Auch die Villa Leuchtenberg verdankte dem genialen Erfinder und Pionier der Stromerzeugung ihre technische Vorreiterrolle für Lindau. So gehörte sie selbstverständlich auch zu den ersten Häusern in Lindau, die einen Telefonanschluss besaßen, wie einem 1907 im Lindauer Tagblatt veröffentlichten Verzeichnis zu entnehmen ist. <sup>34</sup>

## ALS AUSLÄNDER IN LINDAU

Cosmus Schindler war in der Gemeinde Lindau-Reutin, zu der Leuchtenberg gehörte, wegen seines sozialen und kulturellen Engagements sehr beliebt: Noch fünfzig Jahre nach seinem Tod würdigte ihn am 6. Juli 2000 ein Artikel in der Lindauer Zeitung. Darin heißt es, er habe armen und kranken Menschen geholfen und sich dafür eingesetzt, dass bedürftige Lindauer Kinder sich in der Schweiz erholen konnten; er habe auch das Rote Kreuz und die Feuerwehr, Musikvereine und das traditionsreiche Lindauer Kinderfest unterstützt.

Ein Brief des Lindauer Bürgermeisters vom 20. März 1916 an das Bezirksamt wirft ein Licht auf die Bürokratie der damaligen Zeit, die Cosmus Schindler die Freude an seinem Wohnort Lindau offensichtlich getrübt hat. Er enthält folgenden Antrag Schindlers:

*Nach den bestehenden Bestimmungen habe ich mich als schweizerischer Staatsangehöriger vor jedesmaliger Paßierung der Grenze bei der Ortspolizeibehörde persönlich an- bzw. abzumelden, was für mich sehr zeitraubend und unangenehm ist, nachdem ich als Teilhaber des Elektrizitätswerkes in Bregenz-Rieden, wie in Lindenberg, tagtäglich dort zu tun habe, die Grenze regelmäßig um 7 bzw. 8 Uhr früh und abends 7 Uhr passiere, während das Meldebüro erst um 8 Uhr früh geöffnet u. abends um 6 Uhr geschlossen wird.*

*Ich stelle nun das Ersuchen, gütigst dahin wirken zu wollen, dass bezüglich meiner Person unter Anwendung der Ziff. 4 der Verfügung des K. Generalkommandos in München vom 23. November 1915 No 120458 betreffend: Meldepflicht der Ausländer, von der täglichen An- und Abmeldung auf längere Zeitdauer gütigst Umgang genommen werden wolle.*

Der Bürgermeister zeigte erfreulicherweise Verständnis und befürwortete den Antrag. Er begründete dies damit, dass Genannter schon lange in Lindau wohne, Steuern bezahle und wiederholt größere Beträge für das rote Kreuz gespendet habe, und beschließt den Brief folgendermaßen: *Gegen den Leumund des Schindler ist während seines langjährigen hiesigen Aufenthaltes nichts Nachteiliges bekannt geworden, wie auch an der Deutschfreundlichen Gesinnung des Genannten keine Zweifel bestehen dürften.*<sup>35</sup> Für den Ausgang des Verfahrens finden sich leider keine Belege, doch es ist zu hoffen, dass der gesunde Menschenverstand über die Bürokratie gesiegt hat.

## VON 1952 BIS HEUTE

Der Erste Weltkrieg beendete die rasante Entwicklung der Firma Jenny & Schindler. Ende 1927 kündigte Cosmus Schindler den Gesellschaftsvertrag, die Firma wurde aufgeteilt. Cosmus behielt die Fabriken in Telfs und Imst im Tirol, die später an seine beiden Kinder übergingen. Vorerst scheint das behagliche Leben in der Villa Leuchtenberg weitergegangen zu sein. Dieses Bild vermitteln jedenfalls zahlreiche Fotografien der üppig eingerichteten Räume (Abb. 17, 20 und 21). Auch der Garten wurde sorgsam gepflegt, die Lindenallee in Form gehalten. An den Pfosten des Rankgerüsts auf der Ufermauer wuchsen Rosen in die Höhe, das Teppichbeet wurde jährlich neu bepflanzt (Abb. 32), ebenso das Blumenbeet vor dem weißen Pavillon. Am südlichen Ufer erstand jedes Frühjahr über einer Eisenkonstruktion ein Schiff aus Blumen (Abb. 32).

Im Lauf der Jahre, vor allem seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, musste jedoch an Aufwand und Personal gespart werden. Die sichtbarste Folge war, dass nur noch das Parterre und die Wege in der Nähe des Hauses konsequent in Ordnung gehalten wurden und der Blumenschmuck der Beete bescheidener ausfiel. Die Lindenallee wurde

nicht mehr regelmäßig beschnitten und wuchs enorm in die Höhe. Mitte der 50er Jahre schüttete man den Weiher südlich des Hafenbeckens zu, weil die Schnaken zur Plage geworden waren.

Cosmus Schindler starb 1950, seine Frau Melanie 1952. Ihre Nachkommen nutzten die Villa bis in die achtziger Jahre noch regelmäßig als Feriendomizil, von da an jedoch immer seltener.

Nachdem 1983 das Bayerische Landschaftsschutzgesetz, demzufolge das Bodenseeufer allen zugänglich sein sollte, in Kraft getreten war, wurde dem Garten entlang ein öffentlicher Uferweg angelegt. Da es nicht gelang, das nun leicht zugängliche Grundstück vor Missbrauch zu schützen, wurde dieser wieder gesperrt. Eine lange Periode der Unsicherheit begann, während der die Villa zunehmend verwahrloste, von Jugendlichen als Abenteuerspielplatz benutzt, von Einbrechern heimgesucht und schließlich mutwillig verwüstet, in Brand gesetzt und ausgeraubt wurde. Der Wintergarten wurde bei Nacht und Nebel abgebaut und abtransportiert, Teile der Innenausstattung und des Mobiliars gestohlen, die Hafenstatue beschädigt. Erst nachdem grundsätzliche Bedingungen geklärt waren, konnte eine Totalrenovierung ins Auge gefasst werden. So endete 2005 der traurige Verfallsprozess mit dem Verkauf des Kerngeländes samt Villa an eine Immobilienfirma, die zwischen 2006 und 2008 eine grundlegende Sanierung durchführte und das Gebäude in einzelne Wohnungen aufteilte, wobei allerdings etliche störende und denkmalpflegerisch fragwürdige Eingriffe unübersehbar sind.



Abb. 32: Villa Leuchtenberg um 1920

Der verwilderte Garten wurde restauriert, wobei dank des Gartenplans von 1894 die alte Wegführung weitgehend wiederhergestellt werden konnte. Um die freien Rasenflächen wurden Bäume gepflanzt und Gehölzkulissen angelegt. Dabei wurden schon früher hier vorhandene Arten ausgewählt: Sommerlinde, Eiche, Traubenkirsche, Blütenesche, Magnolie, Kiefer und Hemlocktanne, dazu Taxus, Rhododendron und persischer Flieder. Auch hier fällt allerdings eine empfindliche Störung auf, nämlich dicht neben der Villa die Einfahrt in ein neues Tiefgeschoss, das sich mit Garage und Schwimmbad unter dem *Pleasure ground* erstreckt. Ebenfalls zu bedauern ist, dass man auf die Rekonstruktion des Rankgerüsts entlang der Ufermauer, von dem mehrere Pfeiler erhalten waren, verzichtet hat. Es war einmalig am Lindauer Ufer und hat früher ganz wesentlich zum Charakter der Villa Leuchtenberg beigetragen. Leider bleibt auch die Funktion der Hafenstatue unklar, denn man hat zwar die verlorene Hand, die einst die Bogenlampe hochhielt, ersetzt, nicht aber die Lampe, sodass die Hand jetzt ins Leere greift.

Die ehemaligen Ökonomiebauten gehören inzwischen verschiedenen Besitzern und wurden mehr oder weniger glücklich restauriert. Den südlichen Teil des Parks erwarb die Stadt Lindau und bezog das Gelände in das bereits bestehende Landschaftsschutzgebiet »Wäsen« ein.

*Anschrift der Verfasserin:*

Dr. Lucrezia Hartmann, Oberer Schranneplatz 9, D-88131 Lindau im Bodensee  
eMail: lucrezia.hartmann@gmx.de

## BILDNACHWEIS UND DANK

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), München: 16, 22, 28  
Graphische Sammlung der Stadt Lindau: 2, 11, 12  
L. Hartmann: 1, 3, 13, 27  
Privatbesitz: 4, 9, 17, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 26, 29, 30, 32  
Siemens-Archiv München: 31  
H. Weinzierl, Restaurator: 8, 10, 18  
Archiv Schloss Reinhardsbrunn: 7  
Dr. Martin von Ziegler: 5, 15  
Aus: Schindler & Cie (Hg.), *Denkwürdigkeiten aus 100 Jahren der Spinnerei Kennelbach, 1938*: 14

Für die freundliche Unterstützung meiner Nachforschungen über die Villa Leuchtenberg danke ich herzlich der Firma Dünkel ACTIV GROUP und ihrem Architekten Wolfgang Marschik, dem Restaurator Karlheinz Weinzierl, Dr. Markus Weis vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, der Familie von Ziegler sowie dem Stadtarchiv und dem Bauamt Lindau, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Landesarchiv Baden-Württemberg, dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv – Geheimes Hausarchiv – München, dem Fotoarchiv des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege München, dem Deutschen Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg und der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart.



## ANMERKUNGEN

- 1 Früher erschienene Literatur zum Thema: WEIS, Markus: Die Villa Leuchtenberg in Lindau, in: *Schönere Heimat, Erbe und Auftrag*, 92. Jg., H. 2, 2003, S. 98–103. – HARTMANN Lucrezia, »Schau an der schönen Gärten Zier« Historische Gartenanlagen und Villen in Lindau, Neujahrsblatt 50 des Historischen Vereins Lindau, Lindau 2009.
- 2 HEIDER, Daniel: Gründliche Ausführung der Reichs-Stadt Lindaw [...], Nürnberg 1643, S. 376.
- 3 Vermutlich Tuberkulose.
- 4 Sulpiz Boisserée (Köln 1783–1854 Bonn), ein Freund Goethes und des Ehepaars Friedrich und Dorothea Schlegel, förderte seit 1808 die Vollendung des Kölner Doms, die er aber nicht mehr erlebte. Seine zusammen mit dem Bruder Melchior aufgebaute Gemäldesammlung verkaufte er 1827 an König Ludwig I. von Bayern, Teile davon gelangten später in die Münchner Alte Pinakothek.
- 5 BOISSERÉE, Sulpiz: Tagebücher 1808–1854, Darmstadt 1981–1983, Band III, S. 686. Der Zusatz zum *Glückwunsch* bezieht sich auf die zwei Tage vorher stattgefundenen Hochzeit.
- 6 HAUFF, Wilhelm: »Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte«, Stuttgart 1826. Das Werk gilt als erster deutscher historischer Roman von Bedeutung.
- 7 Zit. nach BOECK, Urs: Karl Alexander von Heidelberg, S. 329.
- 8 Leuchtenberg-Archiv Eichstätt, Akte 297, Brief vom 5.8.1844.
- 9 Leuchtenberg-Archiv Eichstätt, Akte 297.
- 10 Bayerisches Hauptstaatsarchiv – Geheimes Hausarchiv – München, Nachlass Prinzessin Auguste, Briefe der Theodolinde an Auguste. Tatsächlich wurden manche Villen an Gäste vermietet, die zum Beispiel in Bad Schachen eine Badekur machten.
- 11 Siehe Anm. 7.
- 12 HARRER, Anton: *Architektonisches Album. Eine Sammlung malerischer Ansichten nebst Details aus dem Gebiete der neuesten Eisenbahn- und modernen Privatausführungen in Lindau und Umgebung*, Lindau 1855–1857.
- 13 Zitiert nach: KAHLE, U. *Bahnhof Nürnberg*, in: Nerdinger, W.: *Romantik und Restauration – Architektur in Bayern zur Zeit Ludwigs I.* 1825–1848, München 1987.
- 14 Das Datum 1854 macht es wahrscheinlich, dass die erwähnten Pläne für die Villa Engel bestimmt waren. Zitat nach: ROSE, Hans: J. B. Métivier – Der Erbauer des Braunen Hauses in München. In: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* I, 1934. Hier ist auch das Werkverzeichnis veröffentlicht.
- 15 Die Maßwerkfenster stammten aus dem kurz vorher ausgebrannten Kreuzgang des Konstanzer Münsters.
- 16 Zitiert nach BRIX, Michael: *Nürnberg und Lübeck im 19. Jahrhundert*, München 1981, S. 90 ff.
- 17 Der zeichnerische Nachlass befindet sich in der Graphischen Sammlung der Stuttgarter Staatsgalerie, der immense schriftliche Nachlass im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (Deutsches Kunstarchiv). Der zeichnerische Nachlass enthält zwar einen undatierten Entwurf zu einem Gebäude mit zweigeschossigem Mitteltrakt und niedrigeren Seitentrakten, dessen Charakter jedoch eher klassizistisch ist. Der Kontakt zu Graf Wilhelm von Württemberg besteht zwar noch in den fünfziger Jahren, in der Korrespondenz ist jedoch von dem Wunsch, nach Stuttgart zurückzukehren, nie von einem neuen Bauauftrag die Rede.
- 18 Das Palais wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.
- 19 Beide in der Graphischen Sammlung der Stadt Lindau.
- 20 Bayerisches Hauptstaatsarchiv – Geheimes Haus- und Hofarchiv – München, Brief vom 28.5.1856 aus Stuttgart.
- 21 Siehe Anm. 10.
- 22 Die Heimarbeit der Textilhandwerker in der Ostschweiz hat J. W. Goethe auf seiner Schweizerreise im Jahr 1797 aufmerksam beobachtet und literarisch verarbeitet: In »*Wilhelm Meisters Wanderjahre*« beschreibt Junker Leonardo ausführlich die Handspinnerei und Handweberei (Drittes Buch, 5. Kapitel).
- 23 STAFFLER, Johann Jakob: *Tirol und Vorarlberg*, 3 Bände. Innsbruck 1841.
- 24 Wilhelm Schindler hatte sie 1887 seinem älteren Sohn Friedrich Wilhelm zur Hochzeit geschenkt.
- 25 Die Entwicklung der Textilindustrie in Vorarlberg ist behandelt in MITTERSTEINER, Reinhard (Hg.): *Tüchlebarone. Zur Geschichte der Textildruck- und Textilfärbeindustrie in Hard vom späten bis zum frühen 20. Jahrhundert*. Hard o. J.
- 26 Geheimnisvoll wirkten die auf dem Dachboden aufgehängten Säckchen, in denen die nicht benutz-

ten, sorgfältig verpackten Marionetten aufbewahrt wurden.

27 Schweizer Privatbesitz.

28 Die Villa hatte Cosmus Schindler von einem Dr. Stobäus gekauft, nach dem man lange Zeit dessen Grundstück nannte.

29 Heute Slipanlage. Das Boots- und Badehaus ist nicht erhalten.

30 Statue und Podest sind insgesamt ca 6 m hoch.

31 Zwei Fassungen aus den Jahren 1808 und 1809 befinden sich in der Kunsthalle Hamburg.

32 Die Römer nannten Eos Aurora.

33 SCHINDLER & Cie. (Hg.): Denkwürdigkeiten aus 100 Jahren der Spinnerei Kennelbach. 1938.

34 Lindauer Tagblatt, 24. 5. 1907.

35 Stadtarchiv Lindau, B III 175 Gemeindebürger-Verzeichnis Reutin 1864–1922.

Arnulf Moser

## WILHELM VON SCHOLZ

### Die Familie des Dichters und die Odenwaldschule

Als der Reformpädagoge Paul Geheeb am 18. April 1910 mit 15 Schülern die heute noch bestehende Odenwaldschule in Oberhambach bei Heppenheim eröffnete, befanden sich unter diesen ersten Schülern auch die Kinder des Dichters Wilhelm von Scholz (1874–1969), Irmgard (1897–1969) und Wilhelm (1899–1917).<sup>1</sup> Der Dichter war 1890 als 16jähriger von Berlin nach Konstanz gekommen, nachdem sein Vater, der ehemalige preußische Finanzminister Adolf von Scholz, dort seinen Ruhesitz erworben und umgebaut hatte, das direkt am See gelegene Schloss Seeheim. Nach Studium, eingeschobenem Militärdienst und Promotion in München zog Wilhelm von Scholz mit seiner jungen Familie im Jahre 1900 von München nach Weimar und von dort 1907 wieder nach Hohenschäftlarn bei München. Scholz machte sich bald einen Namen als Dramatiker, Lyriker und Herausgeber von literarischen Werken. Nachdem ein Projekt in Hellerau bei Dresden nicht zustande gekommen war, fand Geheeb beim Ehepaar Scholz Unterstützung bei seiner Suche nach einem Standort für eine neue Schule im Isartal, im Gespräch war Ebenhausen. Ein gemeinsamer Bekannter von ihnen in Weimar war der belgische Architekt Henry van de Velde. Als Geheeb jedoch die Zulassung im hessischen Oberhambach erhielt, schickten sie ihre Kinder, die bis dahin Privatunterricht erhielten, dorthin, zunächst auf Probe, da sie noch nie eine öffentliche Schule besucht hatten. Dem *allgemeinen Drill* einer Staatsschule in München wollten sie ihre Kinder nicht aussetzen, die einen bisher *wenig organisierten Unterricht* hatten, wie Scholz Geheeb kurz nach der Eröffnung der Schule mitteilte. Geheeb hatte zuvor am Landerziehungsheim von Hermann Lietz in Haubinda und danach an der Freien Schulgemeinde Wickersdorf von Gustav Wyneken unterrichtet.<sup>2</sup>

Die treibende Kraft war die erste Ehefrau des Dichters, Irmgard von Scholz (1874–1961), eine Tochter des in Weimar lebenden preußischen Generals Oskar Wallmüller und der Wisa geborene Credé. Über ihre Bildung oder Ausbildung wissen wir nichts. In seinen Erinnerungen nennt Scholz im Zusammenhang mit der Hochzeit im Frühjahr 1897 in München noch nicht einmal ihren Namen. Er teilt nur mit, dass seine Eltern von Anfang an gegen diese Ehe waren und dass Rilke bei der Hochzeit anwesend war.<sup>3</sup> In den Akten der Scheidungs- und Unterhaltsprozesse erklärte Scholz 1927, seine Frau



Abb. 1: Der Dichter Wilhelm von Scholz

Abb. 2: Irmgard von Scholz,  
die erste Frau des Dichters

sei durchaus in der Lage, selbst Geld zu verdienen. Schließlich habe sie mit Erfolg einen Roman im Stile von Hedwig Courths-Mahler sowie Erzählungen geschrieben, doch ließen sich diese Arbeiten nicht ermitteln. Vielleicht sind sie unter einem Pseudonym veröffentlicht worden.<sup>4</sup>

Das Ungewöhnliche an der Schulentcheidung ist, dass Irmgard selbst nach Oberhambach zog und sich 1911 neben der Schule ein Haus baute. Geheeb selber hatte dies den Eltern angeboten, wenn sie sich von ihren entzückenden Kindern nicht trennen könnten. Auch Geheeb's Frau Edith hatte noch vor der Eröffnung der Schule Irmgard geschrieben, dass gerade für die Mädchen die Mitarbeit gebildeter Frauen wichtig sei und begrüßte ebenfalls ihre eventuelle Niederlassung in Oberhambach. Irmgard von Scholz erhielt von Paul Geheeb ausführliche Informationen über Quellwasser, Heizung, Beleuchtung, Ernährung, Gymnastik. Zum sinnvollen Zeitpunkt der Eröffnung schrieb ihr Geheeb: *Wegen der völligen »Neuheit« der Anstalt brauchen Sie sich, meiner Meinung nach, keine Sorge zu machen. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, dass man sich, bei Gründung einer solchen Anstalt, erst mit allen möglichen provisorischen, mangelhaften Einrichtungen behelfen sollte. Im Gegenteil: erst muss für alles (äußere Einrichtung, Mitarbeiter) in vorzüglicher Weise gesorgt sein; und erst dann darf man die Anstalt eröffnen, d. h. Eltern zumuten, ihre Kinder hinzuschicken!* Das Grundstück für ein Haus in Oberhambach erwarb Irmgard von Scholz von Geheeb's Schwiegervater, dem wohlhabenden Berliner Kaufmann und Stadtrat Max Cassirer. Gebaut wurde ihr Haus zeitgleich mit vier weiteren Schulgebäuden in Oberhambach von Professor Heinrich Metzendorf im so genannten Heimatstil. Offensichtlich versuchte hier eine Frau aus dem Großbürgertum, eine Betätigung und Bestätigung außerhalb des Hauses zu finden. Dass neben dem sozialen Bereich dafür auch die Reformpädagogik infrage kam, zeigt das Beispiel





Abb. 3: Irmgard und Wilhelm von Scholz, die Kinder des Dichters

der Frau eines Berliner Musikprofessors, Berta von Petersenn, die 1904 mit Erfolg in Gaienhofen am Bodensee das erste Landerziehungsheim für Mädchen begründete, das bis 1945 Bestand hatte.<sup>5</sup>

Der Umzug nach Oberhambach erhellt zugleich das Scheitern der Ehe. Scholz erschien gelegentlich zu Besuch, wohnte dann aber oft bei einem Bauern. Er hielt auch Lesungen in der Schule ab, schickte seine Bücher und nahm sogar an Wanderungen und Reisen teil.<sup>6</sup> Die Wohnung in Hohenschäftlarn übernahm der Schriftsteller Will Vesper, der vor allem im Dritten Reich bekannt wurde. Bei der Anmeldung der Kinder an der Odenwaldschule spielte für Irmgard von Scholz auch eine Rolle, die Kinder auf diese Weise dem Einfluss der

verhassten Schwiegereltern zu entziehen. Tatsächlich mischte sich der Finanzminister a. D. wegen des Benehmens der Enkelin Irmgard von Konstanz aus auch in Oberhambach ein. Ihr Mann habe mit diesem Wechsel nach Oberhambach wohl ein Opfer bringen müssen, dafür habe er für seine Theatertätigkeit eine neue *Ungebundenheit* gewonnen.

Zu den ersten Schülern gehörten neben den Scholz-Kindern vor allem Kinder von adligen preußischen Offizieren aus Darmstadt, ein echter Kontrast zu dem avantgardistischen Pädagogen Geheeb. Die Schüler waren in sogenannte Familiengruppen von sechs bis acht Schülern mit einem Lehrer eingeteilt, zu den Prinzipien gehörten die damals noch höchst ungewöhnliche Koedukation, Andachten, vormittags mehrwöchiger Unterricht in Kursgruppen statt festen Klassen in längeren Themeneinheiten, selbständiges Arbeiten der Schüler, nachmittags künstlerische und handwerkliche Aktivitäten, Gymnastik, Freiluftbad, Naturerleben, Garten- und Feldarbeit, Wanderungen und Fahrten, aber auch der Besuch von Theater, Konzerten und Fabriken in den umliegenden Städten. In der monatlich tagenden Schulgemeinde beteiligten sich Schüler und Lehrer gleichberechtigt am Schulgeschehen. Seine Prinzipien hat Geheeb in der Rede zur Eröffnung der Schule und später immer wieder publik gemacht. Von Anfang an waren auch jüdische Schüler da.<sup>7</sup>

Das Verhältnis Irmgards von Scholz zu Geheeb war zunächst sehr freundschaftlich, wie aus den etwa je 100 erhaltenen Briefen von ihr und von ihm hervorgeht.<sup>8</sup> Diese sind eine wichtige Quelle für die Anfangsjahre der Odenwaldschule. Als Beraterin, als Mama für die Kleinen wurde Irmgard von Scholz sogar zu den Sitzungen der Schulgemeinde eingeladen. Sie war zunächst ganz begeistert vom Schulbetrieb. Die konventionell erzogenen Kinder müssten erst begreifen, was sie an Geheeb hätten, und die Einflüsse von zu

Hause überwinden. Bereits Ende Mai 1910 wünschte sie Geheeb's Frau Edith ein weiteres Aufblühen der Schule. Doch zu groß sollte diese auch nicht werden: *Wird da das einzelne Kind ganz auf seine Kosten kommen? Wird es noch ebenso viel liebevolle Beachtung finden können wie jetzt?* Doch auch Geheeb sah die geringe Kinderzahl am Anfang durchaus vorteilhaft für den Familiencharakter der Schule und für ein inniges Zusammenleben. Immerhin wollte Irmgard von Scholz im Sommer 1911 von Konstanz aus auch das Landerziehungsheim für Mädchen in Gaienhofen und das für Jungen gegenüber auf der Schweizer Seite des Bodensees in Glarisegg besuchen.

Dass eine Mutter als Beraterin in das Internat ihrer Kinder einzieht, erwies sich aber zunehmend als Fehlkonstruktion. Irmgard von Scholz mischte sich in alles ein, in die Ernährung (weniger Fleisch, mehr Obst, keine Kunstbutter), Kleidung (nasse Füße und Schuhe, nachlässige Mädchen), Ausstattung (Lampen, Matratzen, Heizung), Krankenpflege, Unterricht, Tagesablauf, Lehrerauswahl, Freundschaften der Kinder und Unterbringung ihrer Kinder mit anderen Kindern, Fahrten. Sie hatte wegen ihrer isoliert aufgewachsenen Tochter Probleme mit der Koedukation und wünschte mehr Trennung von Jungen und Mädchen. Einmal war es auf einer Wanderfahrt improvisiert zu einem gemeinsamen Nacktbaden von Jungen und Mädchen gekommen. Und sie lehnte auch das gemeinsame Luftbad von nackten Jungen und Mädchen ab, was Geheeb auch wegen Protesten von anderen abändern musste. Für ihren Sohn, genannt Bubi, verlangte sie mehr Drill im Sport, in Geschichte mehr Heldenverehrung und Begeisterung für männliche Größe, da nun mal Geschichte das Haupterziehungsmittel im Leben der Jungen sei. Die Jungen sollten aber nicht bergauf Fahrradfahren, weil dies dem Herzen schade. Für die schwierige Tochter, genannt Mädi, wünschte sie mehr Kulturgeschichte mit Geographie, mehr Literaturgeschichte und interessantere Aufsätze, mehr Klavier als Gesang und Geige, mehr Ruhe und weniger Luftbad. Auch Tanz nach Emile Jaques-Dalcroze lehnte sie ab. Ab 1912 erwartete sie auch mehr Orientierung an den Staatsschulen, falls es zu einem Schulwechsel kommen sollte. Die Kinder sollten mehr gefordert werden und häufiger Ziele gesetzt bekommen. Andererseits schlug sie 1913 vor, die größeren Mädchen sollten ein Heimkind zur Betreuung übernehmen. Für eine Frankreichreise wünschte sie eine eigene Begleitperson für die Tochter. Der Sohn durfte nicht mit, er solle erst einmal in Deutschland wandern. Auch Wilhelm von Scholz schaltete sich ein. Vor einer Hollandreise verlangte er, dass seine Frau die Tochter begleite. Schließlich fuhr er selber mit. Und er, der selber viel auf Reisen war, forderte, dass seine Kinder bei Schulfahrten nur in Waggons mit vier Achsen reisen dürften und stets in der Mitte eines Wagens in der Mitte des Zuges zu sitzen hätten, und am besten noch in zwei verschiedenen Zügen. In seinen Erinnerungen »An Ilm und Isar« kritisierte Scholz die Schulgemeinde, an der er selbst gelegentlich teilgenommen hatte, als Irrweg eines an sich brauchbaren demokratischen oder parlamentarischen Gedankens. Edith Geheeb, die Frau von Paul Geheeb, erwähnt in ihren Erinnerungen an die Frühzeit der Schule aber Irmgard von Scholz nicht.<sup>9</sup>

Im Nachlass Scholz im Stadtarchiv Konstanz sind Schulhefte des Sohnes aus Oberhambach erhalten, ein Französischheft mit Texten zur mittelalterlichen Geschichte sowie korrigierte und datierte Diktate und Deutschaufsätze. In einem Aufsatz unter dem Titel »Ich« beschreibt der Zwölfjährige die unbeschwerten Jahre mit wenig Unterricht im ländlichen Hohenschäftlarn und die Ferien auf Schloss Seeheim. Erhalten hat sich auch ein Physikheft, das für Themen und Methoden in der Frühzeit der Odenwaldschule aufschlussreich ist. Auf einen Besuch in einer Schreinerei im November 1911 folgte ein mehrwöchiger Kurs zur Holzbearbeitung mit Themen wie Durchbiegung, Schwerpunkt, Gewicht, Hebel, Härte, Reibung. Anschließend folgte auf einen Besuch in der Schmiede im Mai 1912 ein Kurs mit Fragen wie Spannung, Belastung, spezifischem Gewicht, Flächeninhalt. Im Juni schloss sich noch ein Besuch in einer Eisengießerei an. Erhalten sind auch einige Rechnungen der Schule. Für die Tochter Irmgard kostete der Schulbesuch im Quartal 375 RM, für den Sohn Wilhelm 292,50 RM. Hinzu kamen Einzelposten für Unterrichtsmaterial, Wäsche, Sportartikel, Reisen und Fahrten.

Bereist im Frühjahr 1911 gab es erste Trübungen im Verhältnis zwischen Irmgard von Scholz und Geheeb. Sie bezweifelte, ob Geheeb den künstlerischen Fähigkeiten ihrer Tochter gerecht werde. Und er grenzte Irmgard von Scholz zunehmend aus dem Schulleben aus. Zudem fühlte sie sich offensichtlich von Geheeb's Hund Wotan so bedroht, dass Scholz im September 1911 an Geheeb schrieb: *Meine Frau ist, sowie die Dinge jetzt liegen, einfach von ihren Kindern abgeschnitten und kann in ihrem eigenen Grundstück denn auch nicht einmal wagen alleine auszugehen.* Die große Krise begann im Frühjahr 1913, als eine Überprüfung der beiden Kinder durch die staatliche Oberrealschule in Darmstadt beträchtliche Lücken im herkömmlichen Schulstoff bescheinigte. Danach hatte die Tochter Irmgard in einigen Fächern allenfalls das Niveau der Obertertia, in anderen Fächern der Quarta oder gar der Quinta, das heißt, sie war noch weit von der mittleren Reife entfernt: *Leider war das Resultat ein sehr dürftiges: mangelhafte Grundlagen, ungenügender Aufbau, abgerissene Bruchstücke von Wissen ohne Zusammenhang und Überblick, kurz: große Unsicherheit auf fast allen Gebieten.* Dem Sohn Wilhelm bescheinigten die Darmstädter Lehrer, dass sein Kenntnisstand außer in Geometrie nicht für die Untertertia reiche: *Bubi (ist) unterrichtlich nicht genügend beachtet worden, und es müsste erst einmal energisch daran gearbeitet werden, ihm sichere Grundlagen auf allen Gebieten zugeben, wozu leider die drei Jahre seines bisherigen Hierseins nicht genügend benutzt wurden. Bubi ist gesund, normal begabt und bereit zu lernen, es dürfte also nicht schwerfallen, ihm die Ausbildung zu gewähren, die er beanspruchen kann.* Genüsslich zitierten die Darmstädter aus dem Schulprospekt der Odenwaldschule, dass das Erziehungsheim seine Zöglinge in den Stand setzt, zu normaler Zeit ihre Einjährigen- bzw. Reifeprüfung als Extranee an Großh. Hessischen Oberrealschulen oder Realgymnasien abzulegen. Irmgard von Scholz schrieb darauf Geheeb, sie habe den Glauben verloren, die Kinder könnten von Oberhambach aus das Abitur oder das Einjährigen-Examen schaffen, und überlege, von Oberhambach wegzuziehen. Andererseits war sie dann wieder bereit, zwischen einer Wissensprüfung und den in der Odenwaldschule angestrebten Fähigkeiten zu differenzieren, und hoffte,

dass sich die Wissenslücken bis zur nächsten Überprüfung an Ostern 1914 schließen ließen.

Zum großen Krach kam es im August 1914, als Geheeb nach Kriegsausbruch den Schulbetrieb ohnehin einschränken musste. Lehrer wurden eingezogen, etliche Kinder kamen aus den Ferien nicht zurück, weil die Eltern sie bei sich haben wollten und die Nähe der Schule zur französischen Grenze sie besorgt machte. Irmgard von Scholz wollte, dass ihre Kinder künftig von den Schulgemeinden befreit würden, die für Lehrer und Schüler eine Qual seien, und zusätzlichen Privatunterricht in Richtung Abitur und mittlere Reife bekommen sollten. Alle Wissensgebiete sollten gleichmäßig gefördert werden, also mehr *Leistung um Leistung* statt *Treue um Treue*. Sie forderte: *Mit Experimenten dürfen wir uns nicht mehr aufhalten. Dann möchten wir unsere Kinder im Gefühl der Stärke, Einheit und wunderbaren Opferbereitschaft unseres Volkes von jedem sozialen Spiel befreit wissen; sie sollen angespannt lernen und im übrigen da helfen, wo es nottut.* Konkret verlangte sie, dass eines der Häuser in ein Lazarett umgewandelt werde, in dem die älteren Mädchen Verwundete betreuen sollten. Max Cassirer sei dazu bereit. Weil Dienstboten entlassen worden seien und an der Ernährung gespart werde, wolle sie auch weniger zahlen. Ihr enttäushtes Fazit: *Ich wollte, dass diese Gründung fruchtbar und blühend würde. Jetzt weiß ich, dass sie es niemals werden kann. Wütend schrieb ihr Geheeb: Die Zöglinge der Odenwaldschule sollen organische Glieder unserer Gemeinschaft sein; Parasiten (»Pensionäre«) wünsche ich nicht hier zu haben. Und schließlich wünschte er, dass Ihr Weg den meinigen nicht mehr kreuze.* So scheiterte dieses Experiment eines pädagogischen Engagements für eine Frau aus dem Großbürgertum.<sup>10</sup>

Zu diesem Zeitpunkt war Scholz bereits im »Kriegseinsatz«, d. h., der 40jährige wurde dem Oberburghauptmann der Wartburg, Major von Cranach, für zwei Jahre zugeteilt, wo er viel Zeit für seine literarischen Aktivitäten hatte. Diesem Major widmete er 1917 sein Buch »Der Dichter«. Von diesem Zeitpunkt an lebte das Ehepaar Scholz meist getrennt. Die Mobilmachung hatte Scholz im August 1914 noch in Konstanz erlebt und kurz darauf beschrieben, anschließend fuhr er nach Eisenach zum Dienst. Von hier schaltete er Rechtsanwälte in Darmstadt ein, die von Geheeb das bis Ende September zu viel bezahlte Schulgeld dieses Quartals auf den Tag genau zurückfordern sollten. Bei einem Heimaturlaub 1915 in Konstanz erlebte er eine der ersten Austauschaktionen von schwerverwundeten Kriegsgefangenen zwischen Frankreich und Deutschland. Diese wurden mit Schweizer Zügen zwischen Lyon und Konstanz über die Schweiz durchgeführt.<sup>11</sup> Von 1916 bis 1922 war Scholz in Stuttgart als Dramaturg am Hoftheater bzw. Landestheater tätig. Seine nationale Gesinnung erwies er 1917 mit einem Aufruf an die Theaterwelt, Kriegsanzüge zu zeichnen, und 1919 bei einem Auftritt im Konstanzer Konzilgebäude mit einem von ihm verfassten Gelöbnis zu Ehren der Gefallenen des 1. Weltkriegs.<sup>12</sup> Von Stuttgart zog er als freier Schriftsteller in Konstanz in Schloss Seeheim bei seinen Eltern ein und lebte mit der Pianistin Gertie Richter zusammen, die 1939 seine zweite Frau wurde. In den 20er Jahren erreichte Scholz, jetzt auch als Romandichter, seine größten



literarischen Erfolge und als Präsident der Sektion Dichtkunst der preußischen Akademie der Künste von 1926 bis 1928 auch große öffentliche Anerkennung.

Die weitere Schullaufbahn der Kinder ist nicht ganz klar. Vom Sohn Wilhelm sind noch Schulhefte, nämlich korrigierte und datierte Deutschaufsätze aus Oberhambach, von Ende 1914 und Anfang 1915 im Nachlass im Konstanzer Stadtarchiv erhalten. Vielleicht wohnte er weiterhin im Haus der Mutter in Oberhambach und nahm extern am Unterricht noch teil. Jetzt schrieb er Aufsätze über Themen wie *Ist der Krieg ein Übel?*, *Wohlthätig ist des Feuers Macht*, *Philipps des Großmütigen Bedeutung für seine Zeit und für das Hessenland*, *Tells Persönlichkeit*, Konstanz. Seine Mutter räumte das Haus im Herbst 1915 und überließ es zunächst den Familien Geheeb bzw. Cassirer zur Nutzung. Verkauft hat es Irmgard von Scholz an die Schule im Jahre 1923. Es dient als Bach-Haus heute noch der Odenwaldschule. Scholz schreibt, sein Sohn sei als 16jähriger mit großem Erfolg in eine Oberprima, also wohl in eine Staatsschule, eingetreten. Er hatte sich bereits im Herbst 1914 als 14jähriger zu den Waffen melden wollen. Damals schrieb ihm Otto Erdmann, einer der wichtigen Lehrer der ersten Jahre der Odenwaldschule, Anfang Februar 1915: *Ich verstehe es, Bubi, dass Du nicht zu Hause sitzen willst bei den alten Leuten, den Kindern und den Lahmen. Aber bedenke auch: Wir müssen unsere jungen Männer sparen, nicht nur das Pulver und das Mehl. Denn, wer weiß denn, wie lang dieser Krieg noch dauert.* Er dürfte nach seinem 17. Geburtstag am 13. Dezember 1916 Soldat geworden sein. Er war zuletzt Fähnrich beim II. Nassauischen Feldartillerieregiment Nr. 63 und wurde am 30. Juli 1917 in Flandern bei einer Artillerieschlacht durch einen Lungenschuss schwer verwundet. Er kam in ein Lazarett in einem Kloster im belgischen Kortrijk, wo Scholz ihn besuchte und wo seine Mutter ihn vier Wochen lang pflegte.<sup>13</sup> Schließlich wurde er Anfang Oktober in das Lazarett Goslar überführt, wo er am 25. Oktober 1917 verstarb. Bei der Überführung nach Konstanz wurde der Sarg in Heppenheim unterhalb der Odenwaldschule vorbeigefahren. Der Sohn wurde als Erster auf dem Familiengrab in Konstanz-Allmannsdorf beigesetzt. Es war die Tochter Irmgard, die Geheeb den Tod ihres Bruders mitteilte. Einzelheiten berichtete später Irmgard von Scholz an Edith Geheeb. Ihr Sohn habe bis zuletzt mit großer Liebe und Dankbarkeit an der Schule gehangen, und sie hätte sich durchaus über ein Zeichen der Anteilnahme der Schule gefreut. Nach einem Besuch des Grabes in Konstanz im März 1919, bei dem Irmgard von Scholz in einer Pension wohnte, bat sie Edith Geheeb um Pflanzen aus Oberhambach für das Grab, und zwar blauer Rittersporn. Auch Scholz muss seinen Sohn sehr geliebt haben. Noch zu dessen Lebzeiten 1916 widmete er ihm das Buch »Reise und Einkehr«. Und im Jahre 1918 hat er dem gefallenen Sohn mit dem Brief *An meinen Sohn* ein ergreifendes Denkmal gesetzt.<sup>14</sup>

Die Tochter Irmgard heiratete nach dem Ersten Weltkrieg den auf Schloss Elmau in Oberbayern tätigen Pianisten und Komponisten Rudolf Peters (1902–1962). Auch die Mutter Irmgard von Scholz hielt sich hier in den 20er Jahren häufig auf. Nach den Angaben von Scholz hatte er seiner Tochter eine Ausbildung als Gymnastiklehrerin bezahlt, sie war aber wohl nie berufstätig. Der Sohn aus der nur fünf Jahre währenden Ehe, Heinz

Peters, Enkel des Dichters, kam als Vierjähriger 1928 nach der Scheidung der Eltern in den Kindergarten der Odenwaldschule, wo er einen Freiplatz erhielt. Er erwies sich in der Odenwaldschule als schwieriges Kind. Noch Anfang 1933 erkundigte sich Rudolf Peters bei Geheeb nach einer Stelle als Musiklehrer an der Odenwaldschule, auch um seinem Sohn nahe zu sein. Die Tochter Scholz war mittellos, und der Dichter weigerte sich zu zahlen, weil er sein Geld für seine Scheidungsprozesse brauche. Über Verwandte von Rudolf Peters versuchte Edith Geheeb, von Scholz finanzielle Unterstützung für den Enkel zu bekommen. Scholz antwortete im Juli 1933: *Dass ich es im wollen des Besten für Heinz beklage, dass Torheit, Eigensinn und Kurzsichtigkeit seiner Mutter und vor allem seiner vorbildlichen Großmutter von dem einzigen in der Familie trennen, der etwas leistet und schafft, brauche ich nicht zu sagen. Dass aus der Sorge für sein Aufwachsen und seine Erziehung ein fast unlösbares verworrenes Problem geworden ist, bei dem Ihnen und Ihrem Gatten für Ihr breites Sichannehmen des Kleinen eine große Last zufiel, ist mir seit damals quälend und Gegenstand des Erwägens, was man tun könnte. In gütlicher Übereinkunft zwischen Frau v. Scholz, geb. Wallmüller, zwischen Frau Irmgard Peters und mir hätte sich eine mögliche Regelung des Lebens ohne Zerstörung meiner Grundlagen gewiss längst finden lassen. Das Bild aber ist seit mehr als zehn Prozessjahren stets das Gleiche: alle gütliche Übereinkunft, alles Sich-Vertragen wird von meinen Gegnern abgelehnt; Gerichte und Anwälte verschlingen das, was über das Notwendigste vorhanden ist; meine Arbeit wird zugleich mit meiner Gesundheit aufs schwerste ununterbrochen geschädigt ... Ich bin für diese Frauen durchaus nicht Person, sondern nur ein wesentlich überschätzter Geldbeutel; fast unsere ganze Beziehung ist leider in Zahlen ausdrückbar. Seine erste Frau bezeichnete er in diesem Schreiben als seine Lebensgegnerin, deren scheußliche Psyche, ich will nicht »Seele« sagen, Edith Geheeb doch kennengelernt habe.*

Gegen seine Frau Irmgard führte Scholz von 1924 bis 1932 beim Landgericht Konstanz, beim Oberlandesgericht Karlsruhe sowie beim Bezirksgericht und Obergericht Zürich ohne Erfolg Scheidungsprozesse, während diese und die Tochter Unterhaltsprozesse gegen ihn führten. Irmgard von Scholz klagte 1924 auch auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft und auf Entfernung der Geliebten Gertie Richter. Die Tochter betrieb zudem eine Aussteuerklage gegen Scholz und forderte auch noch Geld von der Großmutter in Konstanz, der Witwe des Finanzministers. Frau und Tochter Scholz wurden katholisch, was den Graben zu der preußisch-protestantischen Familie von Scholz in Konstanz noch vertiefte. Der Lösungsvorschlag von Scholz für seine finanzielle Schiefelage sah so aus, dass die drei Frauen, nämlich die Generalswitwe Wallmüller in Weimar, seine Frau Irmgard und seine Tochter Irmgard einfach zusammenziehen sollten und so erheblich Geld sparen könnten. Seine Frau lebte in den 30er Jahren in einem Caritasinstitut in München, für Scholz eine Konvertitenbehausung. Edith Geheeb reagierte ziemlich bitter auf diesen Brief: *Schließlich kommt es noch darauf hinaus, dass wir diejenigen sind, die verkehrt handeln. Ich kann es doch nicht erzwingen, dass wir einen Beitrag bekommen, ich kann doch nur eins tun: mich weigern, den Jungen länger hier zu behalten, und dazu tut uns das Kind zu leid. Ich fürchte aber wirklich, dass uns nichts anderes übrig bleibt, als diesen Schritt zu tun, denn unsere eigene Existenz ist wirtschaftlich äußerst bedroht. Wenn Scholz 20 RM monatlich für Verpflegung*

zähle, werde sie mit Frau von Scholz Kontakt aufnehmen, dass diese den gleichen Betrag übernehme. Und sie lud Scholz ein, mit seiner Freundin Gertie Richter nach Oberhambach zu kommen. Die Emigration des Ehepaars Geheeb im Jahre 1934 in die Schweiz bedeutete auch, dass der Enkel von Scholz die in andere Hände übergegangene Odenwaldschule verlassen musste. Er kam 1934 in die Schule der Benediktiner im Kloster Ettal in Oberbayern, wo seine Mutter dann Nachhilfestunden erteilte. Heinz Peters wechselte im Krieg auf ein Gymnasium in München über und wurde nach dem 2. Weltkrieg katholischer Religionslehrer in Oberbayern.<sup>15</sup> Erst auf der Grundlage des neuen Ehegesetzes von 1938, das den Begriff der zerrütteten Ehe einführte, konnte die Ehe von Wilhelm und Irmgard von Scholz 1939 vom Landgericht in Berlin gegen den Willen von Irmgard geschieden werden. Jetzt erst konnte Scholz die Pianistin Gertie Richter heiraten, mit der er seit 1924 in Schloss Seeheim in Konstanz zusammenlebte.

Als Geheeb 1933 nach der Machtergreifung wegen seiner jüdischen Frau und seiner Pädagogik in Schwierigkeiten geriet, die Schule von der SA durchsucht wurde, bescheinigte ihm Wilhelm von Scholz Anfang Juli: *Ich hätte meine Kinder nie in die Erziehung der Odenwaldschule gegeben, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, dass die Gedankenwelt des deutschen Idealismus, der deutschesten Geistesschöpfung in Sinne Goethes, Fichtes, Schillers und der anderen, immer die Leitrichtung dieser Anstalt und ihres Gründers war. Zu dieser Gedankenwelt haben stets Pflichtgefühl und eine heldische Vaterlandsliebe gehört ... Nicht nur mein eigener Sohn, der das Wesentliche seiner Erziehung der Odenwaldschule verdankte, drängte sich schon mit vierzehn Jahren zu den Fahnen und starb 1917 als Fähnrich im Kriege. Auch von anderen Schülern erfuhr ich, dass sie freiwillig eintraten und zum Teil gefallen sind ... Die Lehrer, die ich kennenlernte, waren aus demselben Holz geschnitzt wie diese tüchtigen Jungen. Und als das Ehepaar Geheeb 1934 in die Schweiz emigrieren musste, schrieb auch Irmgard von Scholz in einem bewegenden Abschiedsbrief an Edith Geheeb, dass nun eine Welt untergehe, mit der sie durch Kinder und Enkel 23 Jahre verbunden war und die ihr selbst einmal Heimat bedeutete. Edith und Paul Geheeb kehrten nicht nach Deutschland zurück, sondern gründeten in der Schweiz eine neue Reformschule, die unter dem Namen »Ecole d'Humanité« seit 1946 in Hasliberg-Goldern bei Meiringen ihren Sitz hat.<sup>16</sup>*

Im Jahre 1968 schrieb die 83jährige Edith Geheeb an den 94jährigen Wilhelm von Scholz, in einem Gespräch mit einem indischen Freund seien sie auf die frühe Zeit der Schule, auch auf Scholz und seine Kinder zu sprechen gekommen: *Von Ihnen ist mir im Gedächtnis, dass, wenn Sie gelegentlich zu Ihrer Familie nach Oberhambach kamen, Sie aus Ihren Werken vorgelesen haben und uns tief damit beeindruckt haben. Ihre schönen und begabten Kinder sind mir auch unvergessen geblieben. Bubi ist ja leider schon im ersten Weltkrieg gefallen. Was war er für ein natürlicher, reich veranlagter und lebensvoller Mensch. Und Mädi, in ihrer vornehmen Besonderheit wurde von Paulus und mir sehr geliebt. Sie erkundigte sich nach der Tochter von Scholz, und dieser, mit dem Briefkopf Dr. Dr. h.c. Wilhelm von Scholz MdA, musste eingestehen, dass er den Kontakt zu seiner Tochter praktisch verloren hatte und nur sagen konnte, dass sie bei Rosenheim lebe und sein Enkel in Rosenheim Katechet oder Religionslehrer sei.*

Selbst diese spärlichen Angaben hatte Scholz nur mit Hilfe von Pfarrämtern in Erfahrung bringen können. Dafür konnte er Edith Geheeb mitteilen, dass er nach 17 (siebzehn) Jahren schwerer Kämpfe und Prozesse endlich die Scheidung erreicht habe und die Frau habe heiraten können, die Sie – ob Sie sich wohl erinnern? – bei einem Besuch Ende der zwanziger Jahre in der Odenwaldschule kennengelernt haben. Sie war mein guter Stern und ist es mir geblieben, nachdem wir schon vor einigen Jahren unsere Silberne Hochzeit haben feiern können. Übrigens war sie als Meisterschülerin von Prof. Max Pauer in Stuttgart Klassenkollegin von Rudi Peters und vor Stuttgart Schülerin des deutsch-russischen Pianisten Anatol von Roessel, den es dann auch nach der Odenwaldschule verschlagen hat. Und ausgerechnet bei Edith Geheeb erkundigte sich Scholz nach seinem geschiedenen Schwiegersohn Rudolf Peters, von dem er nur gehört hatte, er sei geistig gestört.

Als Scholz sich 1933 für Geheeb einsetzte, hatte er allerdings die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten bereits offen und mit großen Erwartungen begrüßt, nicht als völkischer Ideologe, sondern aus einer nationalkonservativen Perspektive heraus. Typisch dafür scheint ein Bekenntnis noch aus dem Jahre 1940 in einem autobiographischen Nachwort zu seiner Novelle »Die Liebe der Charlotte Donc«: *Aus der tiefen Bedrückung nach dem Zusammenbruch des Reiches, durch den nicht nur über meinem Leben ein tiefer Schatten lag, erlöste mich die deutsche Erhebung, die der Nationalsozialismus unserem Deutschland brachte. Wenn man – was ich glaube hoffen zu dürfen – meinen nach der gewaltigen siegreichen Erneuerung geschaffenen Werken einmal eine besonders freudige Kraft zusprechen wird, so ist das ganz in meiner innerlichen Beglückung über den Wiederaufstieg meines Volkes begründet, das ich als Kind unter Bismarcks Führung groß sah und nun nach der Zeit des Darniederliegens wieder groß und stolz erblicken darf.*<sup>17</sup> Scholz diente sich dem neuen Regime an in der Hoffnung auf eine Fortsetzung seiner literarischen Karriere. Er schrieb Gedichte auf Hitler, für ein Konstanzer Ehrenmal für die gefallenen Alten Kämpfer der Bewegung, auf die Autobahn, den Westwall, den Krieg, Stalingrad. Er hielt Lesungen auf örtlichen Parteiveranstaltungen ab, schrieb Zeitungsbeiträge und war Mitherausgeber eines Lexikons »Die großen Deutschen«, in das auch Horst Wessel und Albert Leo Schlageter aufgenommen wurden. Er rechtfertigte die Bücherverbrennung und verblieb 1933 weiterhin in der Sektion Dichtkunst der Berliner Akademie. Er war aber kein Antisemit, das gilt gerade auch für sein Drama »Der Jude von Konstanz« und den Roman »Der Weg nach Ilok«. Er hatte jüdische Bekannte, für die er sich 1933/34 auch noch einsetzte. Doch distanzierte er sich schließlich im Dritten Reich von seinem Theaterstück »Der Jude von Konstanz« und seiner vormaligen Einstellung zu den Juden. Im Krieg wurde er Parteimitglied, und er erhielt zum 70. Geburtstag 1944 von Hitler eine steuerfreie Dotation in Höhe von 30 000 RM.

Nach dem Krieg wurde Scholz zwar kaum noch gelesen, doch blieb er im Konstanzer kulturellen Leben der hoch geschätzte Dichter, der wegen seiner Haltung im Dritten Reich nicht infrage gestellt wurde. Kurze Auseinandersetzungen um Scholz, der erst spät als Mitläufer entnazifiziert worden war, gab es bei seinem 75. Geburtstag 1949, als der Konstanzer Theaterintendant Heinz Hilpert sich weigerte, im Stadttheater eine Feier



auszurichten, und 1964 beim 90. Geburtstag, als der Konstanzer Stadtrat mit einigen Gegenstimmen die Ehrenbürgerwürde für Scholz beschloss, worauf dieser jedoch ablehnte. Eine erste heftige Debatte wegen seiner im Dritten Reich entstandenen Texte entstand 1989 um den Wilhelm-von-Scholz-Preis, den die Stadt Konstanz 1959 zum 85. Geburtstag für die besten Konstanzer Abiturienten im Fach Deutsch gestiftet hatte. Dieser wurde schließlich in einen »Literaturpreis der Stadt Konstanz« umgewandelt.

Die umfangreichste und heftigste Debatte zu Scholz, seinem Werk, seiner politischen Gesinnung wie auch vor allem seiner Haltung zu den Juden wurde im Dezember 2007 ausgelöst, als die Stadtverwaltung eine Entscheidung treffen musste, ob das Grab des Dichters nach Ablauf der letzten Ruhefrist mit dem gesamten Familiengrab auf dem Allmannsdorfer Friedhof aufgelassen werden sollte oder ob andere Personen und Institutionen die Grabgebühren übernehmen würden. Zwei Mal beschloss der Konstanzer Gemeinderat im Februar und im Mai 2008 die Auflassung des Familiengraves. Der Dichter Rolf Hochhuth schaltete sich ein, ein Nachkomme aus einer verwandten Linie Scholz brachte eine Klage vor dem Verwaltungsgericht Freiburg ein. Schließlich stufte die Obere Denkmalschutzbehörde beim Regierungspräsidium Freiburg im November 2008 die Grabanlage als Kulturdenkmal ein und sicherte so ihren Fortbestand. Es folgten im Gemeinderat Anträge auf Umbenennung des Wilhelm-von-Scholz-Weges, der 1925 im Zusammenhang mit dem 50jährigen Geburtstag des Dichters in der Nähe von Schloss Seeheim so benannt worden war. Am 25. Februar 2010 beschloss der Gemeinderat die Umbenennung in Weg »Zur Therme«.

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. Arnulf Moser, Allmannsdorfer Straße 68, D-78464 Konstanz  
 eMail: Arnulf.Moser@t-online.de

## ANMERKUNGEN

1 Überblick über Leben und Werk: OETTINGER, Klaus: Wilhelm von Scholz, in: Baden-Württembergische Biographien 1 (1994), S. 338–340. JOHN, Johannes: Wilhelm von Scholz, in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 451–453. ERDMENGER, Elisabeth: Der Dichter und seine Stadt. Wilhelm von Scholz – ein Porträt, in: Nix, Christoph u. a. (Hg.): Hier wird gespielt. 400 Jahre Theater Konstanz, Berlin 2007, S. 70–79. Bibliographie: FECKER, Edwin: Wilhelm von Scholz. Bibliographie der vollständig erschienenen Werke, 13 S., November 2008, [www.edwin-fecker.de/scholz](http://www.edwin-fecker.de/scholz). Zu Schloss Seeheim vgl. BLECHNER, Gernot: Von der Buschwirtschaft zum »Schloss«. Das Land-

gut »Seeheim« und seine Besitzer, in: Delphin-Buch Bd. 7, Konstanz 2003, S. 130–171.

2 Zu Geheeb und der Odenwaldschule vor allem: RÖHRS, Hermann: Die Reformpädagogik. Ursprung und Verlauf unter internationalem Aspekt, Weinheim 3. Aufl. 1991, S. 135–146, Kapitel Die Odenwaldschule Paul Geheeb's. NÄF, Martin: Paul Geheeb. Seine Entwicklung bis zur Gründung der Odenwaldschule, Weinheim 1998. Ders., Paul und Edith Geheeb-Cassirer. Gründer der Odenwaldschule und der Ecole d'Humanité. Deutsche, schweizerische und internationale Reformpädagogik 1901–1961, Weinheim 2006.

- 3 SCHOLZ, Wilhelm von: Eine Jahrhundertwende. Lebenserinnerungen, Leipzig 1936, S. 211, S. 253 f.
- 4 Scheidungs- und Unterhaltsakten: Staatsarchiv Freiburg, A 26/2, Landgericht Konstanz, Nr. 823 und Nr. 824. Scheidungsakten auch im Stadtarchiv Konstanz.
- 5 Dazu MOSER, Arnulf: Das Deutsche Landerziehungsheim für Mädchen in Gaienhofen (1904–1945) – Ein pädagogisches Experiment von überregionaler Bedeutung, in: Hegau 61/2004, S. 255–280.
- 6 SCHOLZ: Haus am Hang im Odenwald, in: Ders., Reise und Einkehr, Gotha 1916, S. 48–50. SCHOLZ: An Ilm und Isar. Lebenserinnerungen, Leipzig 1939, S. 241–247, Kapitel Odenwald.
- 7 Die Rede zur Eröffnung der Schule zuletzt in: Quellentexte zur Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, Teil 2, Weinheim 2001, S. 159 f. GEHEEB, Paul und Edith: Die Odenwaldschule, in: Flitner, Wilhelm/Kudritzki, Gerhard (Hg.): Die Deutsche Reformpädagogik, Band 1: Die Pioniere der pädagogischen Bewegung, Düsseldorf 1961, S. 88–93, S. 326–328. Der Schulprospekt von 1911 in: BAUSCHINGER, Sigrid (Hg.): Rainer Maria Rilke – Eva Cassirer. Briefwechsel, Göttingen 2009, S. 325–335. Zu den Anfängen der Schule: GRUNSKY, Hans: Erinnerungen an die Anfänge der Odenwaldschule; HARLESS, Hermann: Von Hermann Lietz zu Paul Geheeb, beide in: Cassirer, Eva u. a. (Hg.): Erziehung zur Humanität. Paul Geheeb zum 90. Geburtstag, Heidelberg 1960, S. 43–50 und 50–58.
- 8 Briefe von Edith und Paul Geheeb an Irmgard von Scholz im Deutschen Literaturarchiv Marbach, Nachlass Wilhelm von Scholz. Briefe von Irmgard von Scholz an Geheeb im Archiv der Ecole d'Humanité in Hasliberg-Goldern (Schweiz). Weitere Korrespondenz aus der Familie von Scholz mit der Odenwaldschule im Archiv der Odenwaldschule in Oberhambach. Für freundliche Unterstützung danke ich Dr. Alexander Priebe vom Archiv der Odenwaldschule und Jürg Jucker vom Geheeb-Archiv in Hasliberg-Goldern.
- 9 GEHEEB, Edith: Aus meinem Leben, in: Edith Geheeb-Cassirer zum 90. Geburtstag, Meiringen 1975, S. 7–37.
- 10 Der Brief von Geheeb an Irmgard von Scholz vom 26. August 1914 in: Quellentexte zur Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, Teil 2, Weinheim 2001, S. 162.
- 11 SCHOLZ: Die Mobilmachung, zuerst in: Klotz, Leopold (Hg.): Deutsche Dichter-Kriegsgabe. Zum Kriegsweihnachten dem deutschen Volke dargebracht, Gotha 1914, S. 1–20. SCHOLZ: An der Südgrenze des Reiches, in: Ders., Reise und Einkehr, Gotha 1916, S. 151–160. Zu den Austauschaktionen im Ersten und Zweiten Weltkrieg MOSER, Arnulf: Die Grenze im Krieg. Austauschaktionen für Kriegsgefangene und Internierte am Bodensee 1944/45, Konstanz 1985.
- 12 SCHOLZ: Prolog zum Nationaltag der deutschen Bühnen für die VI. Kriegsanleihe, 12. April 1917, Stuttgart 1917. SCHOLZ: Gelöbnis. Zur Gedächtnisfeier für die Gefallenen am 1. November 1919 im Konziliumssaal zu Konstanz, Konstanz 1919.
- 13 SCHOLZ: Flandrische Stadt im Kriege, in: Ders., Städte und Schlösser, Gotha 1918, S. 99–107.
- 14 Zuerst in: SCHOLZ: Städte und Schlösser, Gotha 1918, S. 1–6.
- 15 Freundliche Mitteilung des Benediktinergymnasiums in Ettal.
- 16 NÄF, Martin: Die Ecole d'Humanité in Goldern – der Neubeginn Geheeb's, in: Röhrs, Hermann (Hg.): Die Schulen der Reformpädagogik heute. Handbuch reformpädagogischer Schulideen und Schulwirklichkeit, Düsseldorf 1986, S. 101–112.
- 17 SCHOLZ: Die Liebe der Charlotte Donc. Novelle, Leipzig 1940, S. 77. Zur Haltung von Scholz im Dritten Reich RIEMER, Hendrik: Wilhelm von Scholz – Nur ein »Mitläufer«?, Konstanz 2009. OETTINGER, Klaus: »Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!« Wilhelm von Scholz und die Juden, in: Allmende 24/25 (1989), S. 153–165. Entnazifizierungsakten: Staatsarchiv Freiburg, D 180/2, Nr. 201204.

Wilhelm von Wolff

## DAS UNBEKANNTE GESAMTE

Zur Baugeschichte der Universität Konstanz

Der Planer schaute aus dem rund geformten Fenster einer Jugendstilvilla hinaus auf eine Allee, die an das Bodenseeufer führte. Gerne wäre er dort hingegangen am Ende eines für ihn ereignislosen Tages, aber es war noch nicht Feierabend. Also durfte er nicht. Der Leiter allerdings durfte. Seine untersetzte, massige Figur bewegte sich behände zwischen den Baumreihen auf die glitzernde Wasserfläche der Konstanzer Bucht zu. (Bild 1) Dort stehen die Bänke, noch warm vom sommerlichen Tag, von wo man in die



*Das Unbekannte  
Gesamte*

Abendsonne blinzeln kann, das wusste der Planer und er gönnte das dem Leiter. Der hatte den Russlandfeldzug mitgemacht und Jahre in französischer Gefangenschaft im Bergbau verbracht. Und er hatte im Gegensatz zum Planer einen Tag voll wichtiger Begebenheiten hinter sich. Er, der Planer, hatte ihm sogar noch das Fernsehen hinterhergeschickt, als nach ihm bei einer der zahlreichen Inaugurationen der neu gegründeten Universität gesucht wurde. Die Fernsehleute fanden den Leiter im Gasthaus Adler in Allmannsdorf im Sichtschutz einer Hecke des winzigen Biergartens bei einfacher Hausmannskost. Es war ihm gelungen, dem offiziellen Festmenü im Inselhotel zu entkommen.

Der Planer sah durch das Jugendstilfenster die Silhouette des Leiters kleiner werden, das Ende der Allee erreichen, wo er rechts abbog, um wahrscheinlich die der Seebrücke am nächsten stehende Aussichtsbank zu besetzen. Dort ließ es sich gut Schwäne, Enten, manches vorbeiziehende Schiff beobachten, auf die fernen Geräusche der Stadt lauschen und den Gedanken freien Lauf lassen. Sicherlich bedenkt der Leiter heute auch, so sinnierte der Planer, dass es der erste Arbeitstag in dieser verschlafenen Stadt am See war und dass seine Vertrauten, der Souschef und der Geschäftsführende schon viel erreichen konnten. Das Telefon im Haus funktionierte nämlich seit dem Nachmittag und Stellenausschreibungen für Sekretärinnen und weiteres Verwaltungspersonal waren zum Südkurier, der lokalen Zeitung gebracht worden. Und eine Zweitfassung der Universitätsgründungsdenschrift mit beigeheftetem Raumprogramm war bei der provisorischen, bisher unbesetzten Geschäftsstelle der neuen Universität abgeholt worden. Dort konnte man neuerdings drei Personen antreffen: den Gründungsrektor, seinen Chauffeur und eine schöne Sekretärin. Dem Planer, der noch immer die jetzt menschenleere Allee hinunterschaute, war bewusst, dass der Leiter auch über die Festgäste des Vormittags nachdachte. Viele von ihnen sollten als zukünftige Professoren die Rolle als Bauherren für das Land übernehmen. Sie, die Nutzer der kommenden Jahre, wünschten sich meistens ein eigenes Institutsgebäude mit Seesicht und großem Abstand zum Institut der Kollegen. Einer Reform der Universität, hin zu einer Großstruktur, also weg von diesen lieb gewordenen Bildern, hatten sie in der Gründungsdenkschrift zugestimmt in der Hoffnung, ihr Einfluss auf die zukünftigen Planungen würde die Rolle rückwärts schon möglich machen. Kommt Zeit kommt Rat, dachten viele am heutigen Festtag, der Leiter übrigens auch. Die Fronten schienen klar.

Der Planer wandte sich nun vom Fenster weg und schaute in das große Zimmer des Jugendstilhauses, wo er seinen stillen Tag verbracht hatte. Dass es das Wohnzimmer eines Generals mit daneben liegendem Salon und Entree gewesen war, wusste er, die Küchentische aus einem Flüchtlingslager, die man für alle Planer herbeigeschafft hatte, als Zeichenbretter, beunruhigte ihn.

Sie ließen in ihrer Hässlichkeit ahnen, welche Zerstörungen auf das Baudenkmal, nun Behördenbau, noch zu kommen würden. In den sechziger Jahren wurde vieles vernichtet, was der Krieg noch stehen gelassen hatte. Missmut kam beim Planer auf und fast trotzig packte er ein Modell, das er in den Wochen vor dem Einzug gebaut hatte, aus



und legte es auf die Jugendstilfliesen der rund geschwungenen Repräsentationsterrasse, um es zu fotografieren. (Bild 2) Past meets present, dachte er, das sollte sein Statement zum Feierabend sein. Dann bestieg er sein Fahrrad und fuhr aus der Stadt hinaus auf den Giesberg, wo die Villa Meier stand, deren letzter Besitzer ein Zuckergroßhändler aus Hamburg war. Das Landhaus war von einem renommierten Konstanzer Architekten entworfen worden. (Bild 3) Der Blick dort auf der Höhe reichte von einer der vielen liebevoll angelegten Gartenterrassen an föhnigen Tagen über den Bodensee hinweg bis nach Österreich. Jetzt durften die wohnungssuchenden Planer hier am Rande des Mainauwaldes im zukünftigen Universitätsgelände übernachten. Für den Planer folgte dem ereignislosen Tag ein ereignisloser Abend. Er verzehrte sein Nachtessen in der ehemaligen Küche und ging dann in eine ihm zugewiesene Dachkammer, wo sich, wie er bald erfuhr, die Haushälterin des Zuckerhändlers aufgehängt hatte. Dieser Selbstmord steigerte die Bereitschaft des Eigentümers zum Verkauf der Villa erheblich, entscheidend für die Veräußerung an das Land Baden-Württemberg war jedoch vermutlich eine sehr günstige Offerte, die durch einen Beamten, der für den sehr zurückhaltend verhandelnd-



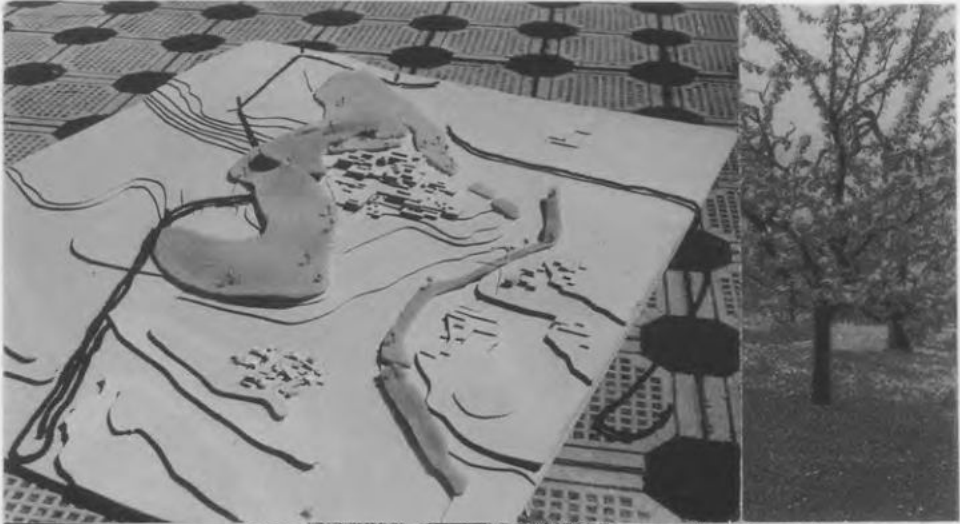
den obersten Ministerialbeamten die Urlaubsvertretung inne hatte, unterbreitet wurde. Die Großzügigkeit brachte dem Urlaubsvertreter eine schwere Rüge ein.

In seiner Dachkammer, lesend auf dem Bett sitzend, überdachte der Planer das am Nachmittag fotografierte Modell. 80 000 m<sup>2</sup> Nutzfläche hatte er in vier große Gebäude hineingerechnet, jedes Gebäude sollte auf Säulen aufgestützt schweben und dadurch die Bodenseewiesen in die Innenhöfe der Häuser hineinwachsen lassen. Zwei Baukörper bildeten immer ein Paar, so dass zwei Mal zwei Paare, sehr eng zueinander gruppiert, Hörsäle und Mensen in ihre Mitte nehmen sollten. (Bild 4, 5, 6) Der Planer stellte sich weidende Tiere in den Höfen und um die Häuser herum vor. Streuobstwiesen sollten die nähere Umgebung sein, zwischen deren Baumgruppen sollten Schäferkarren als Denkmäler und Jurtenzelte für Gruppenseminare im Sommer stehen. Die Wege hätte man sich als Trampelpfade vorstellen können, die Bachläufe kreuzen, in denen Kühlwasser aus den Laboren in den See laufen sollten. Liege ich falsch, fragte sich der Planer, wenn ich meine, dass Studenten neben der ganzen verordneten Lernerei noch Angebote zum Träumen bekommen müssten?

Der Leiter war viel unterwegs. Außenkontakte zu den wichtigen Leuten des Städtchens, der Universität, des Ministeriums und den Größen der Gesellschaft zu pflegen. Der Souschef leitete vor Ort. Er krempelte im wahrsten Sinne des Wortes immer die Ärmel hoch. Seine Hemdsärmel waren zu einem Drittel hoch gerollt, obwohl er, der Souschef, gar kein hemdsärmeliger Mann war, sondern ein harter Schaffer und fairer Kollege. Trotz Tatendrang hatte alles seine Ordnung zu haben. Für die Zuordnung der Post erfand er Namenskürzel auf dem rechten oberen Rand der Briefvorderseite und für Mitteilung an die Empfangsperson entwickelte er eine Art Kurzschrift, eine frühe SMS-Form. Die anderen Planer fanden das gut und natürlich auch ihre Arbeit. Der Leiter hatte ihnen übertragen, den »Pflanzgarten« der Universität anzulegen.

»Pflanzgarten« (Bild 7) war der Arbeitstitel für erste Baumassnahmen auf einem Geländestreifen am nördlichen Stadtrand von Konstanz. Den Schrebergärtnern auf dem Nordhang war zu ihrem großen Leidwesen gekündigt worden und die Kinder der Stadt konnten nun nicht mehr im Winter dort Schlitten fahren.

Die anderen Planer durfte die Trauer der Bevölkerung ob dieser Veränderungen nicht kümmern. Sie gruben fleißig das Terrain des »Pflanzgartens« um. Der Eine formte aus dem steilen Hügel ein Studentendorf heraus, (Bild 8) der Andere setzte auf den flacheren Teil auf eine Art Terrasse vier Klötzchen, die im Innern Laboratorien enthielten. (Bild 9) Die strenge Geometrie dieser Gebäude entstand durch Baustandards für alle Landesbauten von Universitäten. Man glaubte an Kostensenkung durch Massenanfertigungen in Anlehnung an die Ideologie des Bauhauses in Dessau in den Zwanziger Jahren. Leider wurde, als der »Pflanzgarten« bepflanzt wurde wegen der überhitzten Konjunktur das Bauen immer teurer, eine Umstand, den die Väter des Bauhauses sicherlich nicht bedacht hatten. Kostenüberschreitungen lassen sich eben nicht durch serielles Bauen abfedern, sondern nur durch Streichungen von Baumassnahmen. Und das sah der dama-



2



3

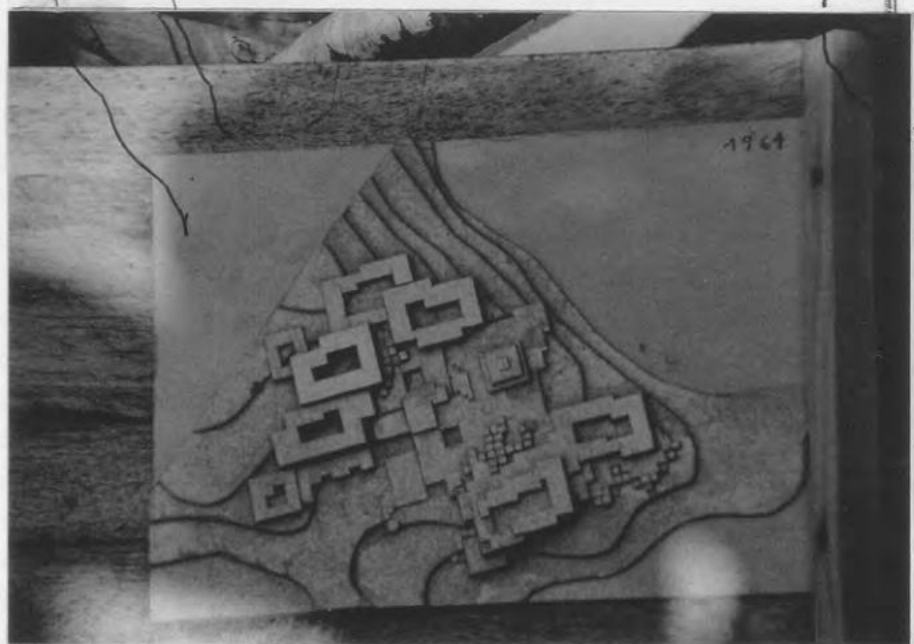


4





5



6





7

1 Universität am Grenenberg 2 der Pfanzgarten

lige Finanzminister genau so. Er wollte einfach ein Laborklötzchen weniger finanzieren. Panik kam auf.

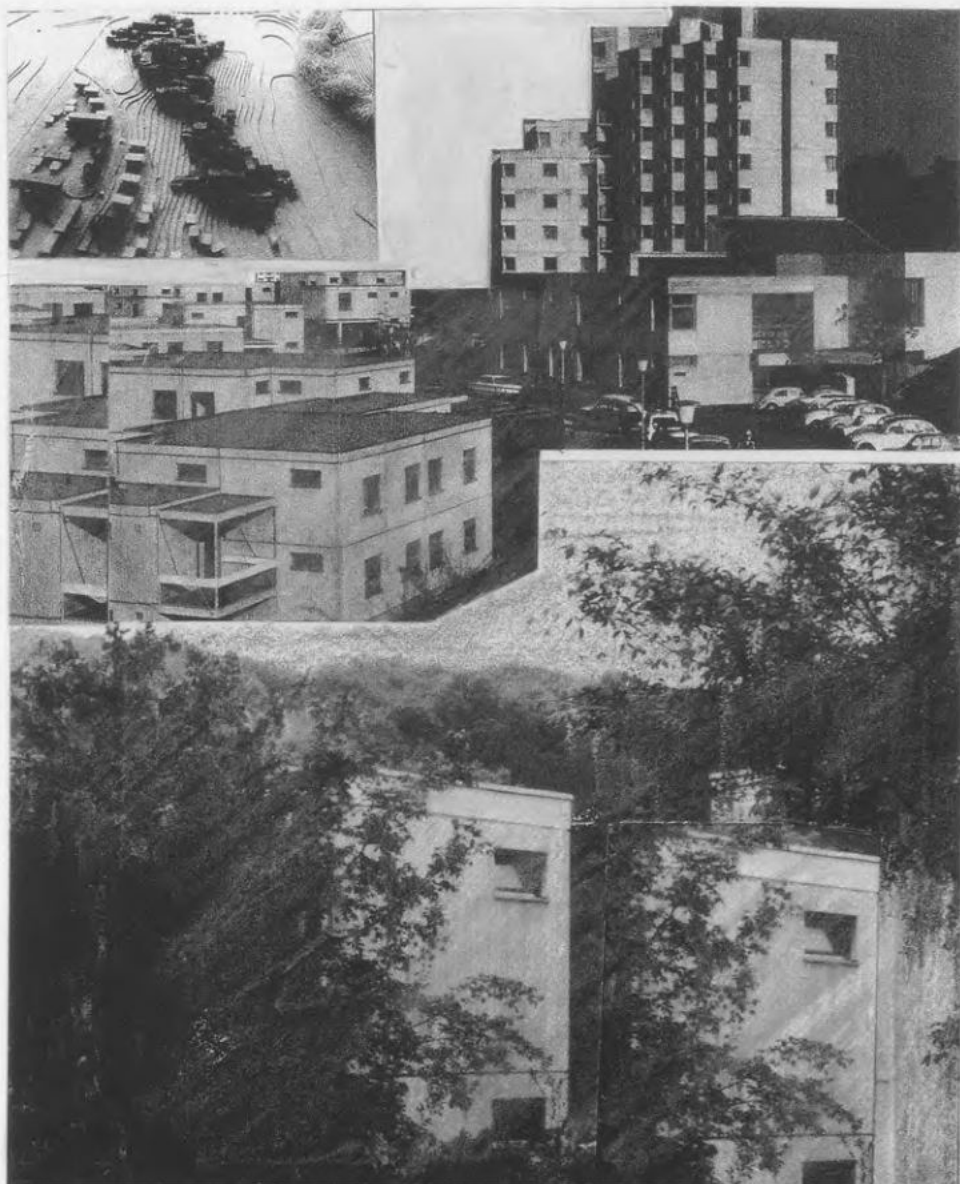
Das war die Stunde des Leiters. In einer quälenden Autofahrt im Dienstwagen des Ministers um den Überlinger See von Konstanz zu einer Weinprobe in Meersburg gelang es ihm, dem wortkargen, übellaunigen Herrn die Streichung auszureden.

Das Studentendorf durfte sich übrigens auf Geheiß von ganz oben der Standardplanung entledigen. Sein Planer konnte so Wohngruppen den Hügel hinunterstreuen, diese mit geschwungenen Wegen verbinden, welche über Rampen und Treppen zum Teil durch die Bauten um Baum- und Strauchgruppen herum geführt waren. Die Anlage wurde dadurch schön verrätselt, vom Hauptbau auf der Kuppe kommend, war man, ohne es wahr zu nehmen zu dem Talgrund herabgestiegen, der sich zum Bodensee hin öffnete. Es sollte eine Anlage voller Poesie werden.

Der Planer sah seinen Kollegen, den anderen Planern, mit den vom Souschef eingeführten Namenskürzeln He und By neidvoll bei ihrer Arbeit zu. He holte seine Kraft für das Regelwerk der genormten Laborhäuser aus dem Regelwerk seiner Noten für E-Musik. Er spielte Violine. By's Kraftquell war die Holzschneiderei. Ein wichtiges Ausdrucksmittel in seinen Drucken waren die so genannten Punktschwärme, die freie Flächen gleichmäßig rasterten im Kontrast zu expressiv durchgeschnitzten Motiven. Beides konnte man in seinen Bauten wieder finden.

Die arbeitsamen anderen Planer benötigten Platz für ihre Arbeitsgruppen, so dass der Planer den Rundfensterraum in der Jugendstilvilla eintauschen musste gegen die ehemalige Kleiderkammer des Generals im Dach. Vorbei die Abende, wo er den Leiter die Allee zum Bodensee hinunter schlendern sah, nicht vorbei aber das Denken über die Tatsache des Zumseegehens an sich. An besonders schönen sommerlichen Spätnachmittagen sagte der Leiter, man müsse die Gunst der Stunde nutzen, was immer auch er darunter verstehen mochte. Diese Denkweise war Teil seines Lebensplanes. Wenn es zu früh für seinen Gang zum See war, ließ sich der Leiter von seiner Sekretärin vier Eis am Stiel am Kiosk holen, der abendlichen Gunst der Stunde wurde so eine frühe Stunde der Gunst vorgelagert. Morgen ist das Wetter schlecht, der Sommer macht Pause, sagte er, das Heute ist unwiederbringlich. Dem Planer sagte er eher beiläufig, die Holzstäbchen der gelutschten Eise zählend, wenn der »Pflanzgarten« zur Zeit bestellt wird, wäre es logisch – schließlich sei das Universitätsgelände nun vollständig erworben – dass er, der Planer, sich doch mal um das unbekannte Gesamte kümmern möge.

Was dort wohl schon anliegt, fragte sich der Planer. Der Oberplaner der Stadt zum Beispiel versprach sich viel von der Ansiedlung einer Universität. Die Realisierung seines Lieblingsplanes, den er mit dem Grafen der Mainauinsel ausgedacht hatte, schien in greifbare Nähe zu rücken. Er wollte eine breite Schnellstrasse in den Talgrund vor der Universität legen. Verkehrsverliebt ließ er sie aus der Stadt und der Vorstadt durch Feuchtwiesen, Wälder, an Ortsrändern von Dörfern vorbei, stracks nach Norden zu den



8



9

Großparkplätzen von Hoheit sich hindurch fressen. Unter dem Applaus der Stadträte. Dieser städtische Planungsmann hatte so etwas wie einen glühenden Blick, der seinem glühenden Glauben an Nachkriegsphantasien entsprach. In seinem rheinischen Sing-sang bestand er auf Städten, die autogerecht sein sollten. Altstadtzentren waren ihm lästig. Seiner Bodenseestadt wollte er ihren müden Charme schon austreiben. Er opferte bedenkenlos zusammen mit seinem christlich demokratischen OB, einem Tatmenschen, Bürgerhäuser aller Bauepochen im historischen Stadtkern für große Kaufhäuser.

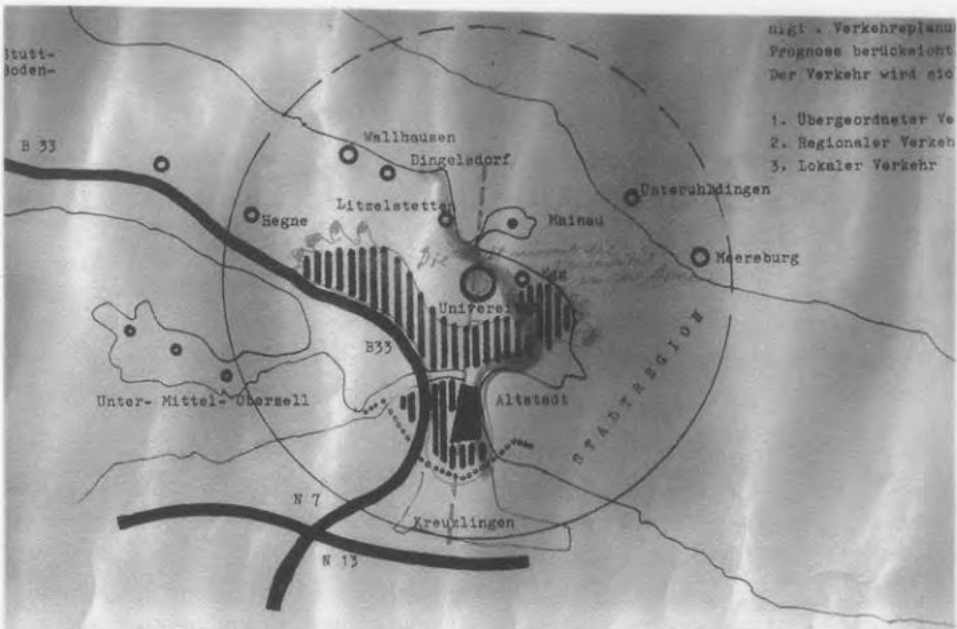
Bei so viel sichtbarer Kahlschlagmentalität provinzieller Prägung stellte sich dem Planer die Frage, wie hier überhaupt ein Gespräch entstehen sollte. Die Ministerien, mit diesem Missstand konfrontiert, gaben deshalb Gutachten in Auftrag, welche die städtebauliche Anbindung der Universität und die Pflege ihres Landschaftsraumes aus übergeordneter Sicht thematisierten. Dem Planer fiel nun die Aufgabe zu, die Texte zu visualisieren, um neben dem reinen Wort auch dem Auge einen Anreiz zu bieten. Es war eine Quälerei, die durchaus hehren Aussagen der beiden berühmten Gutachter zu bebildern. Eine räumliche Achse von der Altstadt zur Universität, (Bild 10) der Nahbereich und Fernbereich derselben, die Nordspange und die Vordergrundsbildung der zukünftigen Gebäude (Bild 11) für die Wissenschaft mussten zeichnerisch erklärt werden. Die meisten Vertreter der Stadt weigerten sich, die so durch den Planer aufbereitete Broschüre der Gutachter zu lesen, und wenn sie einmal flüchtig darin blätterten, lästerten sie über die Zeichnungen der so genannten »Grünen Mitte«. (Bild 12)

Der Planer hatte die um sie herum gruppierten Stadtbereiche zeichnerisch mit Bogenlinien verknüpft. Man unterstellte ihm, er hätte wohl Geschloßbahnen mittelalterliche Geschütze bei einer Stadtbelagerung darstellen wollen.

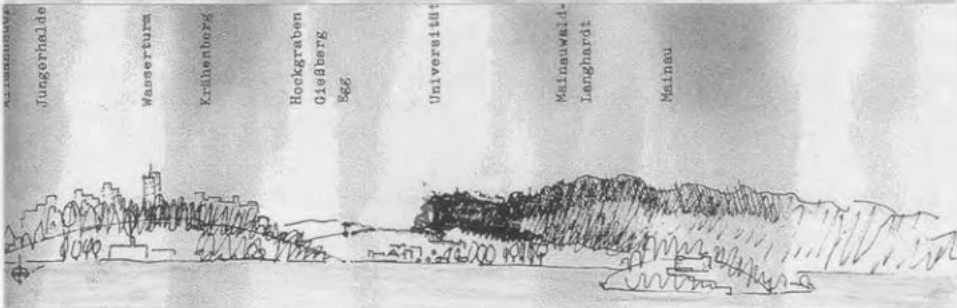
Das Schnellstraßenprojekt des glutäugigen Stadtplaners, von den Gutachtern verworfen, wurde auf Jahre hinaus zum Streitpunkt, verschwand erst, als der Rheinländer in Rente ging und eine kleine Öffentlichkeit sich allmählich dem Buch des Club of Rome mit dem Titel »Die Grenzen des Wachstums« näherte und die so genannten Eliten es nicht nur als ideologischen Blödsinn abtaten, wenn Landschaft geschützt werden sollte.

Der Planer schaute nun nicht mehr zum Rundfenster der Jugendstilvilla auf die Allee hinaus, da er ja in das Dachgeschoß umgezogen war. An manchen Abenden sah er aber von der Eingangshalle des Bauamtes aus den Leiter Richtung See laufen. Dieser strahlte Zufriedenheit aus. Denn das Hochwachsen der Häuser im »Pflanzgarten« ging gut voran. Was für ihn zählte, war das Heute und Jetzt. Er liebte den täglichen Fortschritt an einer Baustelle. Darauf konzentrierte er sich. Das Große und Ganze allerdings rückte von selbst in weite Ferne, weil die Steuereinnahmen des Landes zurückgingen. So geriet des Planers Tun ins Brackwasser des Geschehens, so lange jedenfalls, bis die Politik ein Zeichen setzen wollte. Es sollte über die Anfänge eines Provisoriums, dem Pflanzgarten, hinaus die eigentliche Universität gebaut werden. Ein verständlicher Wunsch, denn seit der Gründung waren inzwischen Jahre vergangen.

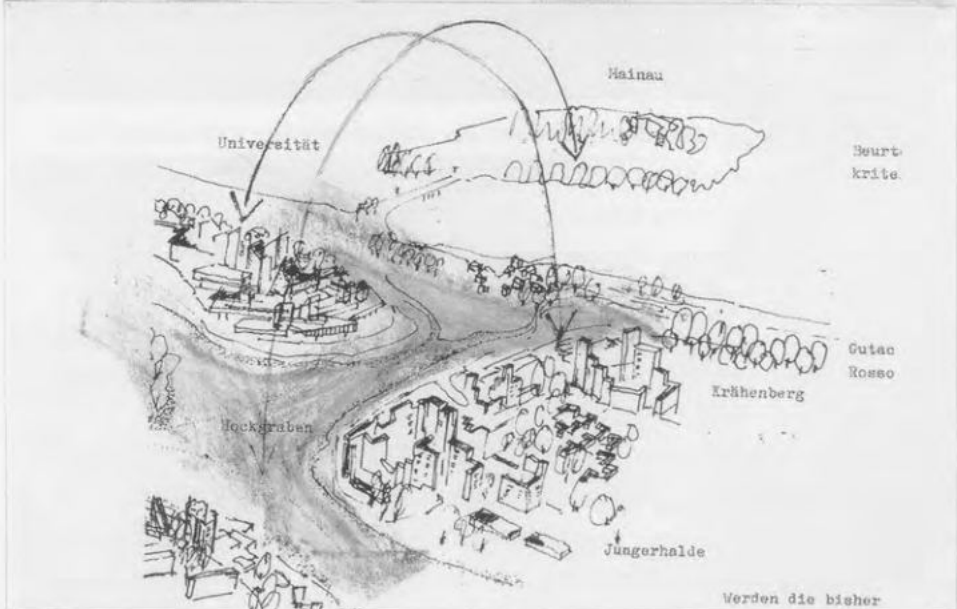




10



11



12

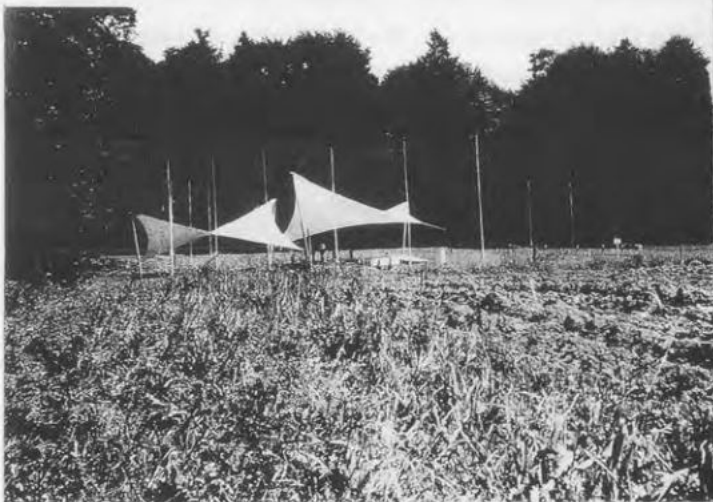
Werden die bisher

Ein symbolischer Akt musste her! Ein Grundstein sollte gelegt werden mit Ministerpräsident, Finanzminister und viel Prominenz. Es galt so zu tun, als ob die Bagger kämen und alle Pläne gezeichnet wären. Und man hatte die Idee, auf einem Aussichtspunkt zu feiern, der erahnen ließ, dass eine Universität am See sich so selbstbewusst zeigt, wie die vorhandenen Schlösser, Kirchen und Industrieanlagen an seinen Ufern. Für das Ambiente der Feierlichkeit lag die Verantwortung beim Planer. Ohne große Kosten waren ein Grundstein, ein Regen- und Sonnenschutz, Stühle, eine Beschallungsanlage, Absperrungen und ein Rednerpult zu organisieren. Für den Regen- und Sonnenschutz ging der Planer zum Geschäftsführenden. Der war Segler und hatte den riesigen Holzmast seiner Yacht gegen einen Aluminiummast ausgetauscht. Ein Segel, das den Wind einfängt, und damit Fahrt aufgenommen werden kann, ein Mast, der das Segel stützt, Leinen, die Kräfte zusammenführen, diese Dreisamkeit sollte eine Metapher für das zukünftige Bauen am See sein. Leider war das Großsegel des Geschäftsführenden zu klein, um zehn Stuhlreihen zu schützen. Der Planer musste deshalb mit einer ortsansässigen, berühmten Firma für Zeltbau eine Lösung finden. Und siehe da, noch mehr Symbolträchtiges kam hinzu. Zwei Sonnensegel aus dem Standardprogramm ergaben genügend überdachte Fläche, aber der Planer ließ verschieden hohe Masten bauen und stellte die hyperparaboloiden Zelte so zueinander, dass sie ein tanzendes Paar wurden. (Bild 13–16) Stadt und Land Hand in Hand, dachte er. Die Festgäste nahmen von diesem gedanklichen Höhenflug sicherlich nicht viel wahr. Sie erfreuten sich am Kaiserwetter und an den sicheren Hammerschlägen des Ministerpräsidenten auf den Grundstein, der einsam auf der Wiese mit Seesicht stand. Auf vier starken Säulen lagen vier Betonkreuze aus Gussbeton und signalisierten die Vernetzung aller gestaltenden Kräfte am großen zukünftigen Werk. Die acht freien äußeren Enden der Kreuze bedeuteten Wachstum in alle Richtungen.

Konstanzer Bürger waren gekommen und standen im Halbkreis um den kleinen Festplatz herum, die Jagdbläser des Grafen von der Mainau spielten Willkommen und Abschied und der Finanzminister hielt eine Rede am Pult aus gehobelten Dielen, vor welches in letzter Sekunde eine hölzerne Stufe gezimmert wurde, auf der der kleine Mann größer wirkte. Er sprach über die Finanznöte des Landes, daß aber trotzdem in der mittelfristigen Finanzplanung, kurz MifriFi genannt, eine Leerspalte für Konstanz eingeführt worden sei. Dass es gute Baupläne gäbe, sagte ein Ministerialdirigent und der Planer seufzte innerlich auf: ein so schönes Fest, aber eigentlich weit und breit keine Pläne.

Was liegt an, fragte sich der Planer erneut. Einige indiskutable Ideen des Glutäugigen bei der Stadt, ein vages Raumprogramm, leere Staatskassen, Versponnenes von Professoren, autoritär vorgetragen, viele Energieströme Richtung Pflanzgarten und dann noch die reine Lehre des Universitätsbaulehrstuhles in Stuttgart und Universitätswettbewerbe im ganzen Land und tüchtig Universitäten bauende andere Bundesländer. Der Planer war sich darüber im Klaren, dass das Wollen vieler Menschen, die laut politischem

13



14



16

15



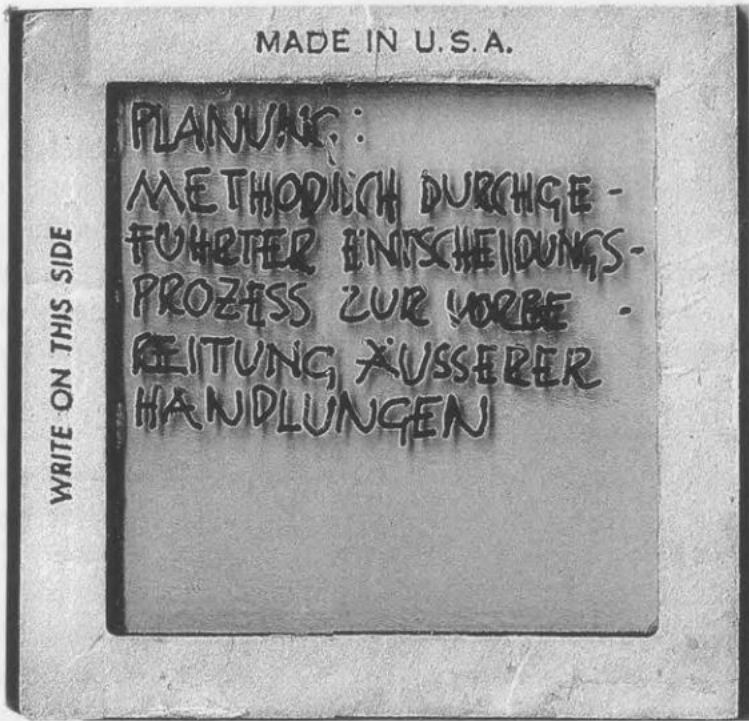
Auftrag alle das Gleiche wollen sollen, nämlich eine Universität bauen, bei genauem Hinsehen diametral auseinander läuft. Er jedoch, der, wie auch immer er damit beauftragt wurde, sollte mit seinen Strichen alle unter einen Hut bringen, von Berufs wegen. Das hatte er gelernt. Er musste für alle und durch seine Anteilnahme das Richtige wollen. Aber was sollte er wollen? Und was wollte er sollen?

In den Architekturabteilungen der Hochschulen machte sich ein neuer Trend bemerkbar, eine Art Sehnsucht hin zur Theorie. Planen wurde jetzt systematisiert. Es bestand nun aus zahllosen Einzelschritten, die methodisch abzurufen waren, um in einer geglaubten Folgerichtigkeit das zweifelsfreie Produkt, sprich Entwurf, zu erhalten. Entwerfen wird berechenbar, war das Credo. Phantasie mündet ins Chaos. Die Lehre von der Planung der Planung sollte die Arbeit des kleinbürgerlichen Künstlerarchitekten, wie er verächtlich genannt wurde, ersetzen. Bezeichnend war, dass diese Geisteshaltung um so heftiger vertreten wurde, je phantasieloser der Lehrende oder die Studierenden waren. Diese waren im Vorhof des Computerzeitalters angekommen, Systematiker, die emotionslos, schon im Glauben an die Allmacht der Einzelschritte und deren beziehungslose Verklebung miteinander der Sinnlichkeit im Bauen den Kampf ansagten. Man analysierte den Plan, den man mangels eigenen Vermögens nie erstellte, also analysierte man mangels Masse die Analyse des Nichts. (Bild 17) Zum Glück zog es die Analysten von der Landeshauptstadt nicht an den Bodensee, sie zogen der Provinz die großen Foren der Wissenschaft vor, wo es viel luftleeren Raum gab. Wenn sich doch jemand aus diesen Kreisen nach Konstanz verirrte, dann wurde er, ohne dass er es merkte, von der Anmut der Landschaft und durch das Gespräch am Mittagstisch bei Bodenseefelchen ganz gelöst und vergaß regelmäßig seine Mission. So erging es auch dem Ministerialbeamten, der das Raumbuch in Streifen geschnitten hatte, und meinte, durch Anhäufeln derselben entstünde der Entwurf für den Ort der Wissenschaften am Mainauwald in einer Stunde. (Bild 18)

Die Moden kamen, die Moden gingen, in der ehemaligen Kleiderkammer des Generals stellt der Planer sich einen Planschrank auf, den hatte der Geschäftsführende ihm zusammen mit einem zusätzlichen Dachfenster genehmigt. Dort legte der Planer seine Visionen hinein. Eine nannte er die Droste-Hülshoff-Fassung. Wie ihr Türmchen auf dem Höhenkamm in Meersburg noch immer einen Akzent setzt, wollte er hohe Gebäude, vielleicht für die Naturwissenschaften auf den höchsten Punkt des Giessberg setzen. Talwärts sollten sich flache, vielfältig gegliederte, frei geformte Bauten anschließen. Wenn überhaupt möglich, bei so viel Flächenwünschen der Universität sollte durch typologisches Wechselspiel eine vielschichtige Erlebniswelt, eine Warmherzigkeit nannte er es auch, entstehen. Die Gehbereiche zum Beispiel sollten nicht wie auf Karopapier aufgezeichnet wirken, sondern vielfältig gebrochen werden, genau so wie die erdachten Trampelpfade im Freien in den ersten Plänen.

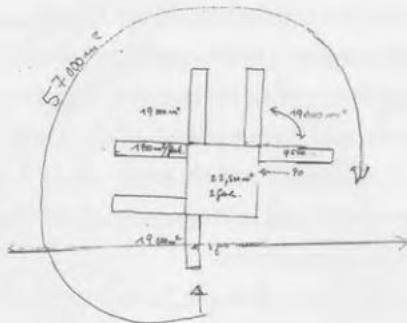
Der Planer erinnerte sich an die frühen Vorlesungen im Städtebau. Dort wurde ihm vermittelt, dass zum Beispiel eine nach links gebogene mittelalterliche Straße dem ste-





17

*Analyse soll Fantasie ersetzen*



18

*Skizze eines Ministorsalbeutens für den Entwurf eines Unio.*

henden Betrachter die Giebelhäuser zu Rechten Haus für Haus abzählen bzw. erleben lässt. Und dass die Häuser zur Linken sich optisch davonstehlen. Dieses Wechselspiel erzeugt einen Erlebnisraum. Der damalige Student, nun mit diesem geschulten Blick versehen, entdeckte die gebaute Regel bei seinem wöchentlichen Gang durch Leonberg vom Bahnhof zum Altenheim, wo er die Großmutter besuchte. Und er war jedes Mal begeistert beim Zählen, bzw. Verlieren von Häusern im gebogenen Straßenraum. Es war nach dem längeren Fußmarsch auf schnurgeraden Straßen beim Erreichen des Altstadtviertels mit gekrümmten Straßen für ihn eine richtige Erfrischung. Seine Neugierde war geweckt worden und die Bauten seines anthroposophisch planenden Professors wurden ihm zusehends zum Vorbild. In des Generals Kleiderkammer legte er am Reißbrett darum die so genannte schiefe Reißschiene an. Der Geschäftsführende hatte die Anschaffung genehmigt. Man konnte so den 90-Grad-Winkel beim Entwerfen verlassen. (Bild 19)

Eine Differenzierung der Baumassen, nun nicht mehr alleine in der Höhenstufung, sondern auch in ihren Fluchtlinien zu einander, sollte in Plänen und Modellen wichtig sein, dachte sich der Planer. Bewegungen wie Wellen müssten möglich sein, kurzwellige und langwellige sozusagen. Und diese Bewegungen der Gebäude sollten Plätze umschließen und auch Straßenfluchten, Wege und Gassen entstehen lassen. Der öffentliche Raum, gestaltet für die Versammlung im Freien, könnte so Wirklichkeit werden, dachte der Planer, wie auch die Privatheit im stillen Winkel, z. B. der kanzelartige Aussichtspunkt über dem See. Die Universität als Faubourg mit Elementen von kraftvoller Urbanität wie in der nahen historischen Stadt wurde die Vision, der zu folgen es sich lohnte. (Bild 20–21)

Der Leiter und der Souschef, ihre Kürzel am Briefkopf waren übrigens vM und ill, wuchsen allmählich aus der druckvollen Phase des Pflanzgartens heraus. Sie nahmen sich nun die Zeit nach dem Mann in der Kleiderkammer zu schauen, auch weil in vielen Städten Deutschlands Universitäten aus dem Boden gestampft wurden und es Anfragen gab, wann nach dem bravourösen Start in den ehemaligen Schrebergärten für ein Provisorium nun das eigentliche Große und Ganze gebaut würde. Der Geschäftsführende, sein Kürzel war Sch, brachte auch die Kunde mit, da er der Hüter des Geldes war, dass gewaltige Summen bereit gestellt würden und er Prognosen abliefern müsse, wie groß in Zukunft die jährlichen Geldausgaben sein würden.

Der Leiter ging noch immer zu seiner Uferbank. Er sinnierte dort über den Arbeitstitel der nächsten großen Aufgabe. Schließlich sagte er dem Planer, nun stünde ja »der Sprung auf den Giessberg« an. Demnächst würden Kommissionen auftauchen, sagte er auch, die wissen möchten, ob und wie man Anlauf nähme für den Sprung. Der Planer trug also vor. Seine Philosophie über den Bau einer Stadt, die sich übertragen ließe auf den Bau einer Universität. Daß er Stimmungen bauen würde, die sich bei Droste-Hülshoff, Hermann Hesse oder Martin Walser finden ließen, dass die Gebäude die charakteristische Kante des Mainauwaldes nicht wegdrücken, der Topographie folgen und

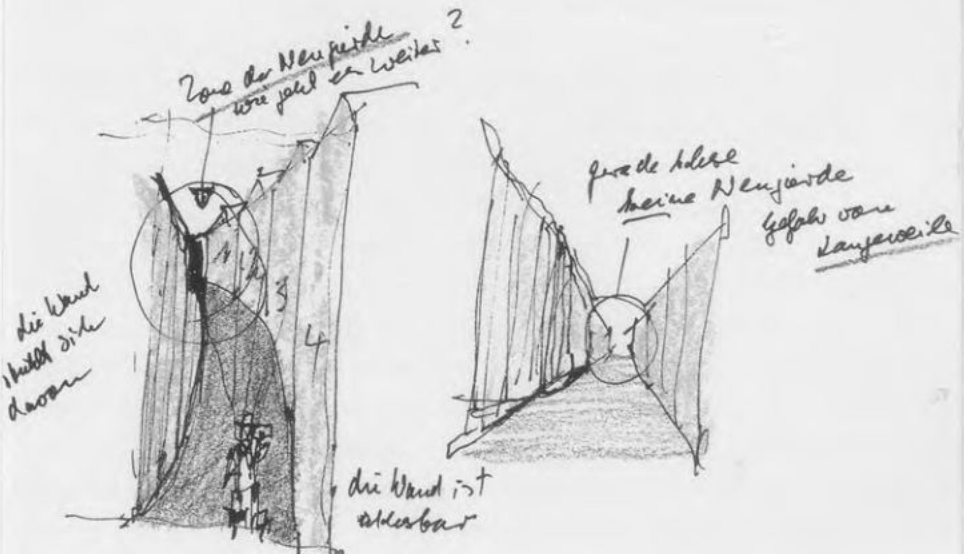
21



20



19



Signale am Ufer der Bodensees setzen würden. Wobei sie auch nicht immer rechtwinklig gebaut sein müssten. Sie sollten auf keinen Fall herrisch im Ausdruck sein, eher viele Gesichter haben, vielschichtig wie es einer demokratischen Grundordnung entspräche. Es sollten keine Bauten für eine Kaste sein, sondern Bauten einer Bildungsstätte für die Kinder des Landes aus allen Schichten. (Bild 22–33) Das Gebot der Stunde, bedeutete die Kommission, als sie schließlich vorbeikam, dem Planer, wäre jedoch Schnelligkeit. Ein Ordnungsprinzip, wie in einigen Skizzen des Planers sichtbar, müsste durchgängig angewendet werden. Das hätte sich an vielen Orten bewährt und wirke sich dämpfend auf die Baukosten aus.

Vorbei die Stunden der inneren Einkehr in des Generals Kleiderkammer. Wo der gedankliche Umweg, der Nebenweg und auch die Sackgasse erlaubt waren, genau so wie die Meditation über die Landschaft und den See am Dreiländereck. Die Freude des Konstruierens und Planens, wie von Paul Valéry Bildtext 31 zutreffend beschrieben, ging trotzdem nicht verloren. Die das eigene Tun entflammende Begeisterung brannte in der meditativen wie in der neu angebrochenen aktiven Arbeitsphase.

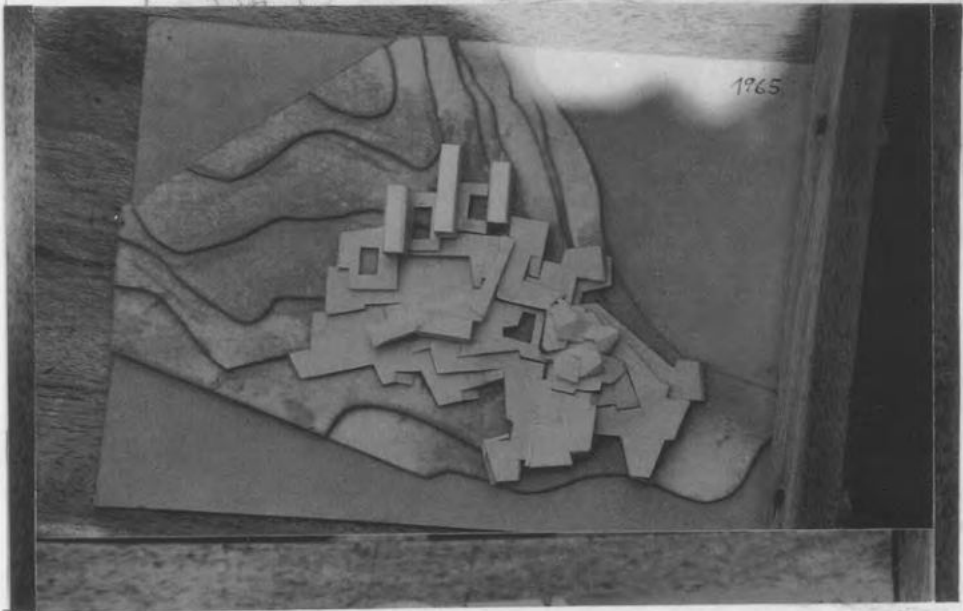
Seit dem Tag, an dem der Leiter zum ersten Mal durch die Allee zum See lustwandelte, waren ungefähr drei Jahre vergangen. Der Aufbruch der Zugvögel im Ried, Sommerglück am Wasser, Schiffe anschauen auf der Bootsmesse im Herbst, über das Eis des Gnadensees gleiten, manchmal bis zur Insel Reichenau. Die beruhigenden jahreszeitlichen Rituale lösten sich regelmäßig ab und machten die Menschen gelassen. So blieb der Giessberg unbebaut, nur der Planer fuhr manchmal hinauf, zu allen Jahreszeiten um Zwiesprache zu halten. Lieber, guter Giessberg, sagte er nun, es geht Dir bald ans Leder. Nicht so sanft wie bisher geplant, das so genannte Machbare hat immer Kanten und Ecken, aber man kann ja mal überprüfen, was sich an bisher erdachter Sinnlichkeit hinüberretten lässt. Laßt uns weiter machen, sagte sich der Planer, im Sinne von Paul Valéry und mit dem von den Analytischen verpönten Verfahren von Try and Error. Und dabei das Reformprogramm des Senats berücksichtigen. Zum Beispiel die darin niedergelegte Idee, dass kurze Wege zwischen den Fakultäten die Wissenschaftsbereiche zum Zusammenrücken verführen könnten. Eine Universität unter einem Dach, so wurde ein Slogan damals geboren, und der Leiter formulierte es noch kuscheliger: die Universität der Pantoffelentfernungen. (Bild 34)

Des Planers Zeichnungen wurden manifester. Er erinnerte sich bei der Arbeit an seine Zeit als Architekturlehrer in London, wo er getreu seinen gespaltenen Empfindungen gegenüber der gerasterten Architektur die freie Form – the free shape – lehrte, deshalb von den Studenten der Freeshapeman genannt wurde, die aber die Schrägen in die staggered lines verwandelten, um der geltenden Lehre (Bild 34–38) und auch ihrem german teacher gerecht zu werden. Daß Baugruppen sich zum See hinwenden, andere zum Talgrund, dass sie sich den Höhenlinien, die schräg zu ihnen verlaufen, trotzdem anpassen, und dass eine einheitliche Konstruktion als Netz darüber gelegt werden konnte, die gestaffelt eingesetzt, optisch schräge Fluchten ergibt, war Dank der staggered line mög-

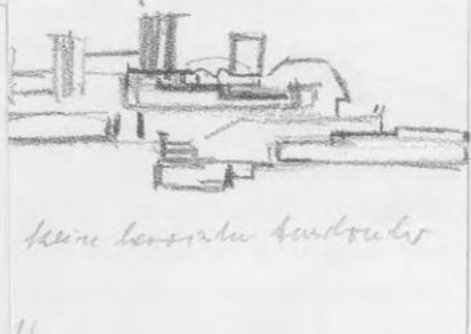
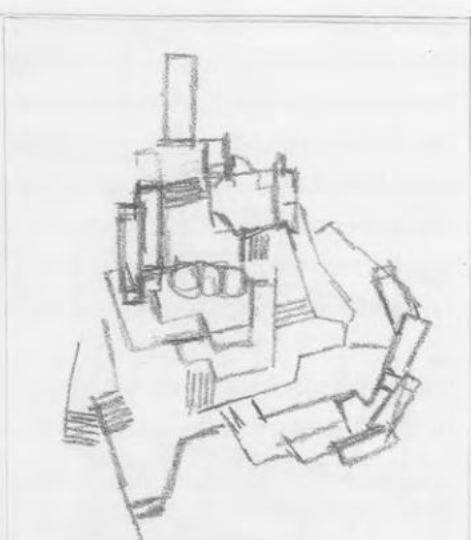
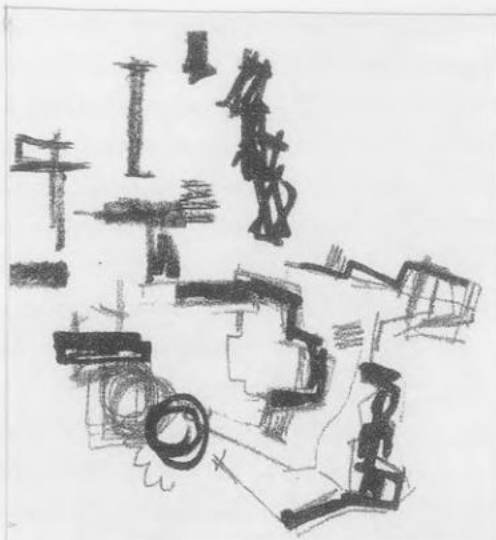




22

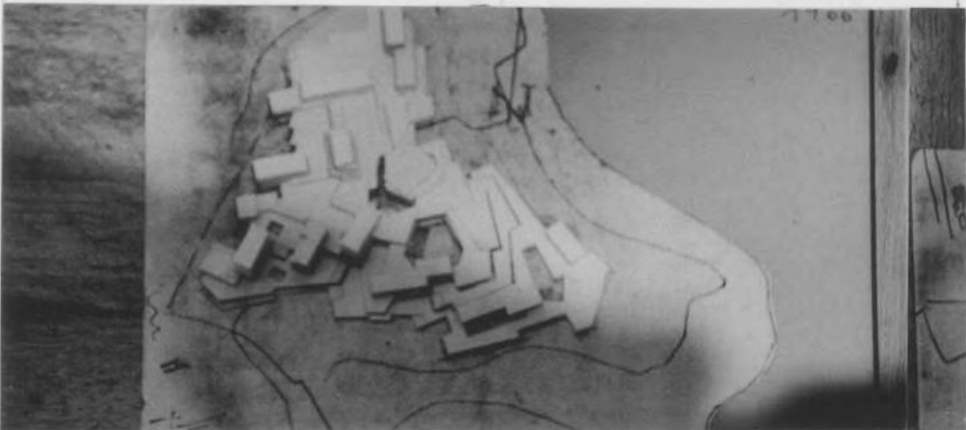
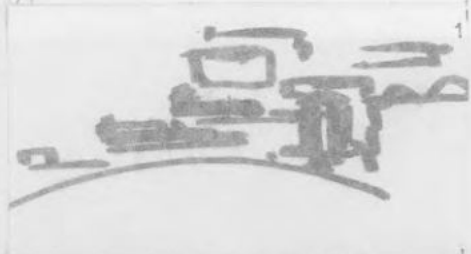


23



*kein besonderer Ausdruck*

11



Wen nie – sei es auch nur im Traum! – ein Unternehmen gepackt hat, das er mit völliger Freiheit auch wieder fahrenlassen kann, wer sich nie an das Abenteuer einer Konstruktion gewagt hat, die schon abgeschlossen ist, wenn die anderen sie erst beginnen sehen, und wer nicht die das eigene Selbst entflammende Begeisterung einer einzigen Minute gekostet hat, das Gift der Empfängnis, die Skrupel, die Kälte innerer Einwände und jene wechselseitige Ablösung von Gedanken, bei der immer der stärkste und umfassendste auch über die Gewohnheit, ja sogar über die Neuartigkeit siegen muß, wer nicht auf dem blanken Weiß der Seite ein Bild geschaut hat, an dem die Möglichkeit und der bedauernde Verzicht auf alle Zeichen, die von der getroffenen Wahl ausgeschlossen blieben, zehrte, und wer nicht im lichten Luftraum ein nichtvorhandenes Bauwerk erblickt hat, wen nicht Schwindel angesichts des Abstandes von einem Ziel ergriffen hat, die bange Sorge um die Mittel zu seiner Verwirklichung, das Gefaßtsein auf Verzögerungen und Versager, die Berechnung der fortschreitenden Phasen, die in die Zukunft entworfene Planung, die sogar damit rechnet, was dann nicht in die Überlegung einzutreten hat – der kennt auch nicht, wie immer es sonst um sein Wissen bestellt sein mag, den Reichtum und die Ergiebigkeit und die geistige Spannweite, die der Tatbestand des Konstruierens erhellt.

Paul Valéry (1894)

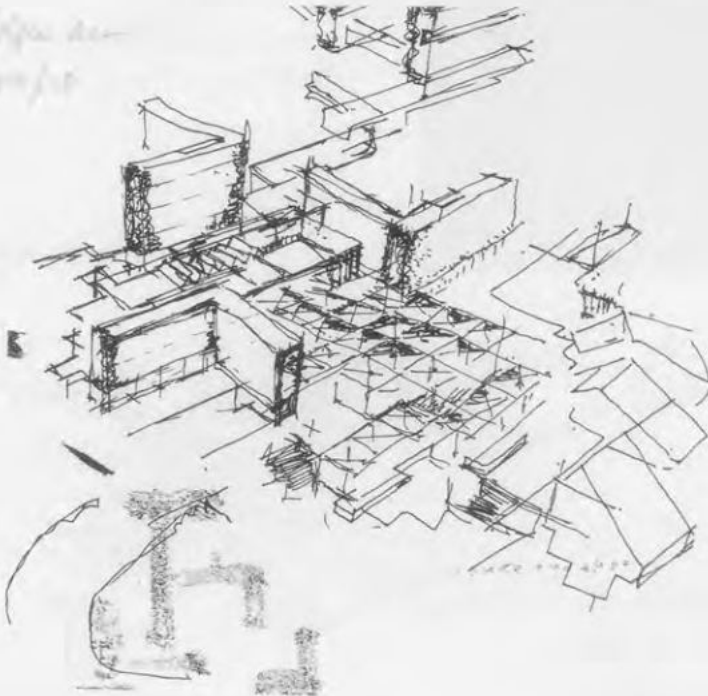


29



31

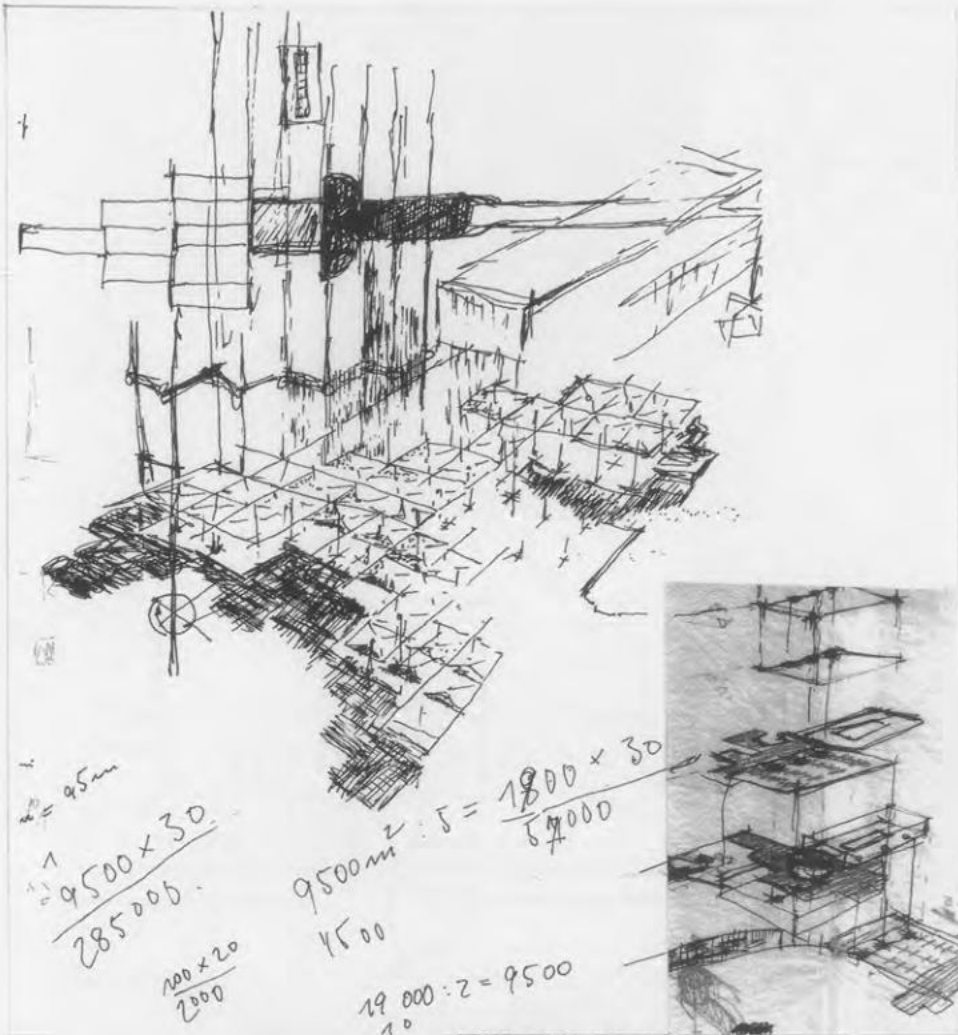
*Handwritten text in German:*  
 Von der Höhe der  
 Topographie



30

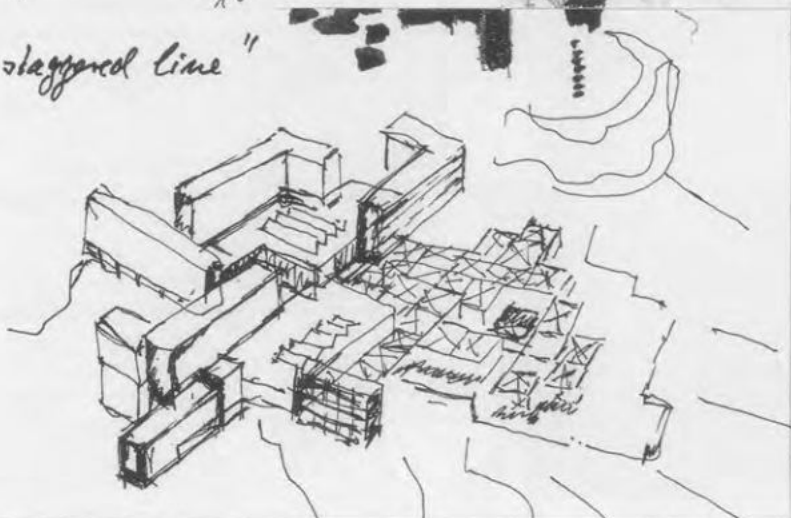




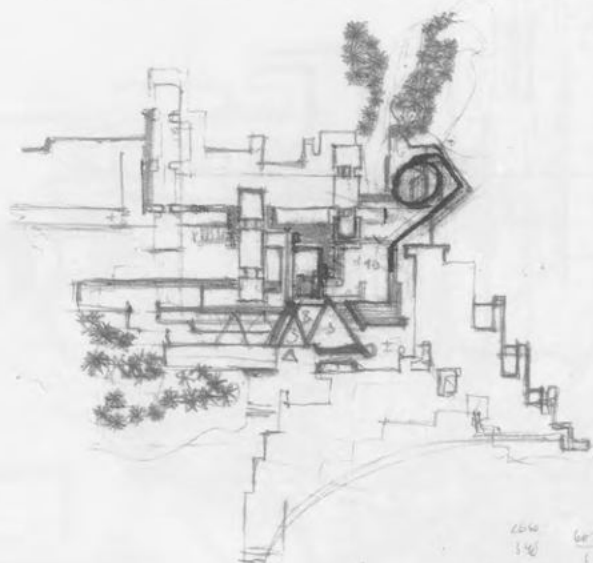


34

11 "the staggered line"



35

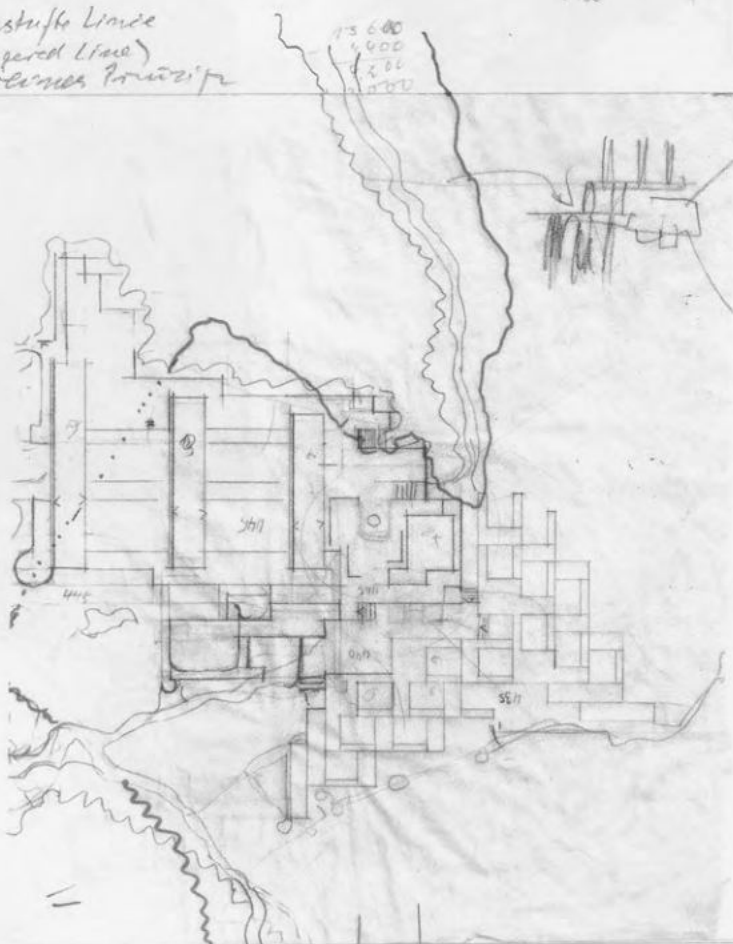


266  
140  
2400  
600  
177

Die gestufte Linie  
(staggered line)  
als räumliche Prinzipie

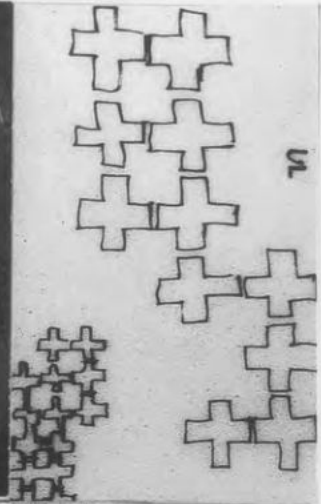
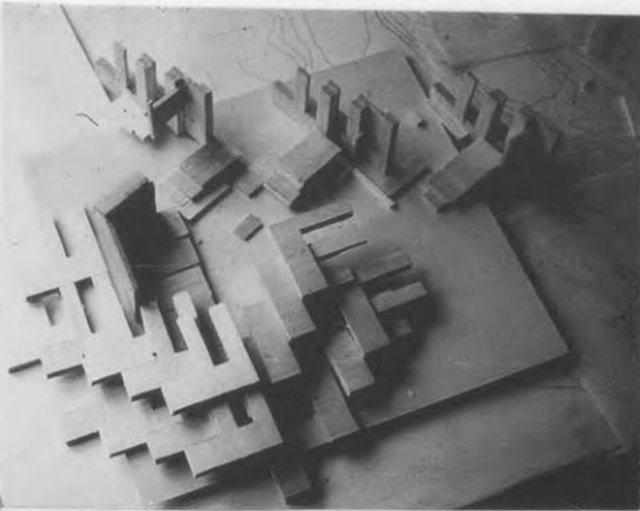
75 600  
4 000  
1 200  
1 100

36

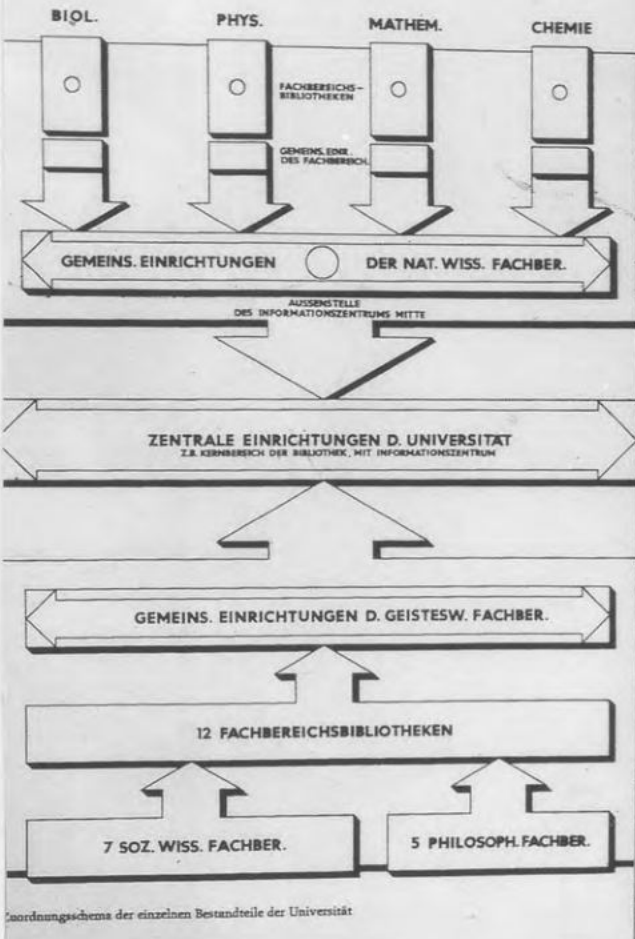


37

38

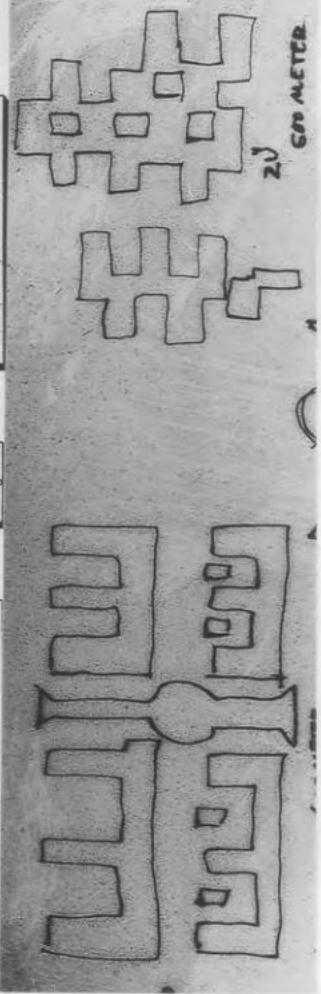


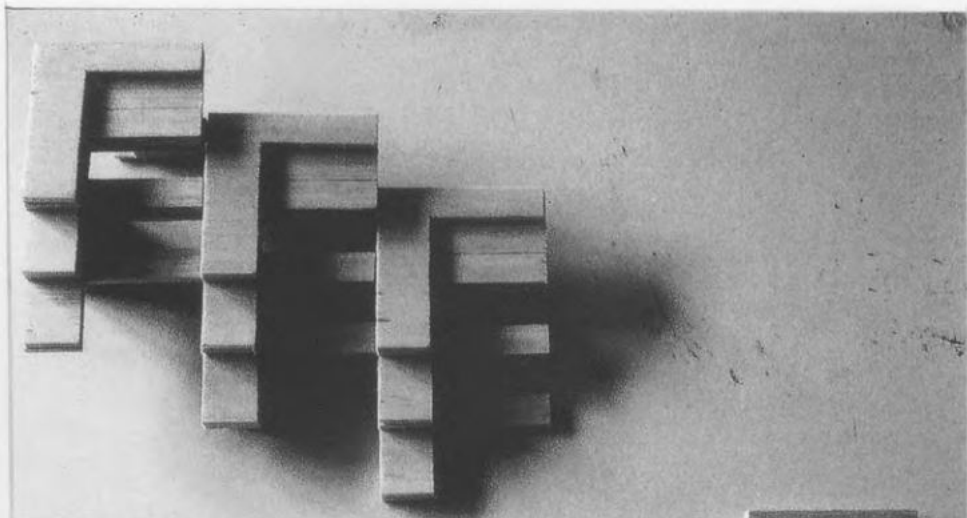
*Der Typologie zum Trotz*



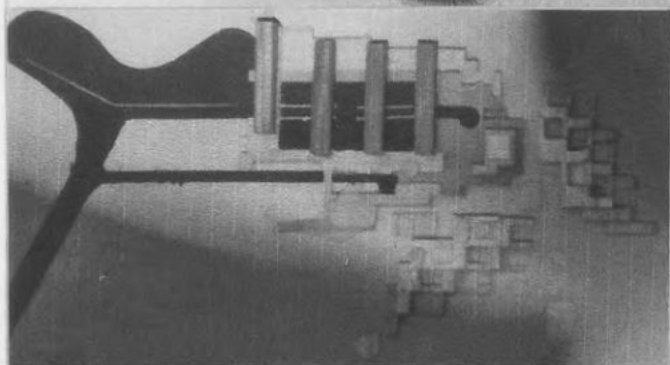
39

Coordinationschema der einzelnen Bestandteile der Universität

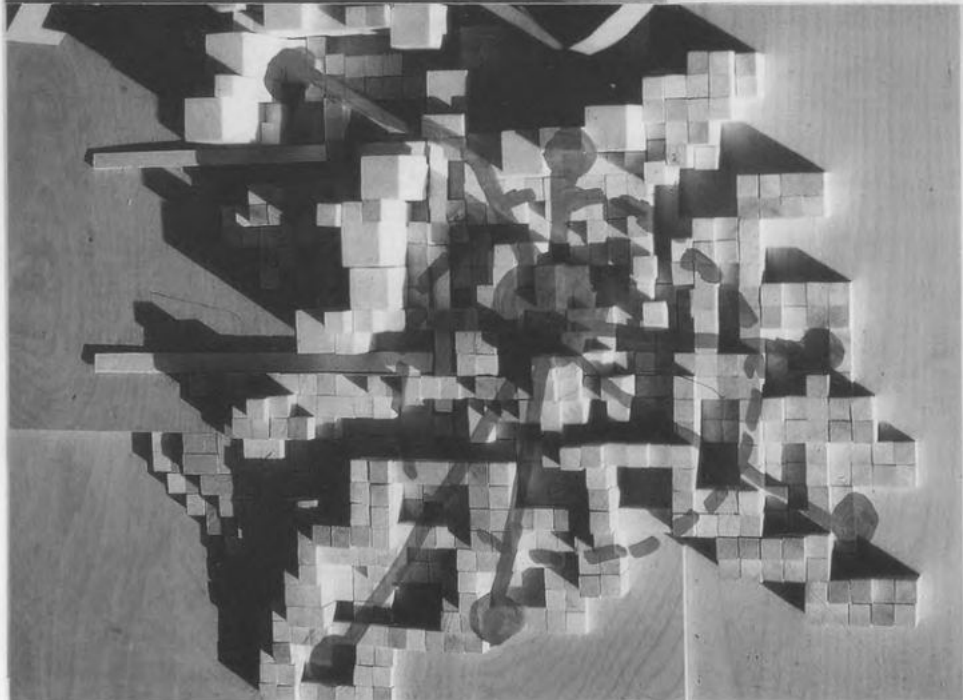




40



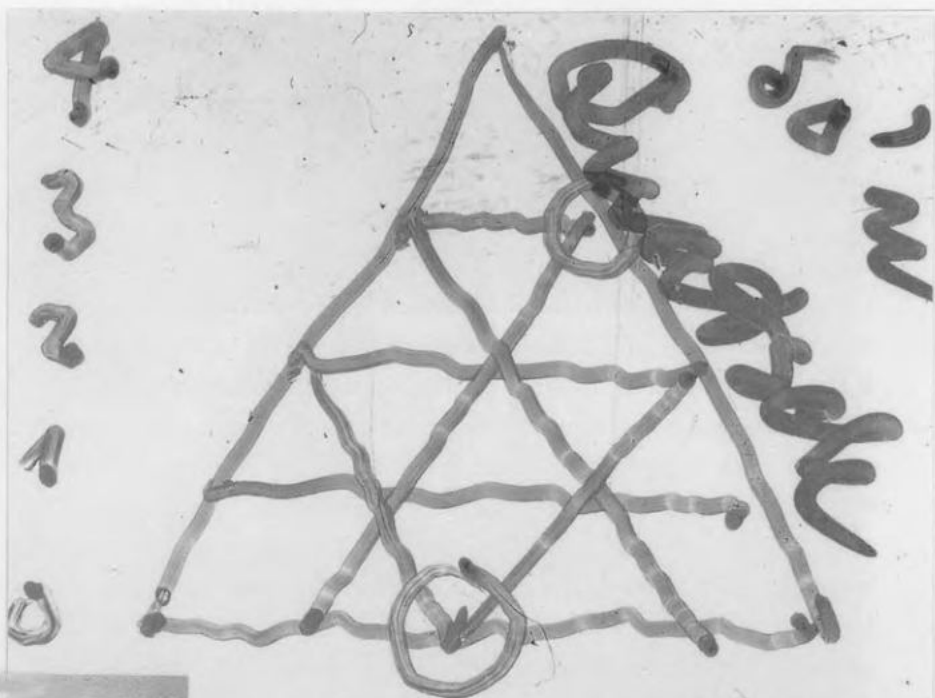
41



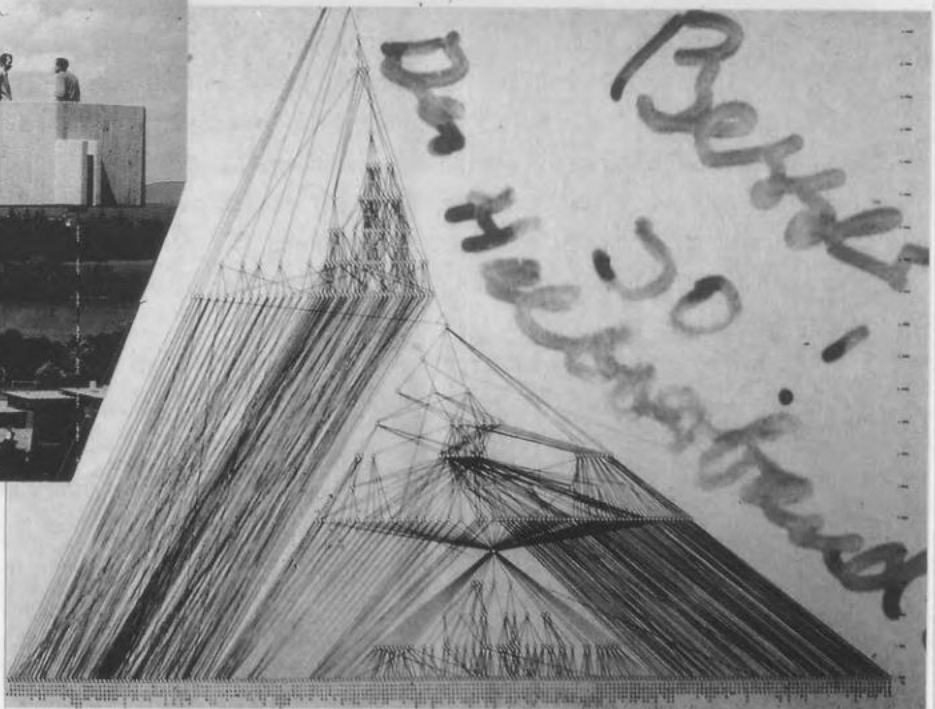
42



43



44



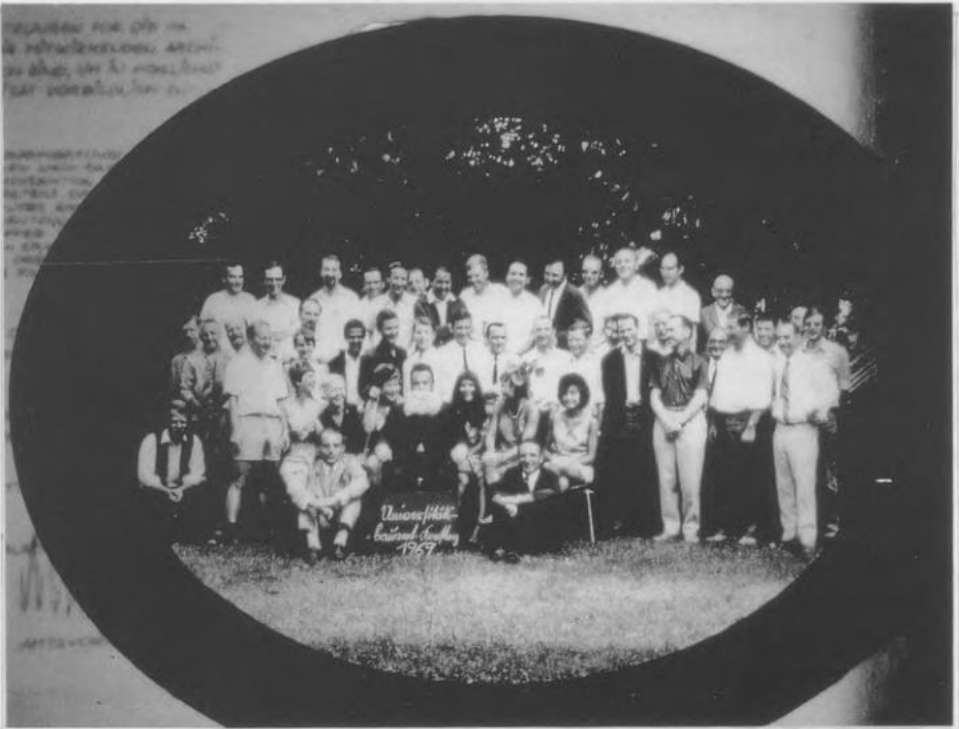
5

lich geworden. Auch Module ließen sich dabei konstruieren, wie zum Beispiel das F oder das L, heftig beklatscht von Besuchergruppen, deren Neubauuniversitäten als Credo den konstruktiven Raster hatten. Der Planer lachte über sie. Er hatte in der Richtung keinen Ehrgeiz. Sein Ansatz hin zur Vielfalt wurde allerdings von den Systemmenschen wiederum belächelt. (Bild 40–41)

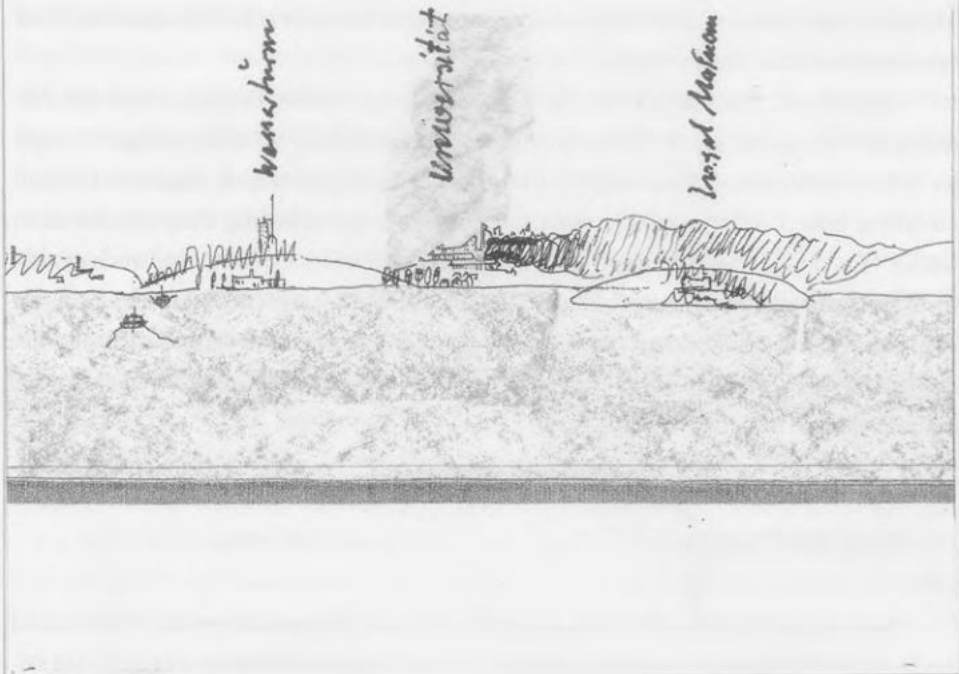
Ein genauerer Gesamtplan entstand in der ehemaligen Ankleide des Generals. Die Lage am Berg und am Ufer des Sees, die konstruktive Disziplin, die Zuordnung der Fakultäten und der zentralen Einrichtungen wurde erkennbar und die angeforderten Nutzflächen ließen sich grob nachrechnen. Aber die Leute, die dieses Gebilde in Zukunft gebrauchen sollten, waren ob der Dichte der Gesamtanlage verunsichert. Ihre Baubeauftragten in der Baukommission kamen und gingen. Und die Universität war auch gefordert beim Aufbau von Lehre und Forschung im Provisorium des Pflanzgartens und man hatte ja auch Berufungsverhandlungen zu führen und die Universitätsverwaltung aufzubauen. Die Bauleute drängten sich in diese Betriebsamkeit nicht gerne hinein. Wie sich bald zeigte, war das ein Fehler, man misstraute ihnen und kaufte sich Meinungen von außen ein. Die Härte der darauf folgenden Auseinandersetzung in längeren Kolloquien hielt aber nicht sehr lange an, da auch dieses Mal das Verführerische der Bodenseelandschaft und der hervorragenden Schweizer Gastronomie die Gemüter besänftigten. Einer der Außerirdischen, ein Holländer, sagte zum Planer, in einer Pause am Ufer des Untersees stehend: Du, Architekt, bau das so. Und die Zugabe der Herbeigerufenen war der Gedanke, alles, was im Sinne der Universitätssprecher zu funktionieren hatte, zu überlagern mit etwas Disfunktionalem, nämlich mit vielen Orten der informellen Begegnung. (Bild 42) Denn Universität sei nicht nur Arbeitsplatz, sondern auch Lebensplatz. So wurde die Sozialstruktur geboren. Die Idee, diese als loses Band aus so genannten Commoncenters zu gestalten, die an einem Rundweg, dem Circuit, liegen sollten, lag nahe.

Da Bauleute und Universitätssprecher nach diesen wichtigen Planungsschritten wieder näher zusammen rückten, gab sich der Planer den Ruck, das andere Lager noch näher kennen zu lernen. Er belegte einen Globalkurs, der von einem Politologen, einem Soziologen und einem Juristen gemeinsam veranstaltet wurde. Das Kursthema hieß: sozialer Wandel. Kritisch überprüft wurden dabei Entscheidungsstrukturen in Politik, Verwaltung und Industrie in Bezug auf die Mitsprache der Bürger am Beispiel ihrer Demonstrationsrechte. Es stellte sich heraus, dass damals der mitsprachebewusste Bürger in Deutschland ein unbekanntes Wesen war. Er war daran gewöhnt worden in Hierarchien zu denken und zu leben, obwohl der bürgerliche Ungehorsam gemäß Grundgesetz eigentlich zur lebendigen Demokratie gehört. Wissenschaftlich gesehen gelangte das Seminar zu dem Schluß, dass geordnete Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens von kühnen Kurzschlüssen, den so genannten Halbverbänden, durchdrungen werden müssten. So würden die Strecken der notwendigen Innovationen, des Fortschritts, des Aufbruchs und der Mitsprache entstehen können. (Bild 43–44)

46



47



Als auch praktisch denkender Mensch übertrug der Planer den Halbverband in die Planung des »unbekannten Gesamten«: konstruktiver Grundraster, Module, staggered line, Höhenstaffelungen, bewegte Wegeführungen innen und außen, Funktionsschemata, Pantoffelentfernungen, all diese Planungsparameter betrachtete er als hierarchische Größen im streng geordneten Gesamten. Die Zonen, wo die Halbverbände zu entdecken waren, also wo die Regeln gebrochen werden, wurden für eine enthierarchisierte Architektur frei gehalten: Die organisch geformten Hörsäle, die Seminarräume aus Holz mit spitzen Dächern statt aus Beton gebaut, das Nest der Studiobühne, die Geschoßskaskaden der Bibliotheken, die große Muschel des Forums, die vielgestaltigen Kabinette der Commoncenter, die farbenprächtige Mensa mit ihrem weiten Blick über den See und das Känzelchen (Bild 45) als Antwort auf die barocke Kanzel am Ufer in Meersburg, all diese Orte durchwirkt von vorwitziger und farbenfroher Kunst am Bau, das alles war jetzt mit Bedacht konzipiert für das Zusammenspiel aus Hierarchie und Halbverbänden.

In diesem Konzept wird nicht der Fortschritt geboren, nicht einmal Traditionen bewahrt werden, sondern hier entsteht die Anarchie, rief ein entsetzter Ministerialbeamter, als ihm die Pläne gezeigt wurden. 43 Jahre später wurde die 1964 neu gegründete Universität zur Exzellenzuniversität erhoben.

Der Leiter ließ sich, bevor er in der Allee zum See hinunter spazierte, neuerdings statt Eis am Stiel Tortenstückchen von seiner Sekretärin bringen. Er wurde dadurch unabhängig von den Jahreszeiten. Er musste sich nämlich das Leben versüßen, er stand unter Druck, denn alle Welt erwartete den von ihm verkündeten »Sprung auf den Giessberg. »Herr Kollege«, sagte er zum Planer, »der Geschäftsführende hat Personalstellen ausgeschrieben und nimmt Einstellungen vor, der Souschef hat auch schon die Geschäfte auf viele neue Namens Kürzel verteilt.«

Tho, Bü, Mi, Pw, Prie, Pk, Ha, Vo, Ke, Sä, Br und so weiter (Bild 46), die zu den Altgedienten He, By, Pe, Ri, Str hinzu kamen. »Wir müssen jetzt wirklich springen«, sagte der Leiter noch einmal. Kurz entschlossen ließ er 10 Baggerrampen demonstrativ den Giessberg hinauf rollen, gemäß seiner Devise: Lieber mit Schwung daneben, als lahm richtig. Was den Planer mächtig freute, denn der Leiter bewies damit, dass auch er sich in einem Halbverband bewegen konnte. Dieser Geist des Vorpreschens beseelte bald alle oben mit Kürzeln genannten bzw. nicht benannten Personen und schnell entstand die Universität ab 1970, nach Jahren des Suchens, nun als bekanntes Gesamtes am Ufer des wunderschönen Bodensees. (Bild 47)

## EIN NACHTRAG

Als nun das Unbekannte bekannt geworden war, begann das große Wirken und Werken. Der Weg von der gezeichneten Linie zum aufgemauerten Stein, zur gefügten Betonschalung und positionierten Stahlstütze führte auf einem schmalen Grat entlang. Um



nicht zu stürzen bedurfte es der Disziplin im technisch-konstruktiven Können, damit aus Träumen gebaute Realität werden konnte. Und es bedurfte Jahre des gemeinsamen Tuns bis die neuen Häuser der Universität fertig gebaut waren und von der Wissenschaft bezogen werden konnten. Danach verschwanden die Planer und die Bauleute aus der Szene um die Kosten abzurechnen, die Pläne zu archivieren und die Bautagebücher zu komplettieren. Letztere hatten zwei Spalten. Eine für den Baualltag und eine andere für so genannte Geschehnisse. Zu diesen gehörte die erste Mondlandung, Berichte über schöne sommerliche Betriebsausflüge und Richtfeste mit Wettsägen, reichlich Freibier und dem im Grund zerschellenden Weinkelch, der aus großer Höhe geschleudert wurde um Glück zu bringen. In der Spalte Geschehnisse wurden auch Seminare mit dem Thema »Planung der Planung« beschrieben, von Ministerien veranlasst, fern ab der Wirklichkeit des Bauens, als reiner Selbstzweck. Auch über Netzplanung wurde berichtet, diesen monströsen Gespinsten aus Terminen, die der Wirklichkeit hinterherhinkten statt die Zukunft zu gestalten. Bauablaufplanungen wurden auch erwähnt, die mangels erfahrenen Personals in den beauftragten Agenturen Bauabläufe verzögerten statt zu beschleunigen. Die Spalte Geschehnisse wurde nach diesen Erfahrungen mit einer Unterspalte versehen. Sie titelte »Des Kaisers neue Kleider«. Diese Moderichtung breitete sich wegen der Liberalisierungskampagne der Politik schnell aus. Kluge Zukunftsforscher jedoch prognostizierten schon damals, dass durch diesen Trend in dreißig Jahren eine Weltwirtschaftskrise entstehen würde.

Die Häuser der Universität am Bodensee, damals von Profis errichtet, werden nun langsam Geschichte. Wie sie technisch und auch gedanklich gesehen entstanden sind gerät in Vergessenheit, was sie bisher erlebt haben, ist vielfältig dokumentiert. Von der Mondlandung bis zur vorhergesagten, nun eingetroffenen Weltwirtschaftskrise spannt sich der Bogen. Eine besondere Anekdote fällt beim Lesen der Spalte Geschehnisse immer noch auf. So konnte der Planer anlässlich einer Exkursion zu englischen Universitäten dort eintragen in der Untergruppe »Des Kaisers neue Kleider«, dass er und der Leiter in Brighton in einer Arbeitsgruppe sitzen mussten, wo junge Experten, stur aus Tabellen ablesend, auf ungesicherten Planungswerten verharren, die sie salvenartig in die Runde schossen. Rechenmaschinen rasselten und erste Computer wurden ausprobiert, um die Welt zu sortieren. Draußen schien die Sonne, Studenten belebten den Campus lässig in ungeordneten Bewegungen. Als die Selbstdarstellung der so genannten Experten immer offensichtlicher wurde, verließ der Leiter den Raum. Er legte sich auf den englischen Rasen und lauschte auf die Wellengeräusche des nahen Atlantiks, und dem Schreien der Möven. Ihm war die reale Wirklichkeit wichtiger als die virtuelle. (Bild 48)

Die Häuser haben danach noch viel mehr erlebt. Zum Beispiel den Fall der Mauer, weil das politische System, das für den Mauerbau verantwortlich war, sich im virtuellen verloren hatte. Und kurz vorher erfuhren die Häuser von den zuständigen Ministerien, dass sie im Falle einer Atomkrieges nicht wie geplant als Lazarett zu gebrauchen wären, da sie als Fertigteilbauten bei Erschütterungen wie Kartenhäuser in sich zusammen fal-

len würden. Weiter ist zu lesen unter der Rubrik »Des Kaisers neue Kleider«, dass Bauten aus der Ära »Neue Prächtigkeit«, die überall im Lande errichtet wurden, nur noch wie die Schatten ihrer selbst herumstünden, sozusagen abgetakelt, denn die neue Prächtigkeit, auch Postmoderne genannt, war nur ein virtuelles Hirngespinnst, erdacht von und für so genannte Eliten in einer zunehmend verarmenden Welt.

Eine sehr späte Eintragung berichtet darüber, dass all die Kürzelnamen Jahrzehnte später einen Ausflug von Konstanz nach Meersburg machten, um dort in dem Weingut des Landes eine ausgiebige Weinprobe zu nehmen. Dabei ließe sich, meinte man, die Krise der aus der Realität abgewanderten Bankwelt mit ihren Pleiten ganz gut vergessen. Außerdem sähe man bei der Heimfahrt auf der Fähre am anderen Ufer, sich Konstanz nähernd, minütlich größer werdend die vielfältigen und unautoritären Bauten der Universität, die den Kürzeln, wenn sie ans Land gehen, zuraunen: gut, dass ihr es wart, die uns gebaut haben.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Wilhelm von Wolff, Hölderlinstr. 3, D-88453 Erolzheim



Armin Müller

## INDUSTRIEKULTUR UND KULTUR- TOURISMUS AM BODENSEE

Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte  
zwischen Marketing und Geschichtskultur

*»Wer kennt sie nicht, die internationale Bodenseeregion mit den Anrainern Deutschland, Schweiz, Liechtenstein und Österreich, die Region mit der unvergleichlich schönen Landschaft, Kultur und Geschichte. [...] Wer aber kennt den Wirtschaftsstandort Bodensee? Wer denkt an Unternehmen wie Nycomed, Nestlé-Maggi, Alcan, Georg Fischer oder Schiesser, an ZF, MTU, Zeppelin, Dornier oder EADS, an Wolford, Zumtobel, Hilti oder Arbonia Forster, wenn vom Bodensee die Rede ist? Die Bodenseeregion hat zwar ein positives, aber auch ein sehr einseitiges Image – das Image der Erholungs-, Freizeit- und Ferienregion.«<sup>1</sup>*

Diese Analyse stammt aus der Feder der Initiative Bodensee Standort Marketing (BSM), einem grenzüberschreitenden Zusammenschluss von Kreisen und Kantonen, der es sich zum Ziel gemacht hat, ein anderes Image der Bodenseeregion, nämlich das einer wirtschaftlichen und industriellen Kernregion und eines High-Tech-Standorts, zu befördern. Aus Sorge um eine einseitige Außenwahrnehmung heraus wurde die Markeninitiative »Bodenseeland – United Innovations« gestartet, in der dem Bild von der malerisch-idyllischen Natur- und Kulturlandschaft das Gegenbild eines leistungsfähigen Wirtschaftsstandortes mit hoher Industriedichte und Wertschöpfung entgegengestellt wird.

### NATUR- UND KULTURLANDSCHAFT ODER HIGH-TECH-LAND

Diese zwei Seiten des Bodenseemages spiegeln sich auch in der Geschichtskultur und den kulturtouristischen Angeboten der Region. Tatsächlich haben viele der Anrainerregionen sich in ihrer Kulturarbeit und historischen Außenvermarktung auf die vorindustrielle Zeit ausgerichtet. Erinnerung sei nur an die Orientierung des gesamten oberschwäbischen Raums auf die Barockzeit oder an die beiden Stätten des Weltkulturerbes Insel Reichenau und St. Gallen, die, wie viele andere Bodenseestädte auch, das

mittelalterliche Erbe betonen. Ein genauerer Blick auf die kulturtouristischen Angebote zeigt aber auch, dass vielerorts die Themen Industrie, Unternehmen und Innovationsregion durchaus eine bedeutende Rolle spielen. Einen guten Überblick über die unternehmensgeschichtlichen Traditionen der Bodenseeregion liefert nach wie vor der Band »Industriekultur am Bodensee«<sup>2</sup>, einer Gemeinschaftsproduktion verschiedener Autoren, historischer Vereine und Institutionen aus dem Jahr 1992, in dem über 1000 erhaltene Bauwerke und Zeugnisse der regionalen Technik- und Industriegeschichte erfasst und beschrieben wurden. Hier wird deutlich, dass viele der eingangs von der BSM genannten Unternehmen nicht erst seit kurzem am Bodensee ansässig sind, sondern dass die meisten auf eine lange Tradition und Geschichte bis in die frühindustrielle Zeit zurückblicken können. Spätestens wenn es um runde Jubiläen geht, werben die Unternehmen mit dieser Tradition und binden sie in ihre Marketingkonzeptionen ein.<sup>3</sup> Damit verhalten sie sich wie die Gemeinden und ihre Kultureinrichtungen, deren Programmangebot in der Regel eng mit der Logik von Jubiläen und Jahrestagen verwoben ist.

Dabei begegnet das wirtschafts- und unternehmenshistorische Kulturangebot den Interessierten in verschiedenster Weise und auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Teilweise orientieren sie sich auch an unterschiedlichen Zielgruppen, manchmal sind es die Beschäftigten der Unternehmen, manchmal die Bürger oder die Touristen, meistens begegnet man aber einer Mischung der genannten Gruppen. Ziel dieses Artikels ist es, hierzu einen Querschnitt an jüngsten Beispielen der Jahre 2008 und 2009 aus der Bodenseeregion in den Blick zu nehmen und vorzustellen. Dabei wird sich ein breites Spektrum des Medieneinsatzes zeigen: angefangen bei klassischen Formen der Geschichtsdarstellung in Büchern und Publikationen über Museen, Ausstellungen, Führungen und Events bis hin zu Filmprojekten und Online-Angeboten.<sup>4</sup> Außerdem wird deutlich, dass auch bei den vermeintlich klassischen Medien mittlerweile auch neue Wege beschritten werden, die eindeutig auf ein breiteres Publikum und eine kulturtouristische Vermarktung abzielen. Abschließend wird es darum gehen, die Schnittstellen der regionalgeschichtlichen Projekte mit aktuellen Fachtrends in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte aufzuzeigen.

## WIRTSCHAFT UND UNTERNEHMEN IN VORARLBERG

Notwendiger Ausgangspunkt für alle weitergehenden kulturtouristischen Angebote zu unternehmensgeschichtlichen Themen ist sicherlich immer noch eine gesicherte Fakten- und Datenbasis. Ihre Erarbeitung aus dem vorhandenen Quellenmaterial erfordert Fachkenntnisse und Erfahrungen und kann nicht ohne die Hilfe einer professionellen Struktur an Archiven und Bibliotheken funktionieren. Traditionell werden die Ergebnisse der historischen Forschung in Fachbüchern oder Zeitschriften der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.



Für die gesamte Bodenseeregion vorbildhaft ist sicherlich die aktuelle Studie zur Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs aus der Feder des dortigen Leiters des Wirtschaftsarchivs, Christian Feuerstein.<sup>5</sup> Der Autor verpflichtet sich mit seiner Darstellung dem Ansatz einer Wirtschaftsgeschichte als Unternehmensgeschichte, also einer Darstellungsweise, die in traditionelleren Werken der Wirtschafts- und Sozialgeschichte keineswegs selbstverständlich war. Für die Zeit seit der Hochindustrialisierung liegt damit eine Gesamtübersicht der großen Vorarlberger Unternehmen sowohl für die Industrie- als auch die Dienstleistungsbranchen vor.

Die industrielle Entwicklung Vorarlbergs im 19. Jahrhundert konnte auf einer jahrhundertalten Tradition im textilen Bereich aufbauen, und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein spielten andere industrielle Branchen keine Rolle. Seit dem Mittelalter gab es verschiedene Formen der Flachs-, Hanf- und Schafwoll-Verarbeitung als Teil des oberdeutschen Leinengewerbes. Im 19. Jahrhundert wurden diese Rohstoffe dann vollständig durch die Baumwolle abgelöst, wobei man auf dem vorhandenen Know-how aufbauen konnte und Schritt um Schritt die Einzel- und Handarbeit durch maschinelle Produktionsmethoden und Fabrikorganisation ablöste.<sup>6</sup> Erste Fabrikbauten Vorarlbergs entstanden in den 1830er Jahren, zunächst waren es Spinnereien, dann Webereien. Feuerstein nennt die Weberei von Karl Ulmer 1834 in Dornbirn und die zeitgleich entstandene Fabrik des Textilunternehmers Ganahl in Feldkirch.<sup>7</sup>

Ganahl war auch in der weiteren Entwicklung typisch für eine Unternehmensgeschichte in der Region. Der Kaufmann Johann Josef Ganahl begann 1797 mit einer Tex-

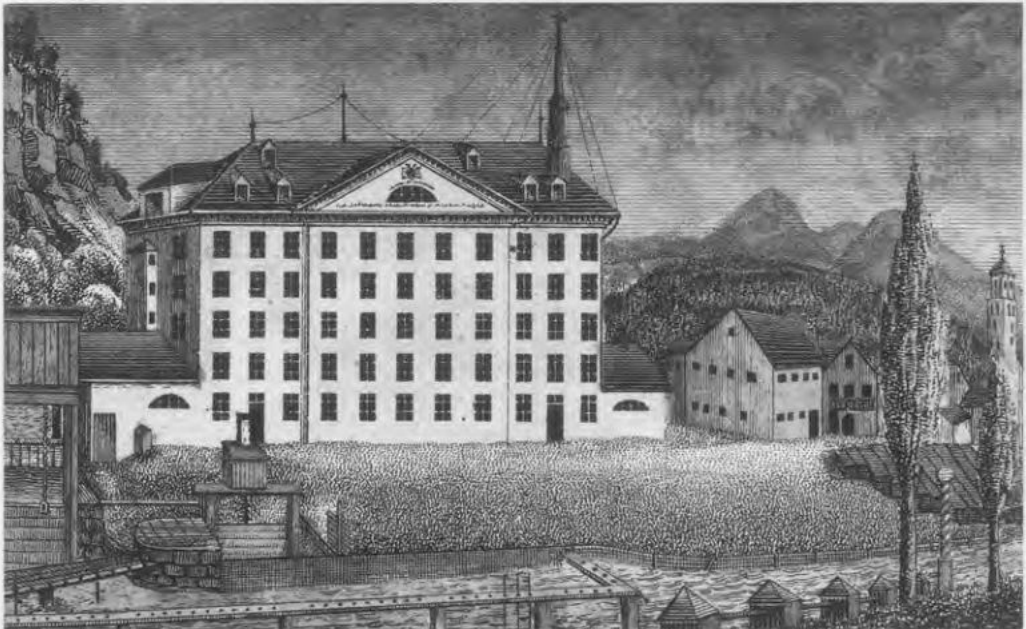


Abb. 1: Die Ganahl'sche Spinnerei in Feldkirch von 1833 war eine der ersten Fabriken in Vorarlberg. (Quelle: Stadtarchiv Feldkirch)

tilwarenhandlung. Schon 1819 beantragte er ein Wassernutzrecht zur Gründung einer Spinnerei, die ihm zunächst verweigert worden war. Erst 1833 erhielt er in Feldkirch das Wasserrecht und gründete eine Baumwollspinnerei. Es war die erste größere mechanische Weberei der gesamten Donaumonarchie. Sein Sohn übernahm die Leitung nach dem Tod des Gründers 1843 und vereinigte 1872 die Firma mit seiner eigenen Baumwollspinnerei und -weberei, die er zwischenzeitlich in Frastanz gegründet hatte. 1889 wurde das Gesamtunternehmen auf die dritte Familiengeneration übertragen. Erst in dieser Phase (1906) wurde der Spinnbetrieb in Feldkirch auf Elektrizität umgestellt und erneut erweitert. Beide Weltkriege überstand das Unternehmen unbeschadet und blieb weiter in Familienbesitz. In der Nachkriegszeit war es eine der drei größten Spinnereien Vorarlbergs. Erst mit der Krise der europäischen Textilindustrie begannen auch für Ganahl die Probleme, in deren Folge die Firma 1986 Insolvenz anmelden musste.<sup>8</sup>

Vorarlberg war das am frühesten industrialisierte Land der Habsburger-Monarchie.<sup>9</sup> Selbst die Gründerkrise 1873 hatte für Vorarlberg weit weniger dramatische Auswirkungen als für andere europäische Regionen. Ein wichtiger Grund hierfür war die solide Kapitalisierung der vorhandenen Unternehmen. Zwar waren zahlreiche Kapitalgesellschaften entstanden, um die notwendigen Investitionskosten für die Fabrikanlagen aufbringen zu können, aber diese waren weitgehend in Familienhand und kaum von anonymen Aktionärskreisen abhängig.<sup>10</sup>

Weil die Textilbranche weniger betroffen war als andere, traf auch die Weltwirtschaftskrise 1929 das Land nur in abgeschwächter Form. Einigen wichtigen Unternehmen gelang es sogar, in den Folgejahren gegen den Trend zu expandieren.<sup>11</sup> In den 1930er Jahren erlebte die nationalsozialistische Bewegung in Vorarlberg besonders viel Unterstützung, insbesondere auch unter Gewerbetreibenden. Man hoffte auf einen ökonomischen An Schub durch die deutsche Rüstungswirtschaft, während zeitgleich in Österreich die Konjunktur stagnierte. Bedeutende Vorarlberger Unternehmer<sup>12</sup>



**Abb. 2:** Das »Wiener Haus« des Dornbirner Textilunternehmens F.M. Hämmerle stand am Franz-Josefs-Kai in der Donaumetropole. Der prunkvolle Bau war 1876 als Handelsniederlassung erworben worden und stand für die große Bedeutung der Ostmärkte für die Vorarlberger Textilindustrie. (aus: Hans Nägele: Hundert Jahre F.M. Hämmerle, Dornbirn 1936, S. 77)

förderten die Nazis und nach 1938 kamen drei prominente NS-Wehrwirtschaftsführer aus Vorarlberg: Gustav Wagner-Wehrborn (Unternehmen F.M. Hämmerle), Hermann Rhomberg (Unternehmen Franz M. Rhomberg) und Hans Ganahl (Unternehmen Carl Ganahl & Co.).<sup>13</sup> Tatsächlich profitierte die Vorarlberger Industrie von der Einbindung in die NS-Kriegswirtschaft: Man erhielt Großaufträge des eigenen Wehrkreises und versuchte sich als Zulieferer für reichsdeutsche Rüstungsfirmen. In den Kriegsjahren kam es auch zu Diversifizierungen weg von der Textilproduktion, hin zum metallverarbeitenden Sektor und zur Elektroindustrie. Insgesamt kann aber von keiner grundsätzlichen Modernisierung durch den NS-Einfluss ausgegangen werden.<sup>14</sup>

Vorarlberger Unternehmen waren von Kriegszerstörungen kaum betroffen, dennoch bekamen sie in der Besatzungszeit durch Rohstoffknappheit, Arbeitskräftemangel, Demontagen sowie Handel- und Transportbeschränkungen größere Probleme. Bei der Entnazifizierung der Wirtschaft zeigten sich die französischen Besatzer auffallend großzügig und verfolgten eine Amnestie-Politik. Frankreich war offenbar daran interessiert, dass Österreich möglichst schnell wieder auf die Beine kam und von Hilfslieferungen unabhängig wurde. Die Verstrickung der Industrie in die NS-Herrschaft ist belegt: Im Bezirk Feldkirch waren 55 von 79 Industriebetrieben nationalsozialistisch belastet. Aber es wurde sehr großzügig entnazifiziert: lediglich 4 Prozent des Leitungspersonals wurden aus seinen Positionen enthoben.<sup>15</sup>

Der Aufschwung der 50er Jahre wurde wieder maßgeblich von der Textilindustrie getragen. Für die Vorarlberger Wirtschaft war die Zeit zwischen Kriegsende und den 1970er Jahren eine Zeit des Wohlstands. Die erste tiefe Krise der Textilbranche trat in den 1970er Jahren auf, als die allgemeine Wirtschaftskrise durchschlug und in Vorarlberg 20 Prozent der textilindustriellen Arbeitsplätze kostete. Dass in diesen Jahren trotzdem nur geringe Arbeitslosigkeit auftrat, lag daran, dass die aufstrebende Metall- und Elektroindustrie neues Zugpferd der Industrie wurde und die freiwerdenden Arbeitskräfte aufnehmen konnte.<sup>16</sup>

Die wichtigsten Namen der neuen Schlüsselbranche sind die Beschlägehersteller Blum und Grass (beide Höchst) sowie das Dornbirner Beleuchtungsunternehmen Zumtobel. Die Entwicklung bei Zumtobel war hier sicherlich beispielhaft. Der Unternehmensgründer begann 1950 in Dornbirn mit der Herstellung von Vorschaltgeräten für Leuchtstoffleuchten. Hier konnte sich das Unternehmen schnell gegen die Konkurrenz großer Namen wie Philips oder Siemens etablieren. In den 60er Jahren stieg die Mitarbeiterzahl über die Schwelle von 1000 an und bis zur Jahrtausendwende wurden schon knapp 5000 Beschäftigte gezählt. Heute ist Zumtobel europäischer Marktführer im Bereich Innenleuchten.<sup>17</sup>

Gleichzeitig erlebte auch die Dienstleistungsbranche ihren Aufstieg und löste in den 1980er Jahren die Industrie als wichtigsten Sektor ab: Bedeutende Branchen entstanden in den Bereichen Vermögensverwaltung, Handel, Verkehr und nicht zuletzt im Tourismus. Insgesamt hatte aber der Tourismus nicht die zentrale Rolle, wie es auch das Bild

von der Natur- und Kulturlandschaft suggeriert. Nur für einige Gebirgsgebiete erlangte er große Bedeutung, für das Land Vorarlberg war er nie existentiell.<sup>18</sup>

## ZEPPELINJUBILÄUMSJAHRE 2008/2009

Der Name Zeppelin und die Vorstellung vom Pioniergeist des Luftschiffbaus sind sicherlich so eng mit dem Image der Bodenseeregion sowohl als Natur- als auch als Technikregion verbunden wie kaum ein anderes Unternehmen. Diese enge Verbindung findet seit jeher ihren bildhaften Ausdruck im Klassiker der Bodensee-Postkartenmotive: dem über dem See schwebenden Luftschiff – jeweils vor wechselnden Stadt- und Naturmotiven aus der Region. Dass mit dem Zeppelin NT seit den 1990er-Jahren wieder eine neue Generation an Luftschiffen als »Ausflugsdampfer der Lüfte« unterwegs ist, hat sicherlich wesentlich zur neuen Blüte dieses Mythos in der Gegenwart beigetragen.

Vielen Menschen weniger bewusst ist das unternehmerische Erbe des Grafen Zeppelin. Aus der Idee des Luftschiffbaus entwickelte sich in der ersten Boomphase des Zeppelinflugs im Kaiserreich ein ganzer Konzern, aus dem sich dann mindestens drei große internationale Industrieunternehmen entwickelten: der Autozulieferer ZF, die Maybach Motorenwerke, die später Teil der MTU (heute Tognum) wurden, sowie das Flugzeug- und Raumfahrtunternehmen Dornier, das mittlerweile im europäischen Konzern EADS aufgegangen ist.

Wurde die technik- und kulturgeschichtliche Seite der Zeppelin-Geschichte breit in Publikationen gewürdigt, kam die Geschichte der Zeppelin-Stiftung als Unternehmens- und Konzerngeschichte bislang zu kurz. Dieses Defizit wurde 2008 in einem Buch der Stadt Friedrichshafen zum 100. Jahrestag der Stiftungsgründung behoben.<sup>19</sup> 1908 war in doppelter Hinsicht zentral für die Zeppelin-Geschichte: Zum einen ereignete sich im August die »Katastrophe von Echterdingen«, als das Luftschiff LZ 4 bei einem Testflug in der Nähe von Stuttgart in einen Sturm geriet, Feuer fing und verbrannte. Zum anderen ist die sich anschließende »Nationalspende« zu nennen, deren Millionenertrag den Grundstock für die neue Zeppelin-Stiftung bildete, welche als privatrechtliche Stiftung eine Holding für alle noch zu gründenden Einzelunternehmen des Konzerns bilden sollte. Schon die Stiftungskonstruktion für ein Industrieunternehmen war eine innovative Idee, die zur damaligen Zeit nur die Jenaer Carl Zeiss-Stiftung von Ernst Abbe als Vorbild kennen konnte. Möglicherweise war sie die erste Unternehmens-Stiftung ihrer Art, die schon auf der juristischen Grundlage des noch jungen BGB gegründet war.<sup>20</sup> Wie sich spätestens mit dem Ende des Ersten Weltkriegs 1918 und dem Tod des Grafen Ferdinand von Zeppelin 1917 herausstellen sollte, war die Stiftungskonstruktion eine institutionelle Lösung, mit der die Unternehmensnachfolge auch in Krisenzeiten und über den Tod des Pioniergründers sowie losgelöst von den Zufällen familiärer Bande gesichert werden konnte.<sup>21</sup>



Wichtigstes Tochterunternehmen war zunächst die Luftschiffbau Zeppelin GmbH. Ab der Weimarer Zeit gewannen aber immer mehr die ursprünglich als reine Zuliefererbetriebe für den Luftschiffbau gedachten Unternehmen mit neuen Geschäftsfeldern an Bedeutung. Das waren die schon 1909 entstandene Maybach Motorenbau GmbH, die 1915 gegründete Zahnradfabrik GmbH (später ZF AG) sowie die Dornier Metallbauten GmbH, die aus den 1917 gegründeten Zeppelin-Werken in Lindau hervorgegangen waren.

Mit der MTU feierte 2009 eine der großen Zeppelintöchter rundes Firmenjubiläum.<sup>22</sup> In der »Motoren- und Triebwerkunion« (MTU) waren 1969 die Maybach-Motorenwerke aufgegangen. Seit 2006 gehört das Unternehmen einem schwedischen Investor und firmiert als Marke unter der Holdingsgesellschaft Tognum. Seinen Ursprung hat der Maybach-MTU-Mythos in den ersten Maybach-Motoren, die 1911 im Luftschiff LZ 10 zum Einsatz kamen. Weitere Meilensteine waren die Motorentwicklungen für Flugzeuge im Ersten Weltkrieg und der Automotor W 2, mit dem Maybach den im Versailler Vertrag erzwungenen Ausstieg aus dem Flugmotorenbau überwand und neue Märkte erschloss. 1933 war nicht nur das Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung, sondern auch das Jahr der Jungfernfahrt des »Fliegenden Hamburgers«, eines ersten Schnellzuges in Stromlinienform, der mit Hilfe von Maybach-Technik und -Motoren bis dahin unbekannte Geschwindigkeitsrekorde aufstellte. Für Maybach war es aber auch die Zeit, in der das Unternehmen verstärkt leistungsstarke Benzinmotoren für Ketten- und Halb-



Abb. 3: Der Zeppelin LZ 10 »Schwaben« war das erste Luftschiff mit Maybach-Motoren, das 1911/12 insgesamt 218 Fahrten machte. (Quelle: Tognum)

kettenfahrzeuge der Wehrmacht produzierte. Damit wurde Maybach zu einer wichtigen Stütze der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft.

Als in der Nachkriegszeit das Vermögen und damit auch die Unternehmen der Zeppelin-Stiftung an die Stadt Friedrichshafen fielen, überwarf sich Karl Maybach mit der Stadt und erreichte den Verkauf der Stiftungsanteile an den Flick-Konzern. Zwischen 1963 und 2006 entwickelte sich das Unternehmen Maybach/MTU unter dem Dach des Daimler-Benz-Konzerns weiter, bis es dann an die schwedische Investorengruppe EQT Partners veräußert wurde. In den vergangenen Jahrzehnten hat das Unternehmen zahlreiche Bereiche für ihre Motoren, Antriebssysteme und Energieanlagen erschlossen: Kunden kaufen MTU-Systeme für den Schiffbau (vom Bodenseekatamaran bis zum Kriegsschiff), für schwere Land- und Schienenfahrzeuge, für den Einsatz in der Öl- und Gasindustrie, für Diesel- und Stromaggregate sowie für Blockheizkraftwerke.

Der Aufwand des Unternehmens zum Jubiläumsjahr war gewaltig und entsprechend auch die mediale Begleitung. Sonderausgaben in regionalen Tageszeitungen, Berichte in den überregionalen Tages- und Fachmedien ließen die ingenieurstechnischen und unternehmerischen Meilensteine des MTU-Motorenbauers wieder lebendig werden. Medialer Höhepunkt war sicherlich die Jubiläumsgala vom 6. Mai 2009 im Graf-Zeppelin-Haus Friedrichshafen unter Beteiligung von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Einen besonderen Fokus auf die Unternehmensgeschichte richtete aber schon die Festveranstaltung vom 23. März 2009 mit zahlreichen geladenen Gästen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Innovativ war der über die Generationen hinweg in Szene gesetzte Dialog der MTU-Tüftler. Auf der Bühne traf der MTU-Gründer Wilhelm Maybach, gespielt von Schauspieler Utz Thorweih, auf Dr. Gerd Wolters, den langjährigen und gerade in den Ruhestand ausscheidenden Technikvorstand des Unternehmens. Beide fachsimpelten über alte und neue Meisterleistungen der MTU-Ingenieurskunst. »Living History« traf auf Technik- und Unternehmensgeschichte.

## ÄLTESTES UNTERNEHMEN FRIEDRICHSHAFENS

Schriften zu Unternehmensjubiläen werden häufig aus den Firmen und ihren eigenen Kommunikationsabteilungen initiiert oder sogar vollständig von Ihnen produziert. Das MTU-Jubiläum war hier sicherlich ein gutes Beispiel. Das sagt noch nichts über ihre Qualität, es prägt aber ihre Perspektive auf die eigene Geschichte. Meistens dominiert dann weniger eine analytische, vergleichende Sicht, sondern entweder ein (auto-) biografisch-anekdotischer oder ein heroischer Stil auf die unternehmerischen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart. In Abgrenzung zu traditionellen Festschriften hat sich in den letzten 20 Jahren die akademische Unternehmensgeschichte entwickelt, die sich als Teil einer analytischen sowie methoden- und theoriebewussten Geschichtswissenschaft versteht.<sup>23</sup> Während die akademischen Studien eher auf die Kraft von Worten, Daten und

Argumenten vertrauen, bevorzugen viele Jubiläumsschriften selbst gerne die Werbewirkung von Bildern. Beide Arten der Darstellung haben ihre Vor- und Nachteile. Während der (Fach-) Text sicherlich präziser, genauer und reflexiver ist, schafft das Medium Bild mehr Nähe für die Geschichte, öffnet sie für ein breiteres Publikum und führt Produkte, Menschen und Ereignisse im wahrsten Sinne des Wortes den Lesern »vor Augen«. Ein sehr gelungenes Beispiel für einen solchen Zugang ist die Festschrift des Friedrichshafner Familienunternehmens Hüni + Co zum 150. Geburtstag der Firma im Jahr 2009.<sup>24</sup> Damit ist Hüni das älteste Industrieunternehmen der Stadt.

Die Lederfabrik »Hüni & Cie« wurde 1859 als Niederlassung des Schweizer Mutterunternehmens mit Sitz in Horgen gegründet. Die Familie suchte den Kontakt zum deutschen Markt und erhoffte sich hier von Friedrichshafen einen idealen Standort. Außerdem war der Betrieb in Horgen räumlich an Grenzen gestoßen, so dass man einen weiteren Standort suchte. Der Gründer Hans Heinrich Hüni brachte ein neues Schnellgerbverfahren nach Deutschland mit, das einen erfolgreichen Start ermöglichte.

1890 gab der Gründer die Leitung an seinen Schwiegersohn Jacques Leuthold-Hüni und seinen Neffen Eduard Hüni-Beder ab. Als Hans Heinrich Hüni gleichzeitig mit seinem Neffen 1894 starb, musste Leuthold-Hüni die Gerberei in einer Übergangszeit mit Hilfe von leitenden Angestellten führen. Mit Eduard Hüni trat 1900 dann die dritte Familiengeneration in die Firma ein. Er prägte das Unternehmen bis in den Krieg hinein. Unternehmen und Familie litten unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs: Die beiden



Abb. 4: Die Lederverarbeitung war auf eine gute Wasserversorgung angewiesen. Das Foto zeigt Scherböcke in der Wasserwerkstatt der Friedrichshafner Lederfabrik Hüni & Co. (Quelle: Hüni Familienarchiv)



Abb. 5 Der Unternehmer Jacques Leuthold-Hüni (1836–1914) bei einem Empfang von König Wilhelm II. im Schloss Friedrichshafen, nach 1900 (Quelle: Hüni Familienarchiv)

Brüder Otto und Heinz Hüni waren die ersten in der Familie, die die deutsche Staatsbürgerschaft annahmen. Aber Heinz Hüni fiel schon 1941 an der Ostfront und der Vater Eduard starb 1944 infolge eines der zahlreichen Fliegerangriffe auf Friedrichshafen an einem Herzinfarkt, so dass die Verantwortung des Wiederaufbaus in der Nachkriegszeit allein auf den Schultern von Otto Hüni lastete.

Über 100 Jahre prägte der Umgang mit dem Werkstoff Leder die Firma. Noch in der Nachkriegszeit war es v. a. die Herstellung von Sohlleder, Oberleder und von technischem Leder, die den Betrieb bestimmte, aber die Fortschritte in der chemischen Industrie stellten die Lederbranche damals vor erhebliche Herausforderungen. Hüni bewältigte jedoch den Übergang zu neuen Kunststoffen und beschäftigt sich seit fast 50 Jahren ausschließlich mit hochbeständigen Kunststoffbeschichtungen. In den 1960er Jahren betrieb man noch ein Geschäftsfeld Metalldecken, aber der Bereich entwickelte sich trotz anfänglicher Erfolge nicht dauerhaft rentabel, so dass er 1972 wieder aufgegeben wurde. Das Unternehmen ist bis heute in den Händen der Familie Hüni, mittlerweile in der vierten Generation.

Im Mittelpunkt der Darstellung stellen die Autoren die offenbar gut erhaltene Fotosammlung des Familienarchivs, das mit seinen Aufnahmen bis in die erste Hälfte des Kaiserreichs zurückreicht. Zum Bildmaterial werden die wichtigen Stationen der Familien- und Unternehmensgeschichte sowie einige interessante Anekdoten erzählt. Etwas stört der Versuch, die allgemeine Geschichte über eine mitlaufende Zeitleiste mit großen historischen Ereignissen in den Band hinein zu holen. Die Autoren hätten sich hier



auf die Erzählfkraft ihres eigenen Materials verlassen sollen. Insgesamt stellt die Hüni-Festschrift aber im positiven Sinne eine Werbeschrift aus dem Geist der eigenen Unternehmensgeschichte dar, die wesentliche Figuren und Abschnitte der Firmenentwicklung wieder lebendig werden lässt.

## MUSEEN ALS KULTURTOURISTISCHE LEUCHTTÜRME

Friedrichshafen nimmt im Bereich der unternehmens- und industriegeschichtlichen Museen sicherlich eine Ausnahmestellung ein, wofür auch die besondere Entwicklung des Zeppelin-Konzerns und seiner Einzelunternehmen sowie der Zeppelin-Stiftung als kommunale Einrichtung mit kulturellem und sozialem Auftrag verantwortlich ist.<sup>25</sup> Diese überregionale Leuchtturmposition erreichte die Stadt 1996 mit der Gründung des Zeppelin-Museums, in dem seither eine beeindruckende Dauerausstellung zum Zeppelin-Luftschiffbau zu sehen ist sowie immer wieder neue Sonderausstellungen und Publikationen erarbeitet werden, die die Zeppelin-Themen aus unterschiedlicher Perspektive beleuchten.

Seit 2009 mit dem Dornier-Museum eine weitere museale Institution mit überregionaler Strahlkraft im Flughafenbereich der Stadt ihre Tore geöffnet hat, ist das



**Abb. 6:** Im Juli 2009 wurde das neue Dornier Museum für Luft- und Raumfahrt eröffnet. Vor dem Eingang stehen (v.l.n.r.) die Museumsleiterin Christina Becker, der Baden-Württembergische Innenminister Heribert Rech und der Projektleiter Cornelius Dornier. (Quelle: Dornier Museum)

kulturtouristische Profil Friedrichshafens endgültig auf Themen der Unternehmensgeschichte ausgerichtet.<sup>26</sup> Der erfolgreiche Luft- und Raumfahrtkonzern Dornier wurde vom schwäbischen Ingenieur Claude Dornier (1884–1969) unter dem Zeppelin-Dach zunächst als Abteilung »Do« gegründet. Diese wurde 1917 zur eigenständigen Zeppelin-Werk Lindau GmbH und firmiert seit 1932 endgültig als von der Stiftung unabhängiges Unternehmen im Eigentum von Claude Dornier. Wäh-

rend der Luftschiffbau sich bald als Sackgasse der Flugtechnik erwies, startete der Flugzeugbau nach dem Ersten Weltkrieg erst richtig durch. Dornier erwies sich hier als Pionierunternehmen, das immer wieder mit neuen Flugzeugmodellen erfolgreich war. Teil dieser Erfolgsgeschichte sind auch die dunklen Kapitel als Rüstungsbetrieb für den nationalsozialistischen Angriffskrieg, der auch mit der Zerstörung der Dornier-Werke endete. Dazu gehört aber auch der erneute Aufstieg der Dornier-Metallbauten GmbH in der Nachkriegszeit unter Leitung des Gründers und seines Sohnes Claudius Dornier, als zahlreiche Neuentwicklungen für die zivile und die militärische Luftfahrt produziert wurden. Hinzu kam der Einstieg in die Raumfahrttechnologie als weiteres erfolgreiches Geschäftsfeld. Das Ende für Dornier als unabhängiges Familienunternehmen kam in den 1980er Jahren, als sich die Erbenstämme nicht auf eine Neuausrichtung des Konzerns einigen konnten und die Mehrheitsbeteiligung an Daimler-Benz verkauft wurde. Über eine Zwischenstation im DASA-Verbund ist das industrielle Erbe Dorniers heute Teil des europäischen EADS-Konzerns. Ein wichtiges EADS-Werk steht heute weiterhin in Friedrichshafen-Immenstaad am Bodensee und ist in den Produktbereichen militärischer Elektronik und Kommunikationssysteme, militärischer Drohnen sowie Satellitentechnik (Astrium) engagiert.

Mit dem neuen Dornier-Museum für Luft- und Raumfahrt in Friedrichshafen versucht nun die Dornier-Stiftung die Erinnerung an das technische und unternehmerische Erbe Dorniers lebendig zu halten. Mit diesem Schritt wird dem schleichenden Vergessen Dorniers entgegengearbeitet, seitdem Familie und Marke Dornier bei den Nachfolgeunternehmen keine Rolle mehr spielen. Insofern ist das Museum auf jeden Fall auch ein kollektivbiografisches Projekt der Familie Dornier sowie der mehreren Hundert ehema-



**Abb. 7:** Das Dornier Museum wurde architektonisch einem Hangar nachempfunden. Die Lichtinstallationen an der Außenfassade entwarf der Raum-Licht-Künstler James Turrell. (Quelle: Dornier Museum)

ligen Dornianer, die heute im Förderverein des Museums organisiert sind und die mit ihrem großen Erfahrungs- und Informationsschatz am Aufbau des Hauses mitgewirkt haben.

Der eigene Anspruch ist ehrgeizig: Immerhin will das Dornier-Museum mit dem Traum vom Fliegen und von der Überwindung der Schwerkraft eine der großen Visionen des 20. Jahrhunderts in Szene setzen. Entstanden ist ein architektonisch beeindruckender Bau, der einer Hangarform nachempfunden ist und in dem auf 5 000 qm Ausstellungsfläche die Dornier-Unternehmensgeschichte erzählt und zur Eröffnung rund 370 Exponate ausgestellt werden. Ganz im Stil der großen Technikmuseen nehmen Großexponate wie der Senkrechtstarter Do 31, ein Alphajet der Bundeswehr, Satelliten, Aufklärungsdrohnen und Raketensysteme den meisten Raum ein.

Museumspädagogischer Kern ist jedoch eine »Museumsbox«, in der mit modernsten Mitteln die Dornier-Geschichte dargestellt wird. Hier findet die notwendige Erdung der Technikräume statt: Dornier war eben nicht nur Pionierunternehmen, sondern auch nationalsozialistischer Musterbetrieb und High-Tech-Schmiede für den Krieg, bis heute ist das Dornier-Erbe Teil der europäischen Rüstungsindustrie. Diese Kapitel sind ein zentraler Bestandteil des Ausstellungskonzepts. Auch die Raumfahrt ist mit eigenen Ausstellungsräumen vertreten und erlaubt einen Einblick in den Dornier-Anteil an der Eroberung des Weltraums. Für zukünftige Sonderausstellungen und Publikationen liegen hier noch reichlich Themen zur Bearbeitung brach, so dass dem Museum bis auf weiteres kein kreativer Leerlauf droht. Es bleibt zu beobachten, in welche Richtung sich das Museum in den nächsten Jahren entwickeln wird. Bei der Eröffnung wurde einerseits der Massenmarkt des Bodensee-Kulturtourismus als Zielgruppe aufgerufen, gleichzeitig strebt die Museumsleitung aber auch Kooperation mit der Fachwissenschaft an. Die erste Museumsdirektorin Christina Becker trennte sich schon zum Jahresbeginn 2010 von der Dornier-Stiftung. Nachfolger wurde Berthold Porath, der lange Jahre im Oldtimer-Eventbereich tätig war. Ob damit eine konzeptionelle Entscheidung verbunden ist, wird die Zukunft zeigen. Der schnelle Wechsel zeigt aber sicherlich, dass das Projekt Dornier Museum noch in der Selbstfindungsphase steckt.

## BIBERACHER AUSSTELLUNGEN ZUR UNTERNEHMENSGESCHICHTE

Eine bemerkenswerte Reihe von regionalen Unternehmensgeschichten hat in den letzten Jahren das Stadtmuseum Biberach (Braith-Mali-Museum) in sein Programm aufgenommen. Mittlerweile wurden drei große erfolgreiche Sonderausstellungen zu den Unternehmen Liebherr (2005), Handtmann (2007) und Vollmer (2009) organisiert und damit ein wichtiger Teil des kulturellen und touristischen Angebots der Stadt über unternehmensgeschichtliche Themen gestaltet. Den Kern des Angebots bot jeweils eine

Sonderschau im Museum, die von einer fachlich fundierten Publikation zur Firmengeschichte begleitet und damit wissenschaftlich abgefedert wurde. Im Umfeld fand ein umfangreiches Begleitprogramm (Führungen, Feste, Vorträge) statt. Alle drei Unternehmen haben ihren Hauptsitz in Biberach, gehören aber zur Gruppe der Großunternehmen mit internationaler Bedeutung und überregionaler Ausstrahlung.

Die Liebherr-Gruppe ist einem breiteren Publikum über ihr traditionelles Kerngeschäft Kranbau bekannt, um das sich mittlerweile eine Reihe von anderen Geschäftsfeldern und Standorte in der ganzen Welt gruppieren. Verwiesen sei nur auf die breite Palette an Baumaschinen (z. B. verschiedene Bagger, Muldenkipper oder Raupen), auf den Bereich Maschinen- und Anlagenbau (z. B. Werkzeugmaschinen), auf die Luftfahrt- und Verkehrstechnik (z. B. Fahrwerke, Hydraulik oder Klimaanlage) sowie auf die Sparte Hausgeräte (Kühl- und Gefiertechnik). Neben dem Traditionssitz Biberach gibt es weitere große Liebherr-Werke in der Region Bodensee-Oberschwaben, wie z. B. die Standorte Bad Schussenried, Kempten, Lindenberg und Lindau. Insgesamt beschäftigt der Gesamtkonzern über 20 000 Mitarbeiter in aller Welt, die Konzernzentrale befindet sich seit 1983 in Bulle in der Schweiz. Nicht zuletzt aber zeigt das Ausstellungsprojekt die anhaltende Verbundenheit mit Biberach.<sup>27</sup>

Die Liebherr-Geschichte ist eine recht junge Unternehmensgeschichte. Sie geht zurück bis in die unmittelbare Nachkriegszeit, nämlich auf die Idee des Gründers Hans Liebherr, schwere Bauarbeit zu mechanisieren und hierfür den ersten Turmdrehkran für Baustellen zu entwickeln. Bis heute ist Liebherr ein Familienunternehmen. Der Übergang vom Gründer an die Folgegeneration erfolgte in den 1970er Jahren. Hierfür wurde auch rechtzeitig eine institutionelle Regelung getroffen und deshalb eine neue Corporate-Governance-Struktur für den Gesamtkonzern eingeführt: Aus der Einzelfirma Hans Liebherr wurde in mehreren Schritten die Dachgesellschaft Liebherr-International AG mit Sitz in Bulle (Schweiz), die an der Spitze eines internationalen Geflechts von einigen Dutzend selbständigen Liebherr-Gesellschaften steht und sich vollständig im Eigentum der zweiten Liebherr-Familiengeneration befindet.

Die Geschichte der Handtmann-Gruppe reicht auf dem Papier zunächst deutlich weiter in die Vergangenheit zurück, genauer in die Anfangsjahre des Kaiserreichs, als Christoph Albert Handtmann 1873 einen kleinen Gießereibetrieb gründete.<sup>28</sup> Die eigentliche Dynamik erlebte das Unternehmen aber auch erst in der Nachkriegszeit, als die Eigentümerfamilie den Kleinbetrieb bereits in der dritten Generation führte. Der Umstieg vom Schwer- auf den Leichtmetallguss, der neue Werkstoff Aluminium 1950/51 sowie der Einstieg in den Maschinenbau 1953 mit dem Bau der ersten Portioniermaschinen waren entscheidend. Mit weiteren Innovationen im Bereich Füllautomaten in den 1960er Jahren und der Vakuumfülltechnik kam der Durchbruch, seit 1980 ist Handtmann Weltmarktführer für Füll- und Portioniermaschinen. Hinzu kam ab den 1980er Jahren für den Gießerei-Bereich die Autoindustrie als Kunde, wo Teile für Bremssysteme und später Einspritzpumpen hergestellt wurden. Abgerundet wird das Produktangebot der Handt-



mann-Gruppe vom Engagement im Bereich Kunststoffentwicklung, der Handmann Elteka GmbH, sowie einer Zulieferfirma für die Luftfahrtindustrie, welche Technologieführer im Hochgeschwindigkeitsschneiden ist. Weiterhin bedeutend blieb die traditionelle Armaturenherstellung, die sich in den Bereich des Anlagenbaus für Brauereien und Tankproduzenten weiterentwickelte. Seit den 1980er Jahren brachten diese Kontakte den Einstieg in den Bau von Filteranlagen und damit in die Mikrobiologie (Entkeimung). Die Handmann-Gruppe wird heute in der vierten Familiengeneration geführt und beschäftigt rund 2 400 Mitarbeiter bei einem Umsatz von einer halben Mrd. Euro.

Die letzte der Ausstellungen der Stadt Biberach war dem Schärf- und Schleifmaschinenhersteller Vollmer gewidmet. Dieses Unternehmen feierte 2009 seinen 100. Geburtstag und kooperierte aus diesem Anlass auch mit dem städtischen Museum, um dort unter dem Titel »Unendliche Schärfe« die eigene Unternehmensgeschichte dem interessierten Publikum zu präsentieren.<sup>29</sup> Diese begann mit den Erfindungen des Gründers Heinrich Vollmer (1885–1961), der erste automatische Schleif- und Feilmaschinen auf den Markt brachte und es damit schaffte, ein erfahrungsgeprägtes Handwerk durch präzise Maschinenmechanik abzulösen. Zentral fanden sich in der Ausstellung auch die Versuche Vollmers, im Unternehmen weitere Standbeine in der Waffenherstellung aufzubauen. Im Ersten Weltkrieg waren es Mündungsschoner für Gewehre und Karabiner, im Zweiten Weltkrieg machten Kurvenhalter für Maschinengewehre Vollmer zu einem der kriegswichtigen Betriebe in Oberschwaben. Heinrich Vollmer und sein Werk waren hier wohl ein nicht untypisches Beispiel für das Verhältnis der Unternehmer zu Kriegswirtschaft und NS-Regime. Zwar wurde er selbst kein NSDAP-Mitglied und auch seine Kritik am Krieg und seine Konflikte mit dem Heer sind überliefert, aber letztlich positionierte sich Vollmer engagiert mit eigenen Erfindungen und Produkten – ganz im Sinne der Anreizstruktur der Rüstungswirtschaft.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts konnte das Unternehmen immer wieder die Technologieführerschaft in der Branche verteidigen, so dass es bis heute Weltmarktführer für Schärfmaschinen ist. Vollmer beschäftigt heute rund 700 Mitarbeiter und im neuen Jahrtausend überstieg der Jahresumsatz die Schwelle von 100 Mio. Euro. Die technische Entwicklung ging dabei von den mechanischen über die elektromechanischen Geräte zu modernen, computergestützten Erodiermaschinen. Wichtig für den nachhaltigen Erfolg der Vollmer-Produkte war seit dem Tod des Gründers immer ein starkes technisches Management, aber im Hintergrund stand lange Zeit eine bodenständige Familie. Dabei verlief der Übergang vom Gründer auf die Kindergeneration keineswegs unproblematisch. So zog sich der Einstieg des Sohnes Udo Vollmer nach dem Tod des Vaters über ein ganzes Jahrzehnt hin und eher ungeplant stieg auch parallel seine Schwester Sieglinde in die Geschäftsführung ein. Während Udo 1987 nach Konflikten in der Unternehmensleitung auch wieder aus der operativen Verantwortung austrat, entwickelte sich Sieglinde Vollmer zur zentralen Figur des Familienunternehmens und steht auch in hohem Alter als Hauptgesellschafterin in der strategischen Verantwortung für das Unternehmen.

Diese familiären Spannungen werden in der Ausstellung kaum dargestellt, finden aber entsprechenden Raum in der Begleitpublikation, ebenso wie andere Konflikte, beispielsweise der große Streik bei Vollmer von 1957, der wegen der Rationalisierungspolitik im Werk geführt wurde und wegen seiner für Gewerkschaften und Industriellenverband hohen symbolischen Bedeutung überregionale Bedeutung erlangte.

Neben diesen Leuchttürmen gibt es aber zahlreiche kleinere Angebote in den Museen der Region, die die wirtschafts- und unternehmensgeschichtlichen Traditionen für Bürger und Touristen aufbereiten. An dieser Stelle sei nur das Beispiel der städtischen Museen Wangen aufgegriffen, die auch ein kleines Käsereimuseum umfassen. Hier wird die Geschichte der Allgäuer Milchwirtschaft erzählt und hierfür das Beispiel des Wangener Unternehmens Gebrüder Wiedemann, später Adler Allgäu, dargestellt.<sup>30</sup> 1892 als Käse- und Buttergroßhandlung gegründet, begannen die Gebrüder Wiedemann Anfang des 20. Jahrhunderts damit, eigene Käseprodukte herzustellen. Ein Beispiel ist der erste deutsche Schmelzkäse »Adler Edelcreme« ab dem Jahr 1922. Seit 1989 ist die Fabrik Teil der französischen Gruppe Bel. Letztlich zeigt das Wangener Käsereimuseum den Strukturwandel des 19. Jahrhundert von der Textil- hin zur Milchwirtschaft, wie er für große Teile des Allgäus und der Bodenseeregion typisch war.

Oft sind es sogar noch kleinere, von Privatpersonen und Vereinen betriebene Angebote wie z. B. die technikgeschichtliche Sammlung des Computermuseums Radolfzell, in dem alte Telefone und Computer gesammelt und ausgestellt werden. Dieses Museum hat keine explizit regionalgeschichtliche Ausrichtung, obwohl es gerade angesichts der bedeutenden Konstanzer Unternehmen Telefunken/Computergesellschaft Konstanz oder CTM durchaus Potentiale für eine derartige Programmgestaltung gäbe.<sup>31</sup>

## TAGE DES OFFENEN DENKMALS

Unternehmensgeschichte findet auch außerhalb von Museen und Ausstellungen in der kulturtouristischen Praxis statt. Beispiele hierfür sind industriegeschichtliche Führungen oder Stadtführungen mit sozial-, architektur- oder wirtschaftshistorischer Ausrichtung. Solche Angebote gibt es an vielen Orten rund um den Bodensee, insbesondere in Orten, in denen markante industriekulturelle Bauten, Denkmäler oder Ensembles auch noch das heutige Stadt- und Landschaftsbild prägen. Jährlich wiederkehrender Höhepunkt solcher Präsentationen oder Führungen ist der Tag des offenen Denkmals, der traditionell an einem Tag im Herbst veranstaltet wird und seit 1991 Teil der »European Heritage Days« ist.<sup>32</sup> Schaut man auf die Angebote aus dem Jahr 2009 in der Bodenseeregion zu diesem Tag, dann kann eine gewisse Einschätzung bzgl. der Bedeutung von Unternehmensgeschichte und Industriekultur in diesem Rahmen getroffen werden.

Der Tag des offenen Denkmals wird in den verschiedenen Ländern immer unter ein Rahmenthema gestellt: 2009 waren es in Deutschland die »Historischen Orte des

Genusses«, in der Schweiz das Thema »Am Wasser« und in Österreich wurden Denkmäler und Zeugnisse zum Thema »Kreativität und Innovation« vorgestellt.<sup>33</sup> Das Schweizer Rahmenthema lässt dabei einige Bezüge zu Orten der Wirtschaftsgeschichte und Industrialisierung zu.

So konnte man einige historische Wasserkraftanlagen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert besichtigen: Im Programm fanden sich die alten Weiher in St. Gallen, die das Wasser für Mühlen und Bleichen zur Verfügung stellten, das Lawenakraftwerk in Triesen (Liechtenstein) sowie die historische Wasserkraftanlage der Textilfabrik Jenny in Haslen (Kanton Glarus).

Insbesondere aber in Österreich wurde ein für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte prädestiniertes Motto gewählt. Im offiziellen Programm des Bundeslandes Vorarlberg waren 2009 insgesamt zwölf Orte und Stationen beworben. Davon griffen immerhin fünf das Thema »Kreativität und Innovation« so auf, dass Orte der regionalen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte präsentiert wurden: Beworben wurde die Alte Mühle in Düns, das Elektrizitätswerk in Feldkirch, Brauerei und Sudhaus in Frastanz, die Flughalle in Hoechst-Rinnsal sowie die Woolf'sche Balancier-Dampfmaschine in Dornbirn. Besonders interessant ist dabei die Balancier-Dampfmaschine aus dem Jahr 1858, die ursprünglich zur Rohweberei des Vorarlberger Unternehmens Franz Martin Rhomberg gehörte.<sup>34</sup> Die Weberei war in den Räumen der ehemaligen Säge und Mühle untergebracht, die vorhandene Wasserkraft konnte aber den Bedarf der Weberei nicht vollständig abdecken, so dass Rhomberg von der Stuttgarter Firma Kuhn eine zusätzliche Dampfmaschine aufstellen ließ. Diese leistete 12–35 PS und war bis 1921 in Gebrauch. Im Jahr 2000 wurde die Anlage unter Denkmalschutz gestellt und ab 2002 restauriert, so dass sie heute wieder für Demonstrationszwecke eingesetzt werden kann.

## ALTERNATIVE PERSPEKTIVEN MIT NEUEN MEDIEN

Eine andere Sicht auf Industrie- und Unternehmensgeschichte gelingt beispielsweise dem Filmporträt des Ravensburger Stadtteils Ölschwang von Wolfgang Frommlet und Paul Grom, das im Rahmen der laufenden Modernisierung und Sanierung des alten Gewerbeviertels entstanden ist.<sup>35</sup> Darin wird mit den Methoden der Alltags- und Sozialgeschichte die Geschichte eines gewerblich geprägten Viertels und seiner Bewohner erzählt und berichtet, wie der Wandel der Zeit seine Spuren darin hinterlassen hat. Über die erhaltene Industrie- und Gewerbearchitektur, über Archivgut, aber v. a. über die Methode der Oral History und des Zeitzeugeninterviews wird die Vergangenheit erarbeitet und wieder zum Leben erweckt.

Im Film kommen dabei auch verschiedene Unternehmensgeschichten zur Darstellung. Der gewählte Ansatz ermöglicht es, dass hier nicht vorwiegend die großen Erfolgsgeschichten, die einstigen und heutigen Weltmarktführer porträtiert werden, sondern

dass kleine und mittlere Betriebe in den Blick geraten. So erfahren die Zuschauer von der Familienschreinerei Mendel, früher Schwarz, von der Kaffeerösterei Kraft, der Bäckerei Wetzels, dem Recyclingunternehmen Bausch und der Mönchmühle, alles Gewerbebetriebe, die seit drei bzw. vier Generationen im Ölschwang ansässig sind. Es sind kleine Einzelunternehmungen, deren ökonomische Basis sich auch im Wechsel der Generationen wenig verändert hat, es sind aber auch Betriebe wie die Firma Bausch, die sich von einer kleinen Lumpensammlung zum regional führenden Recyclingunternehmen entwickelte.

In den Einzelgeschichten werden aber auch übergreifende Entwicklungen seit der Industrialisierung verdeutlicht. So ist die Mönchmühle Ravensburg der letzte überlebende Betrieb seiner Art in Ravensburg, bei dem die Mühlentradition bis ins Mittelalter zurück verfolgt werden kann. Hier wird die Endstation einer Branchengeschichte dargestellt, die bis zu einem Beschluss der Stadt von 1350 zurückverfolgt werden kann, als das Wasser des Flappach durch den Ölschwang umgeleitet wurde und damit eine wichtige Grundlage für die Stadt, ihre Handelsgesellschaft und ihre mittelalterlichen Papiermühlen gelegt wurde. Das Wasser des Flappach war in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts wieder zentral für die Gewerbeansiedlung. Um 1840 wurde ein Weiher angelegt, ein zweiter kam Anfang des 20. Jahrhunderts hinzu. Damit wurde die Wasserzufuhr im Bach reguliert und die Energiezufuhr für die Betriebe sichergestellt. Auf dem Höhepunkt befanden sich über 30 kleine und größere Wasserkraftwerke am Flappach, die ein ganzes Industriequartier mit der notwendigen Energie versorgten. Selbst heute noch nutzt die



**Abb. 8:** Blick in die Maschinenhalle der Ravensburger Textilfabrik Manz & Stimmler (ca. Anfang 1970er Jahre), deren Unternehmensgeschichte in den Dokumentarfilm von Wolfram Frommlet und Paul Grom zum Stadtteil Ölschwang einfließt. (Quelle: Privatarchiv Frommlet)



Mönchmühle den Bach und deckt damit einen Teil des eigenen Energiebedarfs. Wenn wieder unter ökologischen Vorzeichen angefangen wird, Wasserräder zur Stromgewinnung einzusetzen, dann greift man auf die bewährte Technik des 19. Jahrhunderts zurück.

Ravensburg war auch ein Zentrum der Textilindustrie, die sich ab 1830 im Ölschwang ansiedelte. Im Film werden das Unternehmen Manz & Stimmler sowie die Stickereifabrik Franz Bartl GmbH erwähnt. Franz Bartl kam aus dem Sudetenland und übernahm 1942 den Betrieb der Textilfabrik Degerdorf. Sie alle aber mussten in den 1970er Jahre aufgeben, weil sie nicht mehr mit der Billigproduktion in Nordafrika und Asien konkurrieren konnten. Wie typisch die Geschichte der Ravensburger Textilunternehmen für die gesamte Bodenseeregion ist, zeigt nicht nur der Vergleich mit dem Band Feuersteins zur Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs<sup>36</sup>, sondern auch ein anderes Beispiel aus Wangen, das jüngst von Historikern erforscht und beschrieben wurde, das der Baumwollspinnerei Wangen.<sup>37</sup> Ähnlich wie beim Friedrichshafner Unternehmen Hüni + Co. handelte es sich um eine Auslandsniederlassung durch ein Schaffhauser Unternehmen im Jahr 1859. Zentral für die Standortentscheidung Wangen war die Existenz von ausreichend Wasserkraft. Ihre fast 150jährige Unternehmensgeschichte endete 1992, als Folge des Aussterbens der europäischen Textilindustrie.

Frommlets Film zum Ravensburger Ölschwang folgt sicherlich keiner vorrangig kulturtouristischen Zielsetzung. Vielmehr entstand er in einer Situation des Umbruchs und der Modernisierung im Stadtviertel, als es die Verantwortlichen für notwendig erachteten, die bröckelnde Identität des Viertels nicht nur mit materiellen Zuschüssen, sondern auch mit einer kulturhistorischen Dokumentation zu unterstützen. Damit bleibt der Film aber offen für einen weitergehenden geschichtspädagogischen Einsatz in Museen oder in anderen Bildungseinrichtungen. Für die Stadt Ravensburg wurde ein wichtiges Kapitel Alltags-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Bild und Ton festgehalten.

Das schon vorgestellte Unternehmen MTU nutzte sein rundes Jubiläum 2009 auch dazu, seine Unternehmensgeschichte in Form einer eigenständigen Online-Plattform aufzubereiten. Damit zielt man auf ein neues, jüngeres Publikum, dessen zentrale Medien nicht mehr Zeitung, Zeitschrift und Buch sind, sondern die wesentliche Teile ihres Wissen über die Welt aus den verschiedenen Internetangeboten speist. Damit betritt MTU/Tognum aber weitgehend Neuland. Obwohl mittlerweile jedes größere Unternehmen das Internet als zentralen Ort für Marketing und Kommunikation nutzt und obwohl viele ihr Porträt im Online-Lexikon Wikipedia immer im Blick haben und mitgestalten, findet man bislang kaum eigenständige Online-Angebote zur Unternehmensgeschichte.

Das MTU-Portal bildet die Firmengeschichte in fünf Hauptseiten zu den fünf zeitlichen Hauptabschnitten ab.<sup>38</sup> Jede Seite ist als eine Art großes Panoramabild gestaltet, auf dem verschiedene Personen, Gebäude, Produkte und Gegenstände zu einem zeittypischen Gesamtbild gruppiert sind: ein Zeppelinlandefeld für die Startphase bis 1918, ein städtisches Straßenmotiv im Stile der Weimarer Jahre für die Folgezeit, eine Hafenszene

für den Nachkriegsabschnitt oder ein moderner Stahl-Beton-Bau vor einer internationalen Skyline für die jüngste Geschichte. Der Besucher der Seite wird somit visuell in die jeweilige Zeit geführt und kann sich dort »umschauen«. Die Gegenstände stehen jeweils für ein Ereignis und Jahr, die Kurzinformationen und ein Großbild erhält man durch Anklicken. Somit ist jedes Panoramabild mit einer konventionellen Zeitleiste und mit kurzen, chronologisch geordneten Texten zu den Meilensteinen der Entwicklung hinterlegt. Mit dieser Informationsarchitektur verlässt das Portal nur vorsichtig die lineare, chronologische Erzählform und nutzt noch wenig die Möglichkeiten der Hypertext-Strukturen des Internets. Neue, interaktive Formate des Web 2.0, die Besucher in Kommentar oder Gestaltung der Seite einbinden würden, finden nicht statt, so dass die Plattform trotz ansprechender Gestaltung und der Existenz einer Tonspur mit Alltags- und Technikgeräuschen doch sehr statisch bleibt. Zwar ist das Medium Bild hier deutlich besser integriert, aber von der Funktionalität und Medialität kommt die Plattform nicht über die Möglichkeiten chronologischer Firmengeschichten als Teil des allgemeinen Internetauftritts hinaus.

Das schon etwas ältere Medium des (Dokumentar-) Films und die neuen Online-Medien haben also sicherlich Potentiale, einen neuen Zugang zu Themen der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte zu finden. In der Praxis wurde dieser Weg bislang eher selten gegangen. Ausnahmen wie das Filmporträt des Ravensburger Stadtteil Ölschwang bestätigen dies nur. Selbst das skizzierte MTU-Beispiel ist Beleg für die nur zögerliche Öffnung der Museen und Unternehmen hin zu den neuen, digitalen Medien im geschichtsdidaktischen oder marketingtechnischen Bereich. Bei den untersuchten Kultureinrichtungen reicht die Nutzung des Internets selten über eine crossmediale Vermarktung des traditionellen Ausstellungs- oder Veranstaltungsangebots hinaus.

## SCHNITTSTELLEN ZU ALLGEMEINEN FACHTRENDS

Die skizzierten Beispiele zeigen, dass gerade in der Bodenseeregion eine große mediale Vielfalt in der Thematisierung von Industriekultur, Unternehmensgeschichte und Tourismuswirtschaft aufzufinden ist. In Publikationen, Filmen, Ausstellungen, Museen und mittlerweile auch im Internet fanden sich allein für die näher untersuchten Jahre 2008 und 2009 zahlreiche Angebote zur Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte. In ihrer Nutzung bauen sie in der Regel aufeinander auf und richten sich an unterschiedliche Nutzer- und Interessensgruppen, wobei in der Regel ein produktives Miteinander fachwissenschaftlicher Bereitstellung von Wissen und Zusammenhängen sowie kulturtouristischer Vermarktung stattfindet.

Es gab schon immer kritische Stimmen, die den kulturtouristischen Bereich und sein Interesse an Vermarktung, Verwertung und Kommerzialisierung sowie den

geschichtskulturellen Bereich möglichst sauber getrennt halten wollen. So wurde beispielsweise an der Gründung des Zeppelin-Museums in Friedrichshafen kritisiert, mit dem Museumsprojekt würde die Zelebrierung des Zeppelin-Mythos »auf einem ganz neuen Niveau« erreicht. Letztlich würde die Musealisierung eine Stadtentwicklung absegnen und rechtfertigen, so der Vorwurf, die die Stadt nicht von innen heraus, sondern als »Objekt ihrer Industrialisierung« betrieben habe und in eine strukturelle Abhängigkeit von den »Töpfen der Rüstungsbudgets« befördert habe.<sup>39</sup> Was hier als Kritik aufscheint, versucht aber letztlich nur ein einseitiges Bodenseebild der (vorindustriellen) Natur- und Kulturlandschaft vor den industriekulturellen Entwicklungen der letzten 200 Jahre abzuschirmen.

Letztlich profitieren von der Zusammenarbeit aber beide Seiten. Mit der Industriekultur und der Darstellung von Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte bietet sich für die Seite der Wirtschaft, des Standortmarketing und des Tourismus die Möglichkeit, das regionale Image auch in Richtung Wirtschafts- und Innovationsregion zu verschieben. Für die Kulturschaffenden und ihre Institutionen – also letztlich vom Einzelautor über Archive, Museen bis zu universitären Forschungseinrichtungen – bieten sich hier neue, interessante und nicht zuletzt lukrative Kooperationsmöglichkeiten und Themen. Gerade die Fachhistoriker zögern oft genug noch vor populären Darstellungsformen und neuen Medien. Sie sollten aber mehr die Chancen einer solchen Öffnung sehen, denn ansonsten droht die Gefahr, dass die Themen ohne sie stattfinden. Ein vernünftiges und attraktives kulturtouristisches Angebot benötigt fachliche Begleitung und Unterstützung nicht als Feigenblatt, sondern als echten Partner. Spannung und erzählerische Quali-



Abb. 9: Der Ingenieur und Unternehmer Karl Maybach (1879–1960) vor einem Auto und Loks, die alle mit Motoren aus der Produktion der Maybach Motorenwerken ausgestattet waren. (Quelle: Tognum)

tät erhalten populäre Formate dort, wo sie auf abgesicherte Grundlageninformationen zurückgreifen können und wo die Autoren dazu fähig sind, Verallgemeinerungen und Querverweise in die Gegenwart einzubauen.

Interessant sind auch Fragen nach dem Verhältnis von Regionalgeschichte und aktuellen Fachtrends innerhalb der akademischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte. Ausgehend von den beschriebenen Beispielen fallen hier vor allem drei Trends auf, die auch in den Fallbeispielen aus der Bodenseeregion eine wichtige Rolle spielen. Das ist zuerst die Geschichte der Unternehmen im Nationalsozialismus, zweitens die Verbindung von Unternehmens- und Familiengeschichte und drittens eine Sicht auf die Industrielle Revolution jenseits der Klischees von Dampfmaschine und Eisenbahn.

Die Thematisierung der Rolle von Firmen und Unternehmern im Nationalsozialismus ist seit den 1980er Jahren sicherlich eine der Kernfragestellungen der Teildisziplin Unternehmensgeschichte. Hierbei ging es und geht es um die Frage nach Schuld und Verstrickung der deutschen Wirtschaft und der Einzelunternehmen in den Kriegs- und Terrorapparat der Nazis.<sup>40</sup> Da diese Frage angesichts der Entschädigungsforderungen von Zwangsarbeitern und der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«<sup>41</sup> für die einzelnen Unternehmen von enormer Relevanz war, konnte auch das Fach Unternehmensgeschichte hiervon produzieren. Ihre Expertise war in mehr als einem Fall gefordert, so dass in den letzten Jahren eine ganze Reihe großer Banken und Unternehmen entsprechende Studien und Analysen in Auftrag gegeben haben.



Abb. 10: Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg gehören zu den zentralen Themen der Unternehmensgeschichte. Das Foto zeigt den zerstörten Walkbau der Firma Hüni & Co. nach einem schweren Luftangriff auf Friedrichshafen im Juli 1944. (Quelle: Hüni Familienarchiv)



Somit ist es nicht verwunderlich, dass auch die skizzierten Beispiele hier einen Schwerpunkt ihrer Darstellung legen. Das gilt sowohl für Feuersteins Darstellung zur Verstrickung der Vorarlberger Wirtschaft in die NS-Kriegswirtschaft als auch für die Jubiläumsschrift zur Zeppelin-Stiftung und damit für die überregional bedeutenden Rüstungsbetriebe ZF, Dornier und Maybach. Gerade das neue Dornier-Museum hat dem Thema merklich viel Raum eingeräumt, um hier erwartbare Angriffsfläche zu vermeiden, und dokumentiert ausführlich das Leid der Zwangsarbeiter bei Dornier. Auch bei den Biberacher Unternehmensgeschichten wird das Thema nicht ausgespart. Während die NS-Zeit für die Nachkriegsgründung Liebherr keine Rolle spielte und für die Handmann-Geschichte keine zentrale – war man bis dahin nur ein Kleinbetrieb –, ist sie für die Ausstellung und die Begleitpublikation zu Vollmer wegen der eigenen Waffenproduktion zentral.

Mindestens ebenso präsent ist das Thema Familie. Gerade in der klassischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte erschienen Unternehmen nicht selten als unpersönliche und kapitalgelenkte Wirtschaftsorganisationen, deren Entwicklungen weitgehend über Bilanzzahlen und technische Innovationen beschrieben werden können. Dieser Trend hat sich eindeutig gedreht und in der Unternehmensgeschichte hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass zu allen Zeiten ein Großteil der ökonomischen Wertschöpfung immer noch in Familienunternehmen, insbesondere im Segment der klein- und mittelständischen Firmen, stattfand.<sup>42</sup> Keineswegs kam es historisch zur Ablösung des familien- durch das managementgeführte Unternehmen. Die Beispiele unterstreichen diesen Trend nachhaltig. Viele der angeführten Unternehmen werden bis heute von der Gründerfamilie dominiert und schöpfen ihre Innovationskraft aus einer festen Bindung an die Region. Hier ist nicht nur Hüni + Co. als ältestes Unternehmen in Friedrichshafen zu nennen, das heute in vierter Generation familiengeführt ist. Gerade die Biberacher und Vorarlberger Beispiele bieten ebenfalls reichhaltig Material und Beispiele für den Erfolg von Familienunternehmen.

Umgekehrt gilt auch, dass die Beschäftigung mit Familienunternehmen in Geschichte und Gegenwart nicht nur Erfolg, sondern häufig auch Krisen und Misserfolge in den Blick bekommt. Die beiden Systeme Unternehmen und Familien stehen auch im Spannungsverhältnis zueinander, sie gehorchen grundsätzlich verschiedenen Logiken. Spätestens wenn man sich mit der Rekrutierungspraxis der unternehmerischen Eliten beschäftigt, wird man feststellen, dass biologische und Leistungs-Kriterien bei der Auswahl des Führungspersonals nicht immer harmonisieren. So war es in jüngster Zeit die Beschäftigung mit Fragen der Unternehmer- und Unternehmensnachfolge, die zu wichtigen, auch systematischen Einsichten zur Rolle und Funktion sozialer und familiärer Beziehungen in den Unternehmen geführt hat.<sup>43</sup> Beim Beispiel Zeppelin wurde darauf verwiesen, wie die Konstruktion einer Stiftung einen Ausweg aus diesem Problem weisen kann. Beim Beispiel Liebherr war es auch eine Veränderung der Corporate Governance, die den Übergang von der ersten auf die zweite Familiengeneration geebnet hat und bei

Vollmer führte die unzureichende Regelung des Nachfolgethemas zu erkennbaren Problemen.

Als dritte Schnittstelle zwischen den Beispielen der Bodenseeregion ist die Thematisierung der Industriellen Revolution zu nennen. Schulbücher wie gängige Fachdarstellungen sind immer noch vom alten Bild der Dampfmaschine als wesentliche Triebkraft für den Prozess der Industrialisierung geprägt.<sup>44</sup> Durchgängig kommen die einbezogenen Beispiele in der ersten Phase der Industrialisierung aber ohne den Einsatz von Dampfmaschinen aus, zentrale Energiequelle war stattdessen das traditionelle Wasserrad. Schon Detlef Stender verweist in seinem Überblicksartikel zum Industriekultur-Band von 1992 auf die Bedeutung der Wasserkraft als zentrale Energiequelle für die sich mechanisierende Textilindustrie im 19. Jahrhundert. Zwar wurden auch schon in den 1830/1840er Jahren erste Dampfmaschinen installiert, aber diese erreichten zunächst nur Bedeutung als Hilfsmaschinen, die in Notfällen wie Trockenheit zum Einsatz kamen.<sup>45</sup> Die Basisversorgung mit mechanischer Energie in den Fabriken wurde weiterhin von der Wasserkraft geleistet. Damit stellte Wasserkraft nicht nur für das vorangegangene »hölzerne Zeitalter«<sup>46</sup>, wie es der Technikhistoriker Joachim Radkau definiert hat, sondern auch für den Zeitraum der Industrialisierung eine Kerntechnologie dar. Radkau verweist darauf, dass noch um 1900 die Mühlen im Deutschen Reich mehr Wertschöpfung produzierten als der Bergbau und die chemische Industrie zusammengenommen. 90 Prozent der Mühlen wurde zu diesem Zeitpunkt noch von Wasser und Wind betrieben.<sup>47</sup> Diese These könnte hier an zahlreichen Einzelbeispielen erläutert werden. Besonders anschaulich wird das im Film zum Ravensburger Ölschwang, wo detailliert und anschaulich die Wassernutzung bis ins 20. Jahrhundert beschrieben wird.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Armin Müller, Obere Breite Straße 11, D-88212 Ravensburg

eMail: arminmue@googlemail.com

## ANMERKUNGEN

1 BODENSEE STANDORT MARKETING GMBH: High Tech im Bodenseeland. Konstanz 2008. [http://www.bodenseeland.info/28673/High-Tech/bui\\_index.aspx](http://www.bodenseeland.info/28673/High-Tech/bui_index.aspx) (Abruf 01.12.2009)

2 Industriekultur am Bodensee. Ein Führer zu Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von Detlef Stender. Konstanz 1992.

3 Zum Potential für die Mitarbeiter vgl. ANGERER, Johannes, ZIRKLER, Irmgard: Corporate Heritage: das ideelle Unternehmenserbe als zentrales Element des Internal Branding, in: Karin Krobath, Holger J. Schmidt (Hg.): Innen beginnen. Von der internen

Kommunikation zum Internal Branding, Wiesbaden 2010, S. 149–162.

4 Der Autor beschränkte sich bei der Auswahl auf dokumentarische Formen. Zweifellos gibt es auch zahlreiche Beispiele, wie unternehmensgeschichtliche Themen in fiktionaler Form aufgegriffen und präsentiert werden. Diese solle hier aber außen vor bleiben.

5 FEUERSTEIN, Christian: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende, Konstanz 2009.

6 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 12.

- 7 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 12 f.
- 8 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 108 f.
- 9 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 16 f.
- 10 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 21 f.
- 11 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 35.
- 12 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 33.
- 13 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 43.
- 14 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 40–43.
- 15 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 45–48.
- 16 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 52–56.
- 17 FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 201 f. Hier kann der Autor auf seiner eigene Dissertation aufbauen: Vgl. FEUERSTEIN, Christian: Vom Familienunternehmen zur Unternehmensfamilie. Die Zumtobel-Konzerngruppe von 1950–2000, Dissertation, Innsbruck 2003.
- 18 Vgl. FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 306–324.
- 19 Zeppelin 1908 bis 2008. Stiftung und Unternehmen. Herausgegeben von der STADT FRIEDRICHSHAFEN, München 2008. Vergleiche hierzu auch die Rezension des Buches in diesem Band.
- 20 Vgl. OELLERS, Jürgen: Von den unternehmerischen Anfängen bis zur Zeppelin-Stiftung 1898 bis 1919, in: STADT FRIEDRICHSHAFEN (wie Anm. 19), S. 31–70, hier S. 46–51.
- 21 Vgl. hierzu MÜLLER, Armin: Unternehmensnachfolge und Institutionenordnung: Das Beispiel Carl Zeiss Jena, in: Boch, Rudolf et al. (Hg.): Unternehmensgeschichte heute: Theorieangebote, Quellen, Forschungstrends, Leipzig 2005, S. 151–172.
- 22 Vgl. TOGNUM AG: 100 Years Moving With Passion (Sonderheft MTU Report 1/2009); TOGNUM AG (Hg.): Einblick. Zeitschrift für Mitarbeiter der Tognum-Unternehmensgruppe 1/2009; 100 Jahre MTU Friedrichshafen, Sonderbeilage Schwäbische Zeitung 8.7.2009.
- 23 Zur Abgrenzung der akademischen Fachdisziplin vgl. BERGHOFF, Hartmut: Moderne Unternehmensgeschichte. Eine themen- und theorieorientierte Einführung, Paderborn 2004, hier S. 359–366.
- 24 HÜNI, Ulrich/ FREI-BORCHERS, Martin: 150 Jahre Hüni + Co – eine Reise durch die Zeit, Friedrichshafen 2009; vgl. die Artikel »Eine kleine Firma feiert ein großes Jubiläum« und »150 Jahre Hüni: Alles fing mit Leder an«, in: Schwäbische Zeitung, 31.7.2009.
- 25 Vgl. SEMMLER, Hartmut: Die Zeppelin-Stiftung nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Stadt Friedrichshafen (wie Anm. 19), S. 249–296.
- 26 Vgl. zur Museumskonzeption die Materialien der Pressemappe des Dornier Museum Friedrichshafen zur Eröffnung am 23.7.2009.
- 27 Vgl. BRUNECKER, Frank: Liebherr – Kräne und mehr, Biberach 2005.
- 28 Vgl. BRUNECKER, Frank: Alles Handtmann, Biberach 2007.
- 29 BRUNECKER, Frank: 100 Jahre Vollmer. Unendliche Schärfe, Biberach 2009; vgl. auch VOLLMERWERKE: 100 Jahre Vollmer, Sonderveröffentlichung Biberach 1.7.2009.
- 30 Vgl. hierzu [http://www.bel-deutschland.de/page/complex\\_basic.php?NSID=224](http://www.bel-deutschland.de/page/complex_basic.php?NSID=224) (Abruf 6.1.2010)
- 31 Zur Geschichte der CTM vgl. MÜLLER, Ilse: Glanz und Elend der deutschen Computerindustrie – meine Erfahrungen als High-Tech-Unternehmerin, Frankfurt/M. 1995; Vgl. auch BURCHARDT, Lothar: Wie die High-Tech-Industrie nach Konstanz kam, Konstanz 1995.
- 32 Zum »European Heritage Day« vgl. das Portal des Europarats: [http://www.coe.int/t/dg4/cultureheritage/heritage/EHD/default\\_en.asp](http://www.coe.int/t/dg4/cultureheritage/heritage/EHD/default_en.asp) (Abruf 6.1.2010).
- 33 Vgl. folgende Online-Portale der nationalen Denkmalbehörden: für Deutschland: [www.tag-des-offenen-denkmals.de](http://www.tag-des-offenen-denkmals.de) (Abruf 6.1.2010); für die Schweiz <http://www.nike-kultur.ch/index.php?id=78> (Abruf 6.1.2010) und für Österreich <http://bda.at/rubrik/136/900/> (Abruf 6.1.2010).
- 34 Vgl. VORARLBERGER TECHNISCHER VEREIN – ARBEITSGRUPPE DAMPFMASCHINE: Kuhn 100 – Baujahr 1858. Rettung eines Industriedenkmal, Dornbirn 2005, in: <http://activepaper.tele.net/vntipps/Festschrift.pdf>.
- 35 FROMMLET, Wolfram/ GROM, Paul: Der Ölschwang – ein Ravensburger Stadtviertel – Geschichten über das Wasser, die Arbeit und die Menschen, DVD-Video, Ravensburg 2009.
- 36 Vgl. FEUERSTEIN (wie Anm. 5), S. 99–185.
- 37 KNOEPFLI, Adrian: Eine Schaffhauser Gründung im Allgäu. Die Baumwollspinnerei Wangen (1859–1992), in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 78 (2004), S. 239–298.
- 38 Vgl. [www.100yearsmtu.com](http://www.100yearsmtu.com) (Abruf 6.1.2010).
- 39 HUG-BIEGELMANN, Raimund: Die Stadt als Objekt ihrer Industrialisierung. Friedrichshafens Entwicklung zur Industriestadt wider Willen, in: Frese, Matthias / Zeppenfeld, Burkhard (Hg.): Kommunen und Unternehmen im 20. Jahrhundert. Wechselwirkungen zwischen öffentlicher und privater Wirtschaft, Essen 2000, S. 69–90, hier S. 89.

- 40 Vgl. PLUMPE, Werner: Perspektiven der Unternehmensgeschichte, in: Schulz, Günther et al. (Hg.): Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Arbeitsgebiete – Probleme – Perspektiven. 100 Jahre Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 2004, S. 403–425, hier S. 406; zur Diskussion vgl. auch die Einschätzungen bei BUCHHEIM, Christoph: Unternehmen in Deutschland und NS-Regime 1933–1945, in: Historische Zeitschrift 282 (2006), S. 351–390, hier S. 384–386; SCHERER, Jonas: Das Verhältnis zwischen NS-Regime und Industrieunternehmen – Zwang oder Kooperation?, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 51 (2006), H. 2, S. 166–190.
- 41 Vgl. SPILIOTIS, Susanne-Sophia: Verantwortung und Rechtsfrieden. Die Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft, Frankfurt/M. 2003; EIZENSTAT, Stuart E.: Unvollkommene Gerechtigkeit. Der Streit um die Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit und Enteignung, München 2003.
- 42 Vgl. beispielhaft SCHÄFER, Michael: Familienunternehmen und Unternehmerfamilien. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der sächsischen Unternehmer 1850–1940, München 2007. LANDES, David: Die Macht der Familien. Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte, München 2006.
- 43 Vgl. die Aufsätze in: Unternehmensnachfolge in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von KOLLMER-VON OHEIMB-LOUP, Gert, WISCHERMANN, Clemens, Ostfildern 2008.
- 44 Diese Sicht geht ursprünglich auf den Begründer der Technikgeschichte Conrad Matschoß zurück, vgl. MATSCHOSS, Conrad: Die Geschichte der Dampfmaschine: ihre kulturelle Bedeutung, technische Entwicklung und ihre grossen Männer, Berlin 1901.
- 45 STENDER, Detlef: Zwischen Kirchturm und Fabrik-schornstein. Skizzen zur Geschichte und den Bauten des Industriezeitalters am Bodensee, in: Stender (wie Anm. 2), S. 11–39, hier S. 13.
- 46 RADKAU, Joachim: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis heute, Frankfurt/M. 2008, S. 73–79.
- 47 RADKAU (wie Anm. 46), S. 137.



## BUCHBESPRECHUNGEN

**Dieter Blume: Bern von Reichenau (1008–1048). Abt, Gelehrter, Biograph. Ein Lebensbild mit Werkverzeichnis sowie Edition und Übersetzung von Berns Vita S. Uodalrici (Vorträge und Forschungen, Sonderband 52). 328 Seiten, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2008, € 59,-/sFr. 97,50**

Die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts gilt gemeinhin als die Zeit, in der die Abtei Reichenau ihre letzte große Blüte entfaltete, ablesbar an den Spätwerken der Reichenauer Buchmalerei, der Vollendung des romanischen Münsters und ganz besonders dem wissenschaftlichen und literarischen Werk Hermanns des Lahmen. Die prägende Reichenauer Gestalt dieser Zeit ist ihr Abt Bern (1008–1048): In einem durch die Kirchenreform und ihre Weiterungen schwieriger werdenden Umfeld behauptete er die Stellung seiner Abtei, indem er als feinfühligler Moderator nach innen, als zurückhaltender Politiker nach außen wirkte. Bern hatte, vielleicht als Schüler des großen Abbo von Fleury, eine gediegene Bildung erhalten und verfasste Schriften über theologische, liturgische und musikalische Themen. Es darf als gewiss gelten, dass er das geistig-kulturelle Schaffen in seinem Kloster nach Kräften förderte. Angesichts dessen ist es sehr zu begrüßen, dass mit der vorliegenden, von Walter Berschin betreuten Heidelberger Dissertation nun eine moderne Monographie zu Abt Bern vorliegt. Deren erster Teil beginnt mit einem Überblick über die Rezeption der Werke Berns und über die neuere Forschung; dann führt der Verfasser mit unverkennbarer Sympathie für seinen Gegenstand in Berns Leben und Werk ein. Das Werkverzeichnis ist gegenüber der bisherigen Standardliteratur erweitert. Den zweiten Teil der Arbeit bildet die Edition von Berns Vita sancti Uodalrici confessoris atque pontificis, also der Lebensbeschreibung des heiligen Bischofs Ulrich

von Augsburg († 973). Die erste Ulrichsvita (verfasst um 982/93 durch den Augsburger Dompropst Gerhard) galt als literarisch anspruchslos und war zudem mit vielen profanen Details durchsetzt, die zum Bild des Heiligen nicht recht passen wollten; die zweite Ulrichsvita (verfasst um 996/1000 von Bischof Gebhard von Augsburg) blieb unvollendet und galt als stilistisch zu anspruchsvoll. Also beauftragte Abt Fridebold von St. Ulrich und Afra in Augsburg den Abt Bern mit einer dritten Fassung (verfasst um 1019/31), die den hagiographischen und literarischen Ansprüchen genügte und eine weite Verbreitung fand (Blume führt 72 Handschriften auf). Von den älteren Druckausgaben der Ulrichsvita Berns unterscheidet sich die Neuedition darin, dass sie auf der Reichenauer Originalhandschrift (Wien, ÖNB 573) beruht und somit »den Autorwillen in authentischer Form wiedergibt« (S. 185). Dieser Umstand rechtfertigt die – anderenfalls eher problematische – Beibehaltung der originalen Orthographie, insbesondere der Interpunktion, die dadurch von den üblichen Standards für die Edition mittellateinischer Quellen stark abweicht. In der ausführlichen Einleitung legt Blume die Arbeitsweise Berns dar und kritisiert begründet die übliche abwertende Beurteilung dieser Vita als bloß hagiographisch und apologetisch. Eine deutsche Übersetzung und ausführliche Register dienen dem Benutzerkomfort. – Die typographische Gestaltung des Bandes hätte mehr Sorgfalt verdient. Der zu große Zeilenabstand und der zu schmale obere Rand mögen Geschmackssache sein; anderes behindert den Lesefluss, z. B. unglückliche Seitenumbrüche (mit überlaufenden Tabellen), fehlende Abstände nach Abkürzungspunkten, kurze Trennstriche an der Stelle langer Gedankenstriche, der nicht zur Schrift gehörende Apostroph. Das Widmungsbild wird nur in

einer lieblosen Schwarzweißreproduktion wiedergegeben; auf eine Beispielsseite aus dem Text – immerhin ein repräsentatives Erzeugnis von Berns Skriptorium, vielleicht sogar ein Autograph – wird ganz verzichtet.

Harald Derschka

**Thomas Kreutzer: Verblichener Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden- Württemberg Reihe B 168). 582 Seiten mit 23 schwarz-weiß Diagrammen, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2008, € 49,-/sFr 82,90**

Das 16. Jahrhundert brachte bekanntlich für die einstmals mächtige und stolze Abtei Reichenau, die nur Kaiser und Papst unterstellt war, das Ende. War der erste Vorstoß zur Inkorporation der Abtei in das Bistum Konstanz 1508 noch am Widerstand Kaiser Maximilians und nebenbei auch der Reichsstadt Konstanz gescheitert, die für diesen Fall fürchtete, vom bischöflichen Territorium ganz und gar eingeschlossen zu sein, gelang dieser Schritt 1540.

Die Reichenau war schon lange zuvor zum Spielball der Mächte geworden. Diesen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert dauernden Prozess eines fortschreitenden Abstiegs schildert Kreutzers Studie in allen Einzelheiten. Zwar versucht er in seinen Eingangsüberlegungen zu dem wertenden Begriff Niedergang auf Distanz zu gehen und den des Wandels einzuführen, doch zwingen ihn die Fakten dann doch immer wieder, von Niedergang und Verfall zu reden.

Eine entscheidende Zäsur war der Umstand, dass die 1231 bei Klosterbränden zerstörten Konventgebäude aufgrund mangelnden Willens und fehlenden Geldes nicht mehr aufgebaut wurden und deshalb ein geregelter konventuales Leben nicht mehr stattfand. Dank einer schlechten Verwaltung und begünstigt durch die kaiserlose Zeit, das Interregnum von 1256–1273, verlor die Reichenau wesentliche Bestandteile ihres Besitzes. Der weitverstreute Besitz war gegen die Begehrlichkeiten der eigenen Vögte und Ministerialen kaum zu verteidigen. Als 1295 der gewählte Abt auf seiner Reise nach Rom zur Bestätigung durch den Papst plötzlich verstarb, konnten sich die verbliebenen Mönche auf keinen Nachfolger einigen. Die Wahl des Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg auf zehn Jahre zum Pfleger der Reichenau bedeutete einen doppelten Bruch. Zum ers-

ten Mal hatte man das Tor nicht nur einem fremden Herren, sondern einem Niederadeligen geöffnet.

Als nach Ablauf dieser Frist durch päpstliche und königliche Intervention mit Diethelm von Castel ein Niederadeliger 1305 zum Abt bestimmt und damit an die Spitze des Klosters gestellt wurde, erlebte die Reichenau einen Aufschwung. Mit dem Wiederaufbau zentraler Konventgebäude, der Gründung von Märkten, der erneuerten Nähe zum königlichen Herrscher schien das Kloster einer besseren Zukunft entgegenzugehen. Die Zahl der Mönche stieg von vier auf acht. Doch nach der Wahl zweier rivalisierender und sich bekämpfender Kaiser im Reich, Kämpfe, bei denen sich die Reichenau auf die »falsche«, unterlegene Seite stellte, und dem Tod Diethelms von Castels (1342) machte sich in dem nach wie vor geschlossenen hochadeligen Kreis wieder der alte Geist herrenmäßigen Lebens breit. Nicht nur das gemeinsame Wohnen, von Arbeiten ganz zu schweigen, sondern auch das gemeinsame Wirtschaften gingen wieder verloren. Jedem Klosterherren wurden bestimmte Einkünfte zugewiesen. Es gab keine gemeinsame Kasse mehr, aus dem das Leben hätte bestritten werden können. Noch unter Abt Diethelm waren Klagen laut geworden, die Mönche seien nicht standesgemäß, d. h. ihrer hochadeligen Abkunft entsprechend versorgt. In dem Zusammenhang baten übrigens Abt und Konvent beim Papst erfolgreich um die Einverleibung der Pfarrei Ulm, um die Einkünfte des Klosters zu verbessern (1327).

Die spätere Öffnung des Konvents für Brüder niederadeliger Herkunft brachte keine Wende. Das Kloster wurde nun lediglich zur Pfründe niederadeliger Familien der näheren und ferneren Umgebung. Auch dieser Kreis hatte letztlich kein Interesse an einer Reform und schon gar nicht an einer Öffnung für Konventualen aus dem Stadtbürgertum. Die ehemalige Reichsabtei war, wie Kreutzer resümiert, zu einem »mittelmäßigen Lokalkloster« herabgesunken. Den letzten Versuch das Steuer herumzureißen, stellen die Bemühungen des Abtes Friedrich von Wartenberg (1424–1453) dar. Eckpunkte seiner Reform waren laut Kreutzer: Abschaffung des Hochadelsprivilegs, Erneuerung des Gottesdienstes, Förderung der Bildung innerhalb des Klosters, Stärkung des Gemeinschaftslebens, Wiederherstellung der Klosterpracht durch repräsentative Bauten, Verbesserung der Ausstattung mit Kirchenschmuck, wirtschaftliche und verwaltungstechnische Reformen und die Erneuerung der Gebetsverbüderung mit anderen

Klöstern. Den finanziellen Spielraum dafür hatte er mit dem Verkauf der Patronatsrechte in Ulm, dem langandauernde Konflikte vorangingen, gewonnen. Damit war gewissermaßen das letzte Tafelsilber außerhalb der engeren Region »versetzt« worden.

Für uns heute ist die Entwicklung zwiespältig: Niedergang und Weltkulturerbe gehören untrennbar zusammen. Ohne die notorisch leere Kasse des Klosters, ohne dessen faktisch mehrfache Zahlungsunfähigkeit wären die romanischen Bauten nicht mehr erhalten. Das Münster wäre ganz gotisiert oder später wie in St. Gallen barockisiert worden. Der Bau des gotischen Chores sollte in den Augen Friedrich von Wartenbergs sicher nur den Anfang einer Gesamterneuerung des Münsters im gotischen Stil bilden. Wir müssen heute froh sein, dass nach seiner Amtszeit das Geld wieder ausging. Kreuzers Darstellung erhellt einen ansonsten eher dunklen Abschnitt der Reichenauer Klostergeschichte. Er lässt diese Phase durchsichtig und sprichwörtlich begreifbar werden. Dazu ist auch der Teil, in dem die Biographien der Äbte und Konventmitglieder beschrieben werden, von großem Nutzen. Jedem, der intensiver an der Reichenauer Klostergeschichte interessiert ist, ist dieses Buch nur zu empfehlen.

Gert Zang

**Rudolf Seigel/Eugen Stemmler/Bernhard Theil**  
(Bearb.): *Die Urkunden des Stifts Buchau. Regesten 819–1500 (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Band 36). 728 Seiten mit 25 zumeist farbigen Abbildungen, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2009, € 56,-/sFr 94,90*

Für kein anderes der zahlreichen Klöster und Stifte Oberschwabens ist deren mittelalterliche Geschichte so gut erforscht wie diejenige des in der Karolingerzeit gegründeten und 1803 aufgehobenen adeligen Damenstiftes Buchau am Federsee. Von verschiedenen, in landeskundlichen Zeitschriften veröffentlichten Einzelstudien abgesehen haben zwei Monographien wesentlich zur Erhellung der Geschichte des Stifts im Mittelalter (und in der Neuzeit) beigetragen: zum einen die weit über das eigentliche Thema hinaus die Geschichte der stiftischen Grundherrschaft insgesamt behandelnde Tübinger Dissertation von Paul Härle über »Die zwölf Abteimaierhöfe des Stifts Buchau« (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte» 27. 1938) und zum andern die

umfassende, keine Wünsche mehr offenlassende Darstellung von Bernhard Theil (»Das [Freiweltliche] Damenstift Buchau am Federsee«. *Germania Sacra NF 32/ 1994*). Beiden Werken folgte nun jüngst das hier anzuzeigende Regestenwerk, das im Grunde die Quellengrundlage für die vorausgegangenen Studien nachliefert. Seine Publikation war umso dringlicher, als der Urkundenbestand heute nicht mehr in einem einzigen Archiv verwahrt wird, sondern nach dem durch die Säkularisation bedingten Übergang des aufgehobenen Stifts an das fürstliche Haus Thurn und Taxis aufgeteilt wurde mit der Folge, daß heute der größte Teil im Staatsarchiv Sigmaringen, kleinere Teile aber im »Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv Regensburg« sowie im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt werden. Es ist das große Verdienst der seit den 50er Jahren bis zum beginnenden 21. Jahrhundert hintereinander durch die Archivare bzw. ehemaligen Archivare Eugen Stemmler, Bernhard Theil und Rudolf Seigel erarbeiteten, von der karolingischen Zeit bis zum Ende des Mittelalters reichenden Regestensammlung alle die einzelnen, in drei Archiven lagernden Urkunden chronologisch geordnet wenigstens auf dem Papier wieder zusammengeführt zu haben. Die Gestaltung der insgesamt 1041 Regesten ist mustergültig. Ebenso mustergültig ist aber auch ihre Präsentation. Denn der vorliegende Band enthält nicht nur eine instruktive, die Geschichte des Stifts, sein »Registrator- und Archivwesen« und die heutige Situation der aufgeteilten Archivbestände beschreibende Einführung aus der Feder Rudolfs Seigels. Der Band wird – außer durch die Beigabe eines Verzeichnisses der »Gedruckten Quellen und Literatur« und der Abkürzungen sowie eines wiederum von Rudolf Seigel geschaffenen »Orts- und Personenindex« – vor allem durch eine Vielzahl zumeist farbiger Abbildungen, u. a. von Wappen, Siegeln, Kunstwerken, Stiftsgebäuden usw. wesentlich bereichert. Unter diesen Abbildungen ist vor allem die den »Besitz des Stifts Buchau« wiedergebende Karte (S. 56–57) hervorzuheben. Aus ihr ersieht man, daß die eigentliche Besitzlandschaft des Stifts unmittelbar nördlich an die Bodenseelandschaft anschloß, daß das Stift aber auch am Nordufer des Bodensees, in Immenstaad, Kippenhausen und Markdorf, über Besitzungen und Rechte verfügte.

Helmut Maurer

**Jacob Burckhardt: Geschichte des Revolutionszeitalters.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wolfgang Hardtwig, Simon Kießling, Bernd Klesmann, Philipp Müller und Ernst Ziegler (Jacob Burckhardt: Werke, Band 28). 1683 Seiten, Verlage C.H. Beck und Schwabe, München und Basel 2009, € 260.-/sFr 453.-

Der Band 28 der kritischen Gesamtausgabe der Werke Jacob Burckhardts widmet sich dem wohl wichtigsten Thema des großen Schweizer Historikers des 19. Jahrhunderts. Hier wird das Manuskript aus dem Nachlaß zur »Geschichte des Revolutionszeitalters« erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und wissenschaftlich editiert. Burckhardt benutzte es für seine ab Winter 1859/60 bis 1882 zwölf Mal abgehaltene Lehrveranstaltungen und auch für öffentliche Vorträge. Es diente ihm als Arbeitsunterlage, mit der er sich auf die jeweilige Vorlesung vorbereitete und memorierte, um dann darauf gestützt, aber selektiv, das Thema in freier Rede vorzutragen. Burckhardt überarbeitete und ergänzte das Manuskript ständig, auch nach seinem Rücktritt von seiner Professur an der Universität Basel. Vor uns liegt also ein hochinteressanter, aber nicht immer leicht lesbarer Text – Burckhardt wechselt im Satz fast konstant die Sprache (Deutsch, Französisch); manche Passagen wiederholen sich, u. a. m. –, der notabene so nie vom Autor zur Veröffentlichung vorgesehen war.

Von diesen Vorlesungen zum Revolutionszeitalter kennen wir bereits Nachschriften der Zuhörer in der immer noch vorbildlichen Rekonstruktion von Ernst ZIEGLER: Jacob Burckhardts Vorlesung über die Geschichte des Revolutionszeitalters. Basel 1974. Die drei Ebenen (Vorlesungsmanskript des Autors, völlig freier Vortrag, Vorlesungsnachschriften der Zuhörer) müssen allerdings auseinander gehalten werden und es darf nicht inhaltlich zu voreilig von einer auf andere extrapoliert werden.

Burckhardt hat offensichtlich mit dem wissenschaftlich und vielleicht auch intellektuell-biographisch wohl wichtigsten Gegenstand seines Lebens über Jahrzehnte gerungen. Zwei Dinge sind allerdings unverrückbar und offensichtlich: die souveräne Durchdringung des Themas und seiner Literatur einerseits, und die Einschätzung seiner Bedeutung und Tragweite andererseits.

Zuerst zur Durchdringung: Burckhardt verfügt über eine höchst eindrucksvolle Kenntnis der zu seiner Zeit wesentlichen Literatur zum Thema (s. die Liste der erwähnten Literatur S. 1121–1151) und

über Sicherheit und Originalität im eigenen Urteil wie wohl in keinem anderen Bereich des Vorlesungsnachlasses (vgl. die Hinweise auf unterschiedliche Eigenleistung und Arbeitsmotivation Burckhardts bei MEYER, Kurt: Jacob Burckhardt. Ein Portrait. München, 2009, S. 211 f.).

Texte werden umfangreich exzerpiert und dann tritt Burckhardt mit ihnen in Randzusätzen in Dialog, nicht selten kritisch, schnippisch (so redet er maliziös immer nur von »Baboeuf«), ja gar abschätzig. Zur rezipierten Revolutionshistoriographie gehören vorerst einmal Burckhardts Lehrer Leopold Ranke (1795–1886), die weiteren Deutschen Friedrich Georg Schlosser (1776–1861), Carl Adolf Menzel (1784–1855) sowie seine Zeitgenossen Heinrich von Sybel (1817–95), Ludwig Häusser (1818–67), die französischen Klassiker Jules Michelet (1789–1874) und Hyppolite Taine (1828–93), vor allem aber auch der Zeitzeuge Sébastien Mercier (1740–1814). Seine Geisteshaltung prägen wesentlich auch die literarisch-philosophischen (und historisch bedeutenden) Giganten François René de Chateaubriand (1768–1848) und Alexis de Tocqueville (1805–59). Aus der englischen Literatur sind vornehmlich Edmund Burke (1729–97), Henry Thomas Buckle (1821–62) und (in minderer Masse) Thomas Carlyle (1795–1881) zu nennen. Ein bedeutender Abwesender auf britischer Seite ist der Waliser (Revolutionsbefürworter) Richard Price, und Thomas (Tom) Paines Familienname wird von Burckhardt konstant falsch geschrieben (was die Herausgeber allerdings übersehen, so dass er, unauffindbar, nicht in der Literatur aufgelistet wird).

Das Revolutionszeitalter dauert von 1763 bis 1815, d. h. vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zum Höhepunkt der Herrschaft Napoleons. Die Gliederung erfolgt in drei Kapiteln: »Zeiten der Reform von oben«, »Entstehung und Entwicklung der französischen Revolution«, »Napoleon Bonaparte«, die allerdings im Umfang stark ungleichgewichtig sind (rund 170, 440 und 550 Seiten).

Zur Bedeutung und Tragweite: Zuerst einmal dauern die Auswirkungen der Französischen Revolution immer noch fort, ja Burckhardt sieht sich selbst noch als Beteiligter (»im II. Act«) und, mitgetragen in einem Sturm (oder von einer »Welle«), der die Menschheit 1789 erfasste und »uns weiterträgt«, als (im Endeffekt negativ) Betroffener. Die Periode von 1815 bis 1848 war »nur eine Pause« (24), und nachher ging's unvermindert und nur noch beschleunigter



weiter. Deshalb auch finden sich bei Burckhardt immer wieder Auseinandersetzungen mit metahistorischen und philosophischen Themen wie Zuschauer/Akteur, Objektivität/Subjektivität, Schicksal, Was ist Glück?, Zukunft Europas u.a.m., welche man aus anderen Schriften, besonders aus »Über das Studium der Geschichte«, kennt.

Exemplarisch für die Bedeutung des Revolutionszeitalters bei Burckhardt sind die erhaltenen, jeweils überarbeiteten Fassungen der Einleitungen von 1867 bis 1873. Hier sieht man am besten und in Quintessenz, was Burckhardt am Thema, zuweilen fast schon obsessiv, umtrieb: Aus dem Fortschrittsoptimismus der Aufklärung, einer säkularisierten Kirche und einem Hervordrängen der »socialen Frage« (10) ergibt sich eine »Crisis« resp. ein »neuer Begriff des Staates«, mit »höchster Freiheit des Individuums, bei Allmacht und Allfürsorge des Staates« (9), allgemeinem Wahlrecht, aber auch einer »unermeßlichen Steigerung des Militarismus«.

Dann das »Verhältnis der Nationalitäten«: neben Überziehen des von der Revolution versprochenen Weltbürgertums Pflanzen und Stärken des (Sprachen)Nationalismus und der grundsätzlichen Allmacht des Nationalstaates. Im Weiteren die »öffentliche Meinung«, »Hauptphänomen der neuen Welt, [...] Hauptdistinguens gegenüber der alten« (9). Die europäisierten Inhalte werden durch Bildung und Tagespresse allen zugänglich und können auch von »polizeilich gehüteten Staaten« (9) nicht mehr unterdrückt werden. Meinungen, vor allem des Mittelstandes, werden hier bekannt, diskutierbar und zur Disposition gestellt; damit wird aber auch alles nivelliert.

Viertens der »Erwerb und Verkehr«: mit der Industrialisierung ab 1815, dem mobilen Grundbesitz, der Wirtschaftsfreiheit und der »enormen Steigerung der ökonomischen Wissenschaft« (3) kam es zu einem globalen Warenaustausch, Kreditwirtschaft, »Geld als der große Maßstab der Dinge« (7). Auch Literatur und Wissenschaft werden dieser Regel unterworfen: man schreibt nicht mehr »aus innerer Nötigung hervor« (7), sondern um Honorar und in Hoffnung auf eine äußere Stellung. Dazu die Konkurrenz der nationalen Wirtschaften, das horrende Anwachsen von Staatschulden, und der fatale Irrtum des Liberalismus, »die Regierungen nur für seine Geschäftsführer« zu halten (18). Regierungen »hättscheln das Sociale, werden Geranten von Aufregungen und Revolutionen« (26).

Für Burckhardt herrscht so »ewige Revision« (passim), permanentes »Aendern-Dürfen und Aendern-Wollen« (19), was der konservativ-skeptischen Anthropologie und Philosophie Burckhardts wohl am meisten widerstrebt (»Unzulänglichkeit allen Irdischen« [9], vor allem aus Rousseau heraus »vorausgesetzte Güte der menschlichen Natur, welche doch aus gut und böse gemischt ist« [20]). Es resultiert eine dauernde, in der Französischen Revolution begründete Instabilität, ein Wechselverhältnis von Revolution und Diktatur, von grenzenlosem, von vornherein unerfüllbarem Glückstreben in der Demokratie und anschließender Militärdiktatur, denn nur mit dem Caesarismus kann der Staat die zentralisierte Allmacht vorspiegeln, die für Eroberungen im Äußeren wie für die Gewährung der Sekurität im Inneren notwendig ist. Der Revolutionsprozess bleibt so für immer un abgeschlossen, was Kurt Meyer als »pathologischen Charakter der Moderne« bezeichnet.

Was aber über das Thema hinaus auffällt, ist die Geisteshaltung Burckhardts: Für ihn gilt gewissermaßen das Diktum von Hippokrates in der Abwandlung: kurz ist das Leben, heiter aber die Kunst. Wer an einem solchen Gegenstand, an dem er eigentlich als Wissenschaftler und als Mensch unweigerlich scheitern, ja zerbrechen müsste, »zur heitern und unverdrossenen Vertretung des Geistes« (8) aufruft, wer »endlich um so viel Sonnenschein für das Leben des Einzelnen als nötig ist«, bittet, »um ihn bei der Erfüllung seiner Pflicht und der Betrachtung der Welt munter zu erhalten« (19), und all dies letztlich findet, der ist bei aller Unbill des Lebens in seinem Gleichgewicht und steigt aus der »Confusion« zum geistigen Besitz auf.

\*

Angesichts der Größe des Auftrags darf die Edition des Werkes als untadelig bezeichnet werden: Die Rekonstruktion des Nachlasses macht allein rund 1100 Seiten aus, dazu kommt die bereits genannte Liste der von Burckhardt erwähnten Literatur. Der Sachkommentar nimmt eindrückliche 230 Seiten ein und will Literaturangaben und direkte Zitate nachweisen und für das Verständnis des Textes unentbehrliche Informationen liefern oder dessen Quellenwert erhöhen. Eine stichprobenweise Prüfung zeigt, dass er dies weitestgehend leistet, allerdings auch nicht von subjektiver Bewertung gefeit ist: In der Einleitung wird zu S. 23 etwa der heute nahezu unbekannte Friedrich von Hellwald mit zwei Anmerkungen bedacht, zum heute nur wenig bekannteren Edu-

ard von Hartmann (vgl. allerdings neuerdings die intelligente Einführung von Jean-Claude Wolf zum von ihm herausgegebenen VON HARTMANN, Eduard: *Die Gefühlsmoral*. Hamburg, 2006), der mit seinem damals vielbeachteten Jugendwerk »Philosophie des Unbewussten« und als Schopenhauer-Kritiker wohl den polemischen Stachel Burckhardts hervorlockte, erfährt der Leser nichts. Und wenn man zu Burckhardts Frage im Text »Wann kamen Kosciusko und Pulawski?« auf S. 161 im Kommentar mit der Angabe der Jahreszahl antwortet, ist ihm bezüglich der ebenso überraschenden wie herausragenden Bedeutung Kosciuskos für die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung und den Kampf gegen die Sklaverei wenig geholfen.

Eine ausgesprochene Fleißleistung bildet der textkritische Kommentar von rund 170 Seiten, der praktisch jeden Strich des Manuskripts erklärt und allenfalls nicht aufgenommene Blätter nachweist und zusammenfasst. Burckhardt würde es allerdings verdienen und dieser Teil könnte entsprechend gestrafft werden, wenn man dem einschlägig interessierten Leser das Manuskript auf CD oder online zur Verfügung stellen würde, wie dies heute von renommierten Ausgaben (vorbildlich etwa die Adams Family Papers der Massachusetts Historical Society) praktiziert wird.

Daniel Brühlmeier

**Peter Renz: Friedrichshafen. Eine deutsche Stadt am See. 386 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2008,**

€ 19,90/\$Fr 34,70

Seit etlichen Jahren bereichert der kleine Tübinger Verlag Klöpfer & Meyer die Literatur zu Geschichte und Kultur der Region zwischen Neckar und Bodensee mit interessanten Neuerscheinungen, in denen erfolgreich versucht wird, eine »kritische Heimatkunde« zu vermitteln und die Geschichte ein wenig gegen den Strich zu bürsten. Dieser Linie ist auch die vom früheren Friedrichshafener Oberbürgermeister Josef Büchelmeier angeregte und in Auftrag gegebene Geschichte der Stadt Friedrichshafen von Peter Renz verpflichtet. Der Schriftsteller Renz, kein gelernter Historiker, hat gar nicht erst versucht, eine auf Vollständigkeit angelegte Stadtgeschichte mit großem Anmerkungsapparat zu schreiben. Was er anstrebt, ist vielmehr »eine erzählte Stadtgeschichte in bedeutsamen Episoden«, »der Versuch einer

Dramaturgie entlang der historischen Wechselfälle dieser Stadt« (S. 376).

Dank seinem Erzähltalent und seiner Stilsicherheit gelingt dem Autor etwas, was bei derartigen Darstellungen eher selten ist: ein über weite Strecken spannend zu lesender Text. Die wesentlichen Stationen der wechselvollen Geschichte der Stadt werden anhand szenisch gestalteter Episoden veranschaulicht. Dabei wechselt der Autor vom Imperfekt ins Präsens. Hier ein Beispiel: »Der See kann launisch sein wie das Schicksal. So auch an diesem windigen Julitag im Jahr 1900, an dem eine Geschichte beginnt, die man nicht besser erfinden könnte. Es ist ein Tag wie so viele andere, die der Bodensee schon erlebt hat. Draußen bei der Domäne Manzell [...] haben sich schon seit Tagen Hunderte, wenn nicht Tausende am Strand versammelt, um ein Schauspiel zu erleben, das die ganze Seeregion mit Spannung erwartet: Den ersten Start des Luftschiffs des Grafen Zeppelin.« (S. 170).

In großen Sprüngen durchheilt Renz die Geschichte. Das Ende der Reichsstadt Buchhorn ist bereits nach knapp hundert Seiten erreicht. Breiter Raum wird mit Recht dem märchenhaften Aufstieg der Stadt im Königreich Württemberg gewidmet: als königliche Sommerresidenz, Verkehrsknotenpunkt und Kurort. Besonders spannend zu lesen ist die Geschichte der mühsam erkämpften Erfolge, aber auch Rückschläge des Grafen Zeppelin, der mit seinen Luftschiffen die damals noch kleine Stadt (1900 ca. 4 700 Einwohner) weltbekannt machte. Renz schildert ausführlich die Gründung und sozialpolitische Bedeutung der Zeppelin-Stiftung (1908) und den raschen Wandel Friedrichshafens zur Industrie- und Arbeiterstadt. Durch die Tochterfirmen der Luftschiffbau Zeppelin GmbH, das Maybach-Motorenwerk, die Zahnradfabrik (ZF) und die Flugzeugbau Friedrichshafen GmbH, aus der später die Dornier-Werke hervorgingen, gewann Friedrichshafen bereits im Ersten Weltkrieg große Bedeutung als Waffenschmiede.

Sehr ausführlich, vielleicht sogar etwas zu ausführlich im Vergleich zu anderen wichtigen Themen, wird die Revolution von 1918/19 geschildert. Die zwölf Jahre des Dritten Reichs erfahren eine angemessene Würdigung. Schwerpunkte sind hier unter anderem die ins Gigantische gestiegene Rüstungsproduktion, seit 1942 mit Hilfe eines Heers von Zwangsarbeitern, und die Berichte über Widerstandshandlungen gegen die Politik der NS-Regierung. Das erzählerische Talent des Autors erweist sich besonders in der pa-

ckenden Schilderung des furchtbaren Luftangriffs in der Nacht vom 27. auf den 28. April 1944, in der das alte Friedrichshafen unterging. Nicht zur Sprache kommt leider der seit 1933 schwelende Konflikt um den evangelischen Stadtpfarrer Dr. Karl Steger, einen der deutschlandweit führenden Köpfe der den Nazis ergebenden »Deutschen Christen«.

Im letzten Teil über das Kriegsende, die Besatzungszeit und den beginnenden Wiederaufbau weist der Bericht über die Stilllegung und Demontage der Friedrichshafener Rüstungsfabriken und die Querelen um die Übertragung des Vermögens der Zepelin-Stiftung auf die Stadt Friedrichshafen gewisse Längen auf, wobei freilich zuzugeben ist, dass diese überraschende Wende für die weitere Entwicklung der Stadt ein Glücksfall war. Per saldo darf auch dieses Buch als ein Glücksfall bezeichnet werden.

Peter Eitel

**Angelus Hux/Alexander Troehler: KlangRäume. Kirchen und Orgeln im Thurgau. 544 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Huber, Frauenfeld 2007, € 120,-/sFr 178,-**

Angelus Hux, Organist und Musiklehrer in Frauenfeld, ist ein profunder Kenner und Liebhaber der überaus reichen Thurgauer Orgellandschaft. Er hat 2007 ein grossangelegtes, 550 Seiten umfassendes Werk zu diesem Thema geschaffen und viele kirchengeschichtliche Daten eingefügt. Die zahlreichen prachtvollen Fotos der einzelnen Orgelprospekte und Kirchen von aussen und innen des Fotografen Alexander Troehler vervollständigen das kostbare Buch aufs Schönste.

»Kirchenräume sind Klangräume« und »Orgelmusik ist klingende Architektur«, zwei der Stichwörter aus dem Vorwort, umschreiben am besten das hohe Ansinnen des Werks, Verständnis, Überblick und Einsicht zu vermitteln in einer so reichen Materie wie die des Kirchen- und Orgelbaus. Das Ziel wäre, viele Leser anzuregen, diese Klangräume aufzusuchen, auch den Klang der so unterschiedlichen Orgeln zu erleben, sei es in Gottesdiensten oder in Kirchenkonzerten. Es hilft uns, das Erlebte besser einzuordnen und uns anhand der Bilder und Beschreibungen besser zu erinnern. Und für Organisten ist es ein willkommenes Buch, eigene Kenntnisse zu vertiefen.

Ich habe selbst ein Drittel der um die 200 beschriebenen Orgeln in ihren Klangräumen gespielt, ausserdem viele weitere in musikalischen Veran-

staltungen gehört. Ich staune immer wieder über den Reichtum der Orgellandschaft in unserem doch kleinen, nach aussen eher unscheinbar wirkenden Kanton. Wir dürfen darauf stolz sein.

Angelus Hux ging mit Liebe und Sorgfalt ans Werk. Über Jahre sammelte er die vielen notwendigen Unterlagen für eine kompetente Darstellung und Würdigung der Geschichte, der Bauweise, des Werkaufbaus der einzelnen Orgeln und der dazugehörigen Kirchenräume. Aus den historischen Angaben können wir entnehmen, wie sehr sich die einzelnen Kirchgemeinden immer wieder bemüht haben, funktionstüchtige Instrumente bauen zu lassen für den Kultus, aber auch für Kirchenkonzerte. Orgelbauunternehmen der Region Ostschweiz und des süddeutschen Raumes haben, jeweils der Stilvorgabe und dem technischen Stand der Zeit gemäss, Instrumente hergestellt, die hörens- und sehenswert sind.

Auf den ersten 20 Seiten erfahren wir einiges über die Thurgauer Kirchen- und Orgelgeschichte im Allgemeinen. Es ist keine eigenständige Orgellandschaft, sondern »sie zeigt eine erstaunliche stilistische Vielfalt bei alten und neuen Orgelwerken, schätzenswerte klingende Zeugen eines ästhetischen Wandels.« Zu jeder Orgel gibt es bei der Beschreibung und Abbildung die Disposition, und im Anhang sind die Orgelbauunternehmen und die Disponenten der einzelnen Orgelwerke aufgeführt. Die Kirchgemeinden sind alphabetisch geordnet. So wird eine gewünschte Kirche oder Orgel schnell gefunden. Auf zwei bis acht Seiten erfahren wir jeweils das Wesentliche. Eine Thurgauer Karte hilft auch dem Fremden, den entsprechenden Ort schnell zu finden.

Zwei Beispiele in gegensätzlicher Umgebung mögen hier genügen: Im dünn besiedelten Hinterthurgau ist mit dem berühmten Kloster Fischingen gleich einer der kostbarsten Schätze zu finden. Hier wird dem Leser des Buches das Einzigartige dieses Klangraums sehr überzeugend nahe gebracht. Beim Eintreten in die Kirche werden wir gefesselt von ihrer starken Ausstrahlung. Und die prachtvolle, in Konzerten oft gespielte barocke Psallierchor-Orgel geniesst weit herum grösste Anerkennung. Im Buch wird der Denkmalpfleger Albert Knoepfli folgendermassen zitiert: »Auf und ab, vor und zurück schwingen sich die Friese und Gebälke der Pfeifentürme und -felder (28 an der Zahl!), bis sie in mächtiger Bewegungssteigerung die krönende Mitte mit dem posaunen-blasenden Engel erklimmen haben.« (nach der Restaurierung 1956/57).

Wer zum ersten Mal nach Kreuzlingen kommt, wird wahrscheinlich kaum vermuten, dass in dieser wenig einladenden städtischen Agglomeration doch soviel Schönes und Wertvolles zu finden ist. Hier seien die zwei ursprünglichen Kapellen Bernrain und Kurzrickenbach, sowie die drei Pfarrkirchen St. Stephan Emmishofen, Egelsee und St. Ulrich genannt, alle mit charakteristischen, für Musik sehr geeigneten Klangräumen und interessanten, gut klingenden Organen ausgestattet.

Es werden im Buch von Hux/Troehler natürlich die grossen Kirchen in Arbon, Romanshorn, Amriswil, Bischofszell, Weinfelden, Frauenfeld, Kreuzlingen, Steckborn, Diessenhofen mit ihren bedeutenden, neueren Orgelwerken und einer langen Kirchengeschichte gebührend gewürdigt und sehr spannend dargestellt in Wort und Bild. Nicht minder wertvoll sind aber auch die liebevollen Beschreibungen der vielen schmucken Dorfkirchen mit ihren Kleinodien an Organen. Den kleinen Pfarrgemeinden ist hier ganz besonders zu danken für ihre Sorge um die beachtenswerten Kultstätten. Das Buch »KlangRäume« ist eine Bereicherung für jede Bibliothek. Wer sich gerne mit der Kirchen- und Orgellandschaft des Thurgaus befasst, wird mit Freuden darauf zurückgreifen.  
Jörg Engeli

**Rainer Brüning/Peter Exner (Hg.): Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 60 Seiten, Förderverein des Generallandesarchivs Karlsruhe, Karlsruhe 2007, € 10,-**  
Diese Broschüre, herausgegeben von Mitarbeitern des Generallandesarchivs Karlsruhe, ermöglicht einen etwas anderen Blick auf die badische Geschichte. Unterteilt in die Abschnitte Krisen, Reaktionen und Lösungen, beleuchten 12 Autoren in 25 kleinen Kapiteln das Problem der Armut in Baden in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Einer Illustration aus diesem Archiv ist jeweils eine Textseite gegenübergestellt. Zu den Krisenfaktoren gehören die Bevölkerungsexplosion bereits in den Jahren vor 1830, Hungerkrisen, die Lage in der Landwirtschaft, aber auch die Kinderarbeit am Beispiel der Hütekinder, die aus der Schweiz und Vorarlberg bis nach Pfullendorf und Überlingen gehandelt wurden. Die Reaktionen reichen von Landtagsdebatten zu sozialpolitischen Fragen über die Plünderung von Rentämtern oder Archiven der Standesherrn bis zu antijüdischen Ausschreitungen, in denen sich die Bevölkerung gegen

die Gleichstellung der Juden bei der Allmende oder dem Bürgernutzen in den Gemeinden wehrte.

Bei den Lösungsversuchen werden insbesondere staatliche Maßnahmen wie der Eisenbahnbau, die Rheinregulierung oder der Großhafen Mannheim beschrieben, aber auch die Entwicklung traditioneller Industrien wie der Uhrenindustrie und neuer Produktionszweige wie der Baumwollverarbeitung oder der Tabakindustrie. Sozialpolitisch bedeutsam sind der Verein zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder, der badische Frauenverein, vom Anspruch her sogar das neue Zuchthaus in Bruchsal. Die Broschüre kann als Einstieg dienen für die Geschichte des kleinen Mannes oder die Lebensbedingungen von unterprivilegierten Schichten.

Arnulf Moser

#### **Zeppelin 1908 bis 2008. Stiftung und Unternehmen.**

**Herausgegeben von der Stadt Friedrichshafen (Schriftenreihe des Stadtarchivs Friedrichshafen Band 7). 360 S. mit 101 s/w-Abbildungen, Piper Verlag, München 2008, € 26,95/sFr 45,90**

Wer gleichzeitig an Bodensee- und Unternehmensgeschichte denkt, der kommt am Namen Zeppelin kaum vorbei. Die spannende und wendungsreiche Geschichte des Grafen Ferdinand von Zeppelin, seiner Pionierversuche mit Luftschiffen und sein bis heute lebendiges Erbe sind Gründe genug, die Friedrichshafener Unternehmung hier an vorderer Stelle zu nennen. Die Zahl der Publikationen zur Zeppelin-Geschichte war deswegen auch nicht klein, sodass zumindest die technik- und kulturgeschichtlichen Aspekte des Themas als gut dokumentiert gelten können. Etwas vernachlässigt wurde aber bislang die Geschichte der Unternehmen des Zeppelin-Konzerns und ihres Beziehungsgeflechts untereinander. Damit geriet nicht selten in Vergessenheit, dass mit der Gründung der Zeppelin-Stiftung im Jahr 1908 gleichzeitig der institutionelle Keim für einen breit aufgestellten Konzern gelegt wurde, aus dem sich später Industrieunternehmen mit Weltruf wie die ZF, die MTU oder Dornier entwickelten. Diese Konzerngeschichte steht im Mittelpunkt des offiziellen Bandes der Stadt Friedrichshafen zum 100-Jahre-Jubiläum der Stiftungsgründung.

Das Konzept des Bandes sieht eine Verschränkung von Fallstudien zur Unternehmensgeschichte und von rahmenden Beiträgen zur jeweiligen Zeit- und Wirtschaftskrise vor. Darunter finden sich



fünf, zeitlich aufeinander aufbauende, Beiträge zur 100jährigen Konzerngeschichte – zumeist von Historikern aus Friedrichshafen, wobei mit vier Texten der Schwerpunkt eindeutig auf der Zeit bis Ende des Zweiten Weltkriegs liegt. Die zeitgeschichtliche Rahmung wiederum wird in sieben eigenständigen Aufsätzen vorgenommen, die alle aus der Feder von universitären Fachwissenschaftlern aus dem Umfeld der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte stammen, die von der Stadt Friedrichshafen als Partner für das Buchprojekt gewonnen werden konnte.

Die Gründungsgeschichte der Stiftung, einschließlich des ersten Booms im Kontext der Rüstungswirtschaft des Ersten Weltkriegs, erzählt Jürgen Oellers. Darin beleuchtet er die ersten unternehmerischen Versuche des Grafen Zeppelin und seiner Partner in der deutschen Industrie, am wichtigsten war hier der westfälische Aluminiumfabrikant Carl Berg. Die »Katastrophe von Echterdingen« und die sich hieraus ergebende Nationalspende war dann die eigentliche Initialzündung für das Zeppelinische Unternehmen. In den Jahren 1908/09 entstanden aus dem Kapital der Spende die Zeppelin-Stiftung und die Luftschiffbau Zeppelin GmbH als erstes operatives Unternehmen. In den Folgejahren expandierte die Zeppelinproduktion v. a. für den militärischen Bedarf vor dem und im Weltkrieg. Zunächst als reine Zulieferbetriebe gedacht, entstanden unter dem Konzerndach weitere Unternehmen: Neben einigen »Kriegsgründungen« waren darunter 1909 die Luftfahrzeug-Motorenbau-Gesellschaft mbH in Bissingen, aus der 1918 die Maybach Motorenbau GmbH wurde, 1915 die Zahnradfabrik GmbH als Kern der späteren ZF, das Zeppelin-Werk in Lindau (später Dornier) und 1913 die Zeppelin-Wohlfahrt GmbH als Betrieb für die Sozialleistungen.

Mit dem Tod des Grafen 1917 und dem Kriegsende 1918 schlitterte auch der Konzern in die Krise, so dass die gesamte Weimarer Zeit lang um unterschiedliche Konzepte der unternehmerischen Neuausrichtung gestritten wurde: Diversifizierung über die Tochterunternehmen oder Wiederbelebung des Luftschiffbaus war die strategische Frage, die sich auch als Konflikt zwischen Alfred Colsmann und Hugo Eckener personalisieren lässt. Diese äußerst wechselvolle Phase wird im Beitrag von Roman Köster beschrieben. Colsmann, Generaldirektor von 1915 bis 1929, konnte sich mit seiner Präferenz für eine Diversifizierung nicht durchsetzen und musste seinem Gegner Eckener das Feld räumen.

Im Beitrag von Barbara Waibel wird die Konzerngeschichte unter Eckeners Leitung bis zum Kriegsbeginn beschrieben, als er eine kurze Renaissance des Zeppelinbaus einleitete. Aber selbst in Eckeners Ära war unübersehbar, dass die Zukunftspotentiale des Konzerns nicht mehr im Zeppelinbau, sondern in den Geschäftsfeldern der Tochterunternehmen Dornier (Flugzeuge), Maybach (Motoren) und ZF (Getriebe für Automobile) lag, selbst im Unternehmen Luftschiffbau wurden mit dem Bau von verschiedenen Aluminiumerzeugnissen (Tankbehälter, Radarmessgeräte etc.) neue Felder erschlossen. Mit dem Zweiten Weltkrieg erhielt diese Entwicklung eine dramatische Dynamik: die Produktionen des Zeppelin-Konzerns machten Friedrichshafen zu einem zentralen Rüstungsstandort. Im Aufsatz von Christa Tholander werden die Entwicklungen in der Kriegswirtschaft mit all ihren Folgen aufgezeigt: NS-Politisierung, Integration der Zeppelin-Unternehmen in die Rüstungsprojekte (Panzerentwicklung, Radar, V2-Raketenprogramm), Einsatz von Zwangsarbeitern, Luftangriffe und Zerstörungen in Friedrichshafen.

Die Brücke in die Gegenwart schlägt schließlich Hartmut Semmler, der die gesamte Nachkriegsentwicklung der Zeppelin-Stiftung beschreibt. Er analysiert die Auseinandersetzung mit den französischen Besatzern um Demontage- und Enteignungspläne sowie die sich hieraus ergebende Neukonstruktion der Stiftungsverfassung. Aus einer eigenständigen privatwirtschaftlichen Unternehmens-Stiftung wurde 1947 die bis heute bestehende Konstruktion einer unselbständigen kommunalen Stiftung in Form eines Sondervermögens der Stadt Friedrichshafen, die v. a. soziale und kulturelle Projekte fördert. Während die Maybach-Motorenwerke 1952 verkauft wurden, gehört der Großteil der Aktien der ZF AG bis heute der Stiftung und damit der Stadt Friedrichshafen, die sich aber weitgehend aus dem unternehmerischen Geschäft heraushält. Für die letzten 50 Jahren werden deshalb vor allem die Wirkungsfelder der Stiftung und nicht die unternehmerischen Entwicklungen der ZF oder von Maybach/MTU beschrieben.

Insgesamt überzeugen vor allem die Beiträge zur Stiftungs- und Unternehmensgeschichte und liefern so ein neues Gesamtbild des Zeppelin-Konzerns. Weniger überzeugend wirkt die Rahmung durch die zeitgeschichtlichen Artikel aus renommierter Feder, denn diese gehen selten auf die konkreten Wechselwirkungen zwischen Unternehmen und

großer Politik ein und tragen kaum zum Thema des Bandes bei. Dies gelingt eigentlich nur im Eröffnungsbeitrag des Frankfurter Historikers Dieter Hein zu Wirtschaft, Politik und Luftfahrt um 1900 sowie im kulturgeschichtlich ausgerichteten Schlusssatz des Kunstwissenschaftlers Karl Clausberg zur zeitgenössischen Massenbegeisterung durch »das Wunder des Zeppelin«.

Abschließend sei auf eine Anekdote des Buches verwiesen: Einer der Aufsichtsratsposten der ursprünglichen Zeppelin-Stiftung war von Graf Ferdinand von Zeppelin für den Vorsitzenden des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung reserviert. Diese Entscheidung mag ungewöhnlich gewesen sein, sie erklärt sich aber über das große Engagement des Grafen und seines Bruders Eberhard als Präsident (Eberhard) und Ehrenmitglied (Ferdinand) des Bodenseegeschichtsvereins. Insofern ist der Jubiläumsband nicht nur eine wichtige Publikation zur regionalen Unternehmensgeschichte, sondern auch zum vergessenen unternehmerischen Engagement dieses Vereins.

Armin Müller

**Dorf unterm Hakenkreuz. Diktatur auf dem Land im deutschen Südwesten 1933 bis 1945. Herausgegeben von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg und der Arbeitsgemeinschaft der sieben regionalen ländlichen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. 175 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in schwarz-weiß und Farbe, Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm im Jan Thorbecke Verlag, Ulm 2009, € 16,90/sFr 30,90** Im Vorwort machen die beiden Redakteure des Bandes, Axel Burkarth und Bernd Holtwick, die Forschungsanstrengungen deutlich, die notwendig sind, um die Zeit des NS-Regimes in den Dörfern des Südwestens nach zeitgeschichtlichen Standards darzustellen. Größere und vergleichend angelegte Studien zur Diktatur auf dem Land fehlen bis heute. In der Tat »glänzen« bis in die jüngste Zeit hinein selbst viele Ortschroniken und Dorfgeschichten durch ein auffallendes Fehlen der Jahre 1933 bis 1945 oder aber durch eine de facto wertlose chronikalische Darstellung ohne Analyse der dörflichen NS-Strukturen. Der vorliegende, vorzüglich bebilderte Begleitband, der eine in der Saison 2009 in den sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg gezeigte gleichnamige Ausstellung illustrierte, versammelt insgesamt zehn

Beiträge, die unterschiedliche Schlaglichter auf die Dörfer im Oden- und Schwarzwald sowie auf der Schwäbischen Alb, in Hohenlohe, in Oberschwaben, am Bodensee und im westlichen Allgäu werfen.

In einer instruktiven Einleitung plädiert Roland Schurig dafür, »mehr Wissen zu schaffen« (S. 6). Es genügt eben nicht – wie er richtig konstatiert – in den einschlägigen Adreßbüchern nach der Hausnummer von Kreisleitung, Ortsgruppenleiter oder Ortsbauernführer zu recherchieren, ohne nach den Steuerungsfunktionen der NSDAP-Dienststellen im polykratischen Einheitsstaat mit monokratischer Spitze zu fragen. Das wiederum ist angesichts der Kriegsschäden und der gezielten Aktenvernichtung eine Kärnerarbeit, die Geduld, Zeit und intensive Archivrecherchen erfordert. Doch hoffnungslos ist die Situation nicht. Vielfach sind nämlich Ersatzüberlieferungen vorhanden, etwa die rund 250 000 Einzelakten der südbadischen Entnazifizierungsverfahren im Staatsarchiv Freiburg oder die Akten der französischen Besatzungsmacht in den *Archives de l'occupation* in Colmar.

Jedes der sieben Museen ist mit einem eigenen Beitrag zu unterschiedlichen Aspekten des »Dorfes unterm Hakenkreuz« im Band vertreten. Walter Knittel (Neuhausen ob Eck) beleuchtet Kindheit und Jugend in südwürttembergischen Dörfern und stellt lakonisch fest: »Die Kinder und Jugendlichen waren die Generation, die am tiefsten vom Dritten Reich geprägt worden war. Die Frauen und Männer dagegen, die die Hakenkreuzfahne quer durch Europa getragen hatten, konnten häufig auf Kindheitserinnerungen zurückblicken, die von den nationalsozialistischen Emblemen und Parolen unberührt waren« (S. 24). Mit der ideologisch aufgeladenen, technisch rückständigen Landwirtschaft (lediglich zwei von einhundert Bauerhöfen nutzten einen Traktor) beschäftigt sich Bernd Holtwick (Kürnbach), paradigmatisch mit einem »kleinen Führer der Provinz« Ralf Garmatter (Hohenloher Freilandmuseum) und Cornelia Hecht vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg mit der Ausgrenzung der Juden in Laupheim nach 1933. Den zukünftigen »Müttern im Vaterland« nimmt sich Brigitte Haug (Beuren) an, den Kinderlandverschickungen Thomas Naumann (Walldürn-Gottersdorf), dem Krieg im Schwarzwald Torsten Albinus und Thomas Hafen (Vogtsbauernhof) und den ausländischen Zwangsarbeitern inklusive der schweren Sanktionen bei »Geschlechtsverkehr-Verbrechen« Stefan Zimmermann (Wolfegg). Der Band

wird abgeschlossen mit einem Beitrag von Klaus Herrmann (Hohenheim) über die Mechanisierung der südwestdeutschen Landwirtschaft.

Das auf vorbildlicher Kooperation beruhende Projekt macht eindrücklich deutlich, daß 65 Jahre nach Kriegsende gemeinsame und koordinierte Anstrengungen notwendig sind, um die Geschichte der NS-Zeit auf dem Land als wichtigen Beitrag zur Erforschung des Nationalsozialismus zu bearbeiten. Ein erster hoffnungsvoller Schritt ist getan.

Jürgen Klöckler

**Peter Hofer: Planung und Bau des Festungsgürtels Kreuzlingen. Herausgegeben von der Bibliothek am Guisanplatz/Eidgenössische Militärbibliothek (Schriftenreihe der Eidgenössischen Militärbibliothek und des Historischen Dienstes Nr. 27) 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Bern 2007, kostenloser Bezug**

Die besondere Lage von Konstanz als linksrheinischer Brückenkopf und die dichte Bebauung beidseits der Grenze selber stellten die Schweizer Landesverteidigung angesichts des expansiven Charakters des Dritten Reiches vor besondere Probleme. Der Wechsel in der Taktik vom Bewegungskrieg zu ausgebauten Stellungen führte ab 1935 zum Projekt eines Festungsgürtels von Bottighofen über die Höhe oberhalb Kreuzlingen hinunter nach Triboltingen. Der 1937 begonnene Bau verzögerte sich bis 1939, weil man sich bei den Panzerplatten nach den Lieferfristen der deutschen Firma Krupp richten musste. Bis zum Kriegsausbruch wurden 42 einfachere Stände und komplexere Werke erstellt, von denen sechs mit Kanonen, die übrigen mit Maschinengewehren bestückt waren. Hinzu kamen im Ernstfall Straßenbarrieren, Stacheldrahtverhaue und Artillerie, die die Konstanzer Rheinbrücke, die benachbarten Schiffsanlegestellen und die Südausgänge der Stadt erreichen sollte. Der Verfasser, Schweizer Berufsoffizier, untersucht, gestützt auf Unterlagen des Eidgenössischen Militärdepartements im Berner Bundesarchiv, gefühlte und reale Bedrohungen vor und während des Zweiten Weltkrieges und die dazu gehörenden Verteidigungskonzepte. Vorgabe war, im Falle eines strategischen Überfalls mit den Grenztruppen einen Gegner bis zu sechs Tagen aufzuhalten, während die Hauptarmee sich dahinter formierte. Voraussetzung wäre allerdings zuvor eine Evakuierung der Kreuzlinger Bevölkerung gewesen.

Bereits ab 1940 verlor das Bauwerk an Bedeutung durch den Strategiewechsel. Durch die Konzentration der Hauptarmee von der Limmatlinie weg auf den zentralen Alpenraum vergrößerte sich der Abstand zu den Grenztruppen derartig, dass diese, aber auch die Zivilbevölkerung der Ostschweiz bzw. des Mittellandes sich selbst überlassen blieben. Der Verfasser gibt dem Festungsgürtel allenfalls für zwei Tage Chancen zum Widerstand, zumal das Bauwerk nicht in der Tiefe gestaffelt war, zudem den Deutschen bekannt war und umgangen werden konnte. Er wundert sich geradezu, dass Grenztruppe und Bevölkerung trotz dieser Perspektive ihren Wehrwillen aufrechterhielten. Durch die Initiative des Vereins Festungsgürtel Kreuzlingen lassen sich die strategischen Gedanken der 30er und 40er Jahre heute noch nachvollziehen. *Arnulf Moser*

**Manfred Bosch: Zeit der schönen Not. Die Anfangsjahre des Südverlag in Konstanz 1945 bis 1952. 432 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2009, € 24,90/SFr 42,80**

In gewohnt fundierter Weise, d. h. aufgrund äußerst sorgfältiger und umfassender Recherchen zeichnet Manfred Bosch in diesem Buch den Werdegang und die Intentionen des Südverlags in Konstanz, sowie die Zusammenarbeit mit den einzelnen Autoren in den Jahren 1945 bis 1952 auf. Dem »unbekannten und nicht katholischen Berliner Ullsteinmann« Johannes Weyl, dessen Frau Barbara 1945 formell als erste Lizenzinhaberin des Südverlags genannt wird, seinem Einfluss in Konstanz (u. a. bei der Herausgabe des Südkurier und auf die Gründung der Universität) und in der deutschen Verlagslandschaft ganz allgemein bis zum Tod dieser Verlegerpersönlichkeit 1989 ist der erste Teil dieses Buchs gewidmet.

Die verlegerischen Intentionen Weyls werden in einem zweiten Teil nicht nur anhand des Verlagsprogramms beschrieben, das den Bedingungen der Zeit entsprechend zunächst in Form von Zeitschriften, u. a. »Die Erzählung« und »Vision« gedruckt wurde, sondern auch anhand politischer Leitartikel und politischer Aufsätze (die Deutsche Anklage) im Südkurier, die dann teilweise als Schriften des Südkurier oder als Schriften des Südverlags erschienen. Der umfassendste dritte Teil des Buches ist den einzelnen Autoren und ihren Büchern gewidmet, ergänzt durch einen Ausblick

auf den Weiterbestand des Verlags in Konstanz als Rosgarten-Verlag.

Manfred Bosch bürgt als Autor auch immer für einen ausgezeichneten Anhang, der in diesem Fall ein Verzeichnis der Bücher des Südverlags in Konstanz und des Südverlags München-Konstanz enthält, sowie Kurzbiographien, ein Literaturverzeichnis, den Abbildungsnachweis (das Buch ist reich bebildert!) und ein Personenregister.

Esther Bächer

**Gunter Mahlerwein: Aufbruch im Dorf. Strukturwandel im ländlichen Raum Baden-Württembergs nach 1950, 232 Seiten mit zahlreichen, zumeist farbigen Abbildungen, Verlag J.B. Metzler, Stuttgart 2007, € 49,95/£Fr 77,-**

Der massive Bedeutungsverlust der Landwirtschaft in den südwestdeutschen Dörfern nach dem Zweiten Weltkrieg ist Thema des vorliegenden Buches von Gunter Mahlerwein, einem im Jahr 2000 an der Universität Regensburg mit der Arbeit »Die Herren im Dorf. Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung in Rheinhesen 1700–1850« promovierten Historiker. Zur erklärenden, großformatigen Bebilderung kann er im wesentlichen auf Photomaterial der 1950er Jahre aus dem oberschwäbischen Neenstetten bei Ulm (aufgenommen vom Dorfschullehrer Eugen Sauter) und der späten 1970er Jahren aus dem breisgauischen Bollschweil bei Freiburg zurückgreifen.

Viele Photographien halten den letzten Moment »vor dem Einbruch der Moderne« (S. 18) in den Dörfern fest, es sind etwa von Ochsen gezogene Heuwagen, Hütejungen sowie manuelle Feldarbeiten wie Heuen und Mistausbringen zu sehen. Ab den 1950er Jahren begann die massenhafte Mechanisierung, 1955 wurde der Höchststand der Neuzulassung von Traktoren erreicht. Rationalisierung und Flurneuordnungen, Betriebsaufgaben und Aussiedlerhöfe kennzeichnen die Lage in den 1960er und 1970er Jahren. In den Realteilungsgebieten änderte sich das Landschafts- und Ortsbild grundlegend. Kleinere Grundstücke wurden zusammengelegt, die Vielzahl der landschaftsprägenden, mächtigen Obstbäume verschwand und die meisten Nebenerwerbsbauern gaben die Landwirtschaft auf. Die Kulturlandschaft verwandelte sich, die Dörfer wuchsen, Neubau- und Gewerbegebiete veränderten die Physiognomie der Siedlungen, die Sozialstruktur setzte sich neu zusammen. Neben die Alteingesessenen trat »eine zuge-

zogene Einwohnerschaft ohne landwirtschaftlichen Hintergrund« (S. 71), was angesichts von Geruch, Maschinen und Lärm zu Konflikten mit den Landwirten führte. Die Bauerndörfer der Nachkriegszeit verwandelten sich fast überall zu Wohngemeinden mit Industrieanhang, die Dorfkern mit den alten Bauernhäusern verwarhlten oder wurden »gegen den Bestand« brachial saniert. Durch die »Entbäuerlichung« veränderte sich die ländliche Gesellschaft grundlegend (S. 93), das Interesse am eigenen Haus lockte bis zur Jahrtausendwende viele junge Familien mit Kindern aus den Städten auf das Land. Dieser Trend ist seit wenigen Jahren gebrochen. Die Dörfer als abgeschlossene soziale Systeme sind durch den massiven Zuzug, der außerörtlichen Orientierung ab Kindesbeinen und dem Auspendeln der meisten Einwohner heute eine Illusion. Selbst die Vereine, die traditionell auf den Dörfern eine starke Stellung haben, können diesen Verlust nicht ausgleichen; die einstmals durch Konfession und landwirtschaftlicher Arbeit vorhandenen sozialen Beziehungen haben sich weitgehend aufgelöst. Zwar ist das dörfliche Normensystem im Zuge des Strukturwandels nicht völlig verschwunden (S. 156), aber mehr als rudimentär sind die Strukturen auch nicht mehr vorhanden.

Zu diesen Strukturen gehörte auch die je nach Gegend rein protestantisch oder rein katholische Konfessionszugehörigkeit bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Erst nach 1945, mit den ostdeutschen Flüchtlingen und Vertriebenen und dem vermehrten städtischen Zuzug verändert sich die konfessionelle Struktur entscheidend hin zu einer Individualisierung des Glaubens. Die »Kirche im Dorf«, die Gunter Mahlerwein auf sechs Seiten (S. 163–169) eindeutig zu kurz behandelt, hätte einer vertieften Analyse bedurft. Der Kommunalpolitik hingegen wird breiterer Raum zugemessen. Der Verlust der Selbständigkeit in den 1970er Jahren, die Eingemeindung in die nahen Städte oder der Zusammenschluß zu Großgemeinden hat sich negativ auf das Selbstbewußtsein der Dörfer ausgewirkt. Die Zahl der selbständigen Gemeinden schrumpfte in Baden-Württemberg zwischen 1966 und 1976 von 3384 auf 1111. Aus selbstbewußten Bürgermeistern wurden weisungsgebundene Ortvorsteher, der autonome Gemeinderat wurde zum vorschlags- und anhörungsberechtigten Ortschaftsrat, die unechte Teilortswahl, heute vielfach wieder abgeschafft, konnte wie zu erwarten die örtliche Vertretung in den Stadtparlamenten nicht dauerhaft sichern. Die Einwohner der eingemeindeten Dörfer



verloren deutlich an Beteiligungsmöglichkeiten, die Gemeindereform war für viele Dörfer eine der schärfsten Zäsuren in ihrer langen Geschichte (S. 183 und 185). Die Zusammensetzung der örtlichen Gremien änderte sich; zwischen 1955 und 1968 ist ein Rückgang der Bauern in diesen führenden dörflichen Positionen von 72 auf 13 Prozent festzuhalten (S. 174). Wählerlisten und persönliche Reputation sind seither die entscheidenden Faktoren in der Dorfpolitik. Ein Zusammenwachsen der größeren Verwaltungseinheiten ist nur selten geglückt. Die lokale Identität bezieht sich »wenn überhaupt« (S. 184) immer noch auf den Teilort und nicht auf die Gesamtgemeinde.

Jürgen Klöckler

**Friedfertig und widerständig: Frauen für den Frieden Schweiz. Mit Beiträgen von Ursula Brunner, Lini Culetto, Helga Habicht et al. und einem Geleitwort von Reinhild Traitler. 303 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Huber, Frauenfeld 2006, € 23,90/sFr 36,00**

Über 25 Jahre nach Gründung der Arbeitsgruppe *Frauen für den Frieden* boten Anlass, eine Gesamtschau (das Geleitwort spricht von »Hommage«) dieser engagierten politischen Bewegung in einem broschürierten Buch zusammenzutragen. Aufgewachsen in der Zeit des Vietnamkriegs, der nuklearen Aufrüstung und des Nord-Süd-Gegensatzes zeichnet ein siebenköpfiges Autorinnen-Team die Geschichte der Schweizer Frauenbewegung nach, die ihren Anfang in der Frauenbewegung der 1980er-Jahre (u. a. angeregt von den nordirischen *Women for Peace*), aber auch bei lokalen Ereignissen nahm, z. B. anlässlich der grossen Wehrschau der Schweizerischen Offiziersgesellschaft im August 1982 in Frauenfeld. Als eigentliches Gründungsdatum der gesamtschweizerischen Gruppe *Frauen für den Frieden* gilt der 31. Januar 1979, als sich ca. 30 Aktivistinnen gegen die atomare

Aufrüstung zu einer ersten Sitzung in Zürich trafen, darunter auch die Hauptinitiatorin, die aus Danzig stammende Aline Boccardo.

Den Anfang für die Region Ostschweiz bildete eine Friedenswoche auf Schloss Wartensee (Rorschacherberg), einer kirchlichen Tagungsstätte des Kantons St. Gallen, im Oktober 1980. Später wurden mehr oder weniger regelmässig Treffen in St. Gallen ausgerichtet, zu denen Politiker wie Christoph Blocher (SVP) oder Oberstdivisionär Josef Feldmann eingeladen wurden. Ursula Brunner, die sich v. a. für fairen Handel (»Bananenfrauen« von Frauenfeld), Zivildienst und nationale Sicherheit engagiert, resümiert diese Zeit so: »Es gelang uns nie, eine feste Gruppe *Frauen für den Frieden* in dieser Region aufzubauen. Wir lebten zu weit entfernt voneinander, und es war schwierig, gemeinsame Aktionen durchzuführen.«

Detailliert herausgearbeitet werden insbesondere die individuelle Motivation des politischen Widerstands (Feminismus, Dritte-Welt-Problematik, Friedensinitiativen) und der Wandel von Themen und Aktivitäten bis in die »Nulljahre« des 21. Jahrhunderts: Angesichts von Rüstungsarbeitsplätzen, Waffenexport, dem sogenannten Fichen-Skandal (Karteierfassung von Schweizer »Extremisten«), Asylgesetz, Armeeleitbild, Balkan- und Golfkriegen spricht die Zunahme der Themenbreite für eine auch in Zukunft weitergehende Auseinandersetzung. Passend zum Unterkapitel »Der Weg« liest sich die Erkenntnis: »Wir haben einen Weg eingeschlagen, von dem wir nicht wussten, wohin er uns führen würde.« Sehr hilfreich bei der Lektüre des stark dokumentierten und bebilderten Bandes ist der Anhang, der eine synoptische Zeitleiste, eine Auswahl von Themen und Aktivitäten zu den jeweiligen Kapiteln, ein Namenregister und eine Literaturliste (die leider etwas mager ausgefallen und zu allgemein gehalten ist) aufweist.

Jürgen Oellers



## BUCHANZEIGEN

**ACHERMANN, Lucette / ROHNSTOCK, Katrin (Hg.): Paula Roth. Ihr Leben als Wirtin der BELLALUNA im Albulatal. Erzählt mit Selbstzeugnissen und Dokumenten. Frauenfeld: Huber, 2004. – 208 S. – ISBN 978-3-7193-1366-1 (26,50 €)**

Im Albulatal (Kanton Graubünden) betreibt Paula Roth, Wirtin, Geschichtenerzählerin, Heilerin und Künstlerin, seit 1965 über 20 Jahre das Gasthaus BELLALUNA. 1988 wird sie in ihrem abgeschiedenen Haus überfallen und ermordet. Das Buch gibt mit vielen Bildern, Texten – zum Teil auch von Roth selbst – und Dokumenten Einblicke in das Leben dieser schillernden Persönlichkeit.

**»BADEN AM SCHEIDEWEG«. Konstanz und die Gründung des Südweststaats / Fabio Crivellari ... Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 2002. – 154 S. (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz 1). – ISBN 978-3-89669-778-3 (9,90 €)**

Die Gründung des Südweststaats Baden-Württemberg im Jahr 1952 fußt auf der Situation der beiden Länder unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg: Württemberg und Baden werden in zwei Besatzungszonen aufgeteilt. Die politische Entwicklung der Stadt Konstanz nach 1945 wird in diesen überregionalen Kontext gestellt und anhand der damaligen Debatten, Entscheidungen, Ergebnisse und Ereignisse aufgezeigt.

**»ALLE MEINE FREUNDE ...«. Der Bildhauer Berthold Müller-Oerlinghausen im Dialog mit Künstlern seiner Zeit: Ernst Barlach – Curth Georg Becker – Marc Chagall – Otto Dix – André Ficus – Werner Gilles – Pablo Picasso – Christian Rohlfis / Andrea**

**Düppel ... Friedrichshafen: Gessler, 2005. – 64 S. (Kunst am See 29). – ISBN 978-3-86136-105-3 (15 €)**  
Das reich bebilderte Buch setzt Werke des Bildhauers Berthold Müller-Oerlinghausen (1893–1979) in Beziehung zu den Gemälden und Zeichnungen bekannter Künstler seiner Zeit. In kurzen Begleittexten nähert sich Müller-Oerlinghausen seinen Zeitgenossen, die darüber hinaus jeweils mit einer Übersicht ihrer Lebensdaten vorgestellt werden.

**FERNER, Hans (Red.): Thurgauer Jahrbuch 2005. Frauenfeld: Huber, 2005. – 175 S. (Thurgauer Jahrbuch 80). – ISBN 978-3-7193-1379-1 (26,50 €)**  
Unter dem Generalthema »Menschen im Thurgau« werden geschichtliche und kulturelle Themen der Region behandelt: Ruedi Götz zeigt Fotografien von Menschen seiner Heimat aus den vergangenen 50 Jahren; Barbara Fatzer beleuchtet in zwei Beiträgen die Pfahlbauer von damals und die Mitgestalter heutiger Raumplanung; um das »Ortsbild« geht es in dem Interview mit Manfred Gubler; Heribert Küng beschäftigt sich mit der Frauenfelder Familie Walter Bollag und der Situation der jüdischen Flüchtlinge im Thurgau 1933 bis 1945; die Kindheit des Schriftstellers Ludwig Hohl ist Thema des Berichts von Elsbeth Tschopp.

**FRIEDRICH, Werner: Geschichten aus dem Rebhaus. Frauenfeld: Huber, 2002. – 123 S. – ISBN 978-3-7193-1235-0 (23,90 €)**  
Der Thurgauer Landwirt, Holzfäller und Rebbauer Werner Friedrich, geboren 1929 im Rebhaus zwischen Schloss Salenstein und der Hinterburg, erzählt aus seinem Leben: Über seine Kindheit und Schulzeit,

seinen Großvater, der als Schlossgärtner bei Kaiserin Eugénie gearbeitet hat, seine Erlebnisse in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und über die ersten Jahre nach 1945.

**HEITZ, Claudius: Volksmission und badischer Katholizismus im 19. Jahrhundert.** Freiburg: Alber, 2005. – 456 S. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 50). – ISBN 978-3-495-49950-4 (38 €)

Funktion und Wirkungsweise der Volksmissionen der katholischen Orden des 19. Jahrhunderts werden erstmals anhand einer breiten Quellengrundlage aufgezeigt. Eingehend wird die ultramontane Bewegung der Volksmission in Baden dargestellt und ihre Rolle während der Revolution von 1848/49 und im »Badischen Kirchenstreit« von 1853 analysiert. Ferner werden die Folgen des Kulturkampfes und das volksmissionarische Wirken auf die Gesellschaft untersucht.

**KELLER, Urs Oskar: Adolf Dietrich – ein Künstlerleben am See.** Frauenfeld: Huber, 2002. – 256 S. – ISBN 978-3-7193-1288-6 (31,90 €)

Der Lebensweg des populären Thurgauer Malers (1877-1957) wird anhand von Texten und Dokumenten von Zeitgenossen, Freunden und Verwandten nachgezeichnet. Dietrich wurde in Berlingen geboren, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und begann schon als Schüler mit der Malerei. Ab 1913 stellte er seine Bilder öffentlich aus und schaffte 1937 den internationalen Durchbruch. Im Buch finden sich zahlreiche, bisher unveröffentlichte Fotografien.

**KUHN, Elmar L. / FISCHER, Magda / LEGAWIEC, Mirosław P.: Der Paulinerorden in Deutschland. Beiträge zu seiner Geschichte und Gegenwart.** Tett nang: Senn, 2005. – 256 S. – ISBN 3-88812-200-7

Diese Publikation erscheint anlässlich der Stiftung des Paulinerklosters Langnau durch Graf Heinrich von Montfort-Tett nang und seine Söhne im Jahr 1405. Sie beleuchtet die Geschichte dieses kontemplativen Ordens, der im 13. Jahrhundert in Ungarn als Eremitenorden gegründet wurde, und seine Verbreitung in Deutschland.

**LANDKREIS RAVENSBURG (Hrsg.): Im Oberland 16 (2005) 2. – 66 S.**

In acht Beiträgen werden Themen zur Kultur und Geschichte Oberschwabens behandelt: Die Geschichte des Fürstlichen Hofgartens und des Wolfegger Landschaftsparks; die Entwicklung des paritätischen Ravensburg als Sonderfall in der Geschichte, ausgehend von der Zeit des Augsburger Religionsfriedens von 1555; Achberg als Sommersitz des preußischen Königs; die Rauch'sche Landtafel der Herrschaft Waldburg von 1626; die Frage um den Autor des »Salve Regina«; die Kleidung der Dienerschaft vornehmlich schwäbischer Adelshöfe im 19. Jahrhundert; das Wappen der Stadt Weingarten; die Kapelle Schindelbach bei Zollenreute/Aulendorf.

**MAULHARDT, Heinrich (Hrsg.): Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Ergebnisse eines wissenschaftlichen Symposiums im Jahre 2002 aus Anlass des 30. Geburtstages der gemeinsamen Stadt.** Villingen-Schwenningen: Kuhn, 2004. – 104 S. (Veröffentlichung des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 29). – ISBN 978-3-87450-042-5 (15 €)

Neben ihrem 30. Geburtstag feiert die Stadt Villingen-Schwenningen im Jahr 2002 auch 50 Jahre Baden-Württemberg. Die Ergebnisse des im Jubiläumsjahr durchgeführten Symposiums »Projekt Gemeinsamkeit« erbringen neue Erkenntnisse zur Geschichte der noch jungen Stadt sowie zu ihrem Verhältnis zu Baden-Württemberg. Beleuchtet werden u. a. die Ereignisse um die Fusion von Villingen und Schwenningen zwischen 1967 und 1972 sowie stadtplanerische und stadtsoziologische Aspekte.

**MÜHLEMANN, Ernst: Augenschein. Als Schweizer Parlamentarier an aussenpolitischen Brennpunkten.** Frauenfeld: Huber, 2004. – 405 S. – ISBN 978-3-7193-1350-0 (38,90 €)

Der gebürtige Thurgauer Ernst Mühlemann (1930–2009), Schweizer FDP-Politiker, schildert seinen Weg vom Nationalrat in Bern bis hin zur Schweizer Vertretung im Europarat. Als einflussreicher »Schatten-Außenminister« der 1980er-Jahre gewährt Mühlemann einen detaillierten Einblick in die schweizerische Außenpolitik. Besonders engagierte er sich für die zeitnahe Einbindung Russlands in den Europarat



und für eine aktive Rolle der Schweiz im politischen Weltgeschehen.

**MÜHLEMANN, Ernst: Blick ins Bundeshaus. Als Schweizer Parlamentarier an innenpolitischen Brennpunkten. Frauenfeld: Huber, 2005. – 364 S. – ISBN 978-3-7193-1403-3 (38,90 €)**

Ein Jahr nach dem Erscheinen seines ersten Buches »Augenschein« legt der Schweizer Politiker Ernst Mühlemann einen zweiten Band vor, in dem er die schweizerische Innenpolitik, die er entscheidend mitgestaltet hat, beleuchtet. Neben Themen wie Asylpolitik, »Nullwachstum« oder ökologische Staatsaufgaben seines Landes erzählt Mühlemann von seinen Begegnungen mit Henry Moore, Niki de Saint Phalle und Friedrich Dürrenmatt.

**900 JAHRE REUTE IM HEGAU. Ein Lesebuch. Reute: Festausschuß 900 Jahre Reute im Hegau, 2001. – 191 S.**

Anlässlich der erstmaligen urkundlichen Erwähnung von Reute im Hegau (Landkreis Konstanz) im Jahr 1101 erscheint diese Publikation. Sie beleuchtet in vier Abschnitten einzelne geschichtliche, kulturelle und naturkundliche Aspekte des Orts. Zu Beginn steht die Geschichte, in der vornehmlich die jeweiligen Rollen der Benediktiner, der Stadt Schaffhausen, des Hauses Habsburg und der Häuser Württemberg und Baden behandelt werden. Es folgen mehrere Beiträge zu Einzelthemen, etwa zur Elektrizität, zu einzelnen Gebäuden oder zur Geologie. Ein weiterer Abschnitt stellt die ortsansässigen Vereine vor. Den Schluss bildet ein Blick in die Zukunft von Reute.

**BODMAN, Emanuel von: Erwachen. Eine Novelle / hrsg. von Walter Rügert. Frauenfeld: Huber, 2005. – 99 S. (Emanuel von Bodman, Werkauswahl 5). – ISBN 978-3-7193-1405-7 (16,50 €)**

In seiner 1903 erstmals erschienenen Novelle »Erwachen« beschreibt Emanuel von Bodman (1874–1946) die Höhen und Tiefen einer jungen Liebe vor der Kulisse des Bodensees. Die Schilderungen stützen sich auf eigene Erlebnisse des Schriftstellers aus der Zeit, in der er in Kreuzlingen lebte und in Konstanz die Schule besuchte. Bodman verfasste

mehrere Dramen, Erzählungen und Gedichte. In seinem Haus in Gottlieben (Kanton Thurgau) trafen sich bekannte Künstler seiner Zeit wie Rainer Maria Rilke, Ludwig Finckh und Hermann Hesse. Dieser Ausgabe beigelegt ist ein Beitrag anlässlich des fünfjährigen Jubiläums des Bodman-Literaturhauses.

**SCHMITT, Christine: Der selige Bernhard von Baden in Text und Kontext 1858 – 1958. Hagiographie als engagierte Geschichtsdeutung. Ostfildern: Thorbecke, 2002. – 240 S. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 46). – ISBN 978-3-7995-5246-2 (20,90 €)**

Das Leben und Wirken des Markgrafen Bernhard II. von Baden (um 1428–1458), der sich um die Behebung der Missstände seiner Zeit bemühte, sowie seine Verehrung wurde bereits in zahlreichen schriftlichen Darstellungen festgehalten. Die Autorin nimmt eine wissenschaftliche Einordnung der Forschungsergebnisse aus dem Zeitraum zwischen 1858 und 1958 vor.

**SCHWARZMAIER, Hansmartin / RÜCKERT, Peter (Hrsg.): Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg. Ostfildern: Thorbecke, 2005. – 330 S. (Oberrheinische Studien 24). – ISBN 978-3-7995-7824-0 (34 €)**

Anlässlich der urkundlichen Ersterwähnung der Stadt Besigheim im Jahr 1153 erfuhren die Stadt und die Region 850 Jahre danach auf einer Fachtagung ihre wissenschaftliche Würdigung mit dreizehn Beiträgen. Zentrale Aspekte des Tagungsbandes sind die Herrschaft der Markgrafen von Baden, in deren Besitz Besigheim sich seit dem 12. Jahrhundert befand, sowie der Übergang der Stadt an die Grafen und Herzöge von Württemberg im 16. Jahrhundert.

**STARK, Roland: Ernst Kreidolf. Der Malerpoet und seine Verleger. Frauenfeld: Huber, 2005. – 208 S. – ISBN 978-3-7193-1387-6 (26,50 €)**

Ernst Kreidolf (1863–1956), aufgewachsen im Thurgau, ist vor allem bekannt durch seine Kinderbuchillustrationen. Der Autor Roland Stark beleuchtet neben Kreidolfs Wirken als Maler auch dessen literarische Tätigkeit. Der Darstellungsschwerpunkt ist die Untersuchung der Beziehungen und die Zusam-

menarbeit des Künstlers mit den für ihn wichtigsten Verlagen und Verlegern anhand von Originaldokumenten.

**STIFTSBIBLIOTHEK ST. GALLEN (Hrsg.): Sankt Galler Nibelungenhandschrift (Cod. Sang. 857).**

**St. Gallen: Stiftsbibl., 2003. – 1 CD-ROM (Codices Electronici Sangallenses 1)**

Digitalfaksimile der bekannten St. Galler Nibelungenhandschrift, die um 1260 im oberdeutsch-alpenländischen Raum entstanden ist und folgende Erzählungen enthält: »Parzival«, »Nibelungenlied« und »Klage«, »Karl der Große«, »Willehalm«. Die CD-ROM enthält Farbfaksimile in drei verschiedenen Formaten, Großaufnahmen der Initialen, Informationen zum Aufbau und zur Geschichte der Handschrift sowie Transkriptionen zu zwei der vier enthaltenen Erzählungen (»Nibelungenlied« und »Klage«). Es kann ferner nach einzelnen Versen bzw. Strophen gesucht werden.

**TREMP, Ernst / SCHMUKI, KARL / FLURY, Theres:**

**Benediktinisches Mönchtum. Ausstellung zum Gedenken an die Aufhebung der Fürstabtei**

**St. Gallen vor 200 Jahren. Stiftsbibliothek St. Gallen (6. Dezember 2004 – 13. November 2005).**

**St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2005. – 144 S. – ISBN 3-906616-68-1**

Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen aus dem 5. bis 18. Jahrhundert geben Zeugnis vom Mönchsleben der Benediktiner im Kloster St. Gallen. Die Ausstellung zeigt, wie sich das Leben der Ordensleute darstellte und mit welchen Tätigkeiten sie zur historischen und kulturellen Bedeutung des Klosters beigetragen haben. Thematisiert und vorgestellt werden u. a. die benediktinische Regel, der Werdegang eines Mönchs im Kloster, die buch künstlerischen und musikgeschichtlichen Hauptwerke des Klosters, Predigten und Predigtensammlungen sowie einzelne berühmte St. Galler Mönche und Äbte.

**VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE DES RHEINTALS (Hrsg.):**

**Rheintaler Köpfe. Historisch-biografische Porträts aus fünf Jahrhunderten. Berneck: Rheintaler Druckerei u. Verl., 2004. – 451 S. – ISBN 3-033-00265-X**

In 72 Porträts werden Personen und Personengruppen vorgestellt, die durch ihr Leben und Wirken in Politik, Wirtschaft, Kunst, Kultur, Religion und Wissenschaft die Geschichte des St. Galler Rheintals beeinflusst haben: z. B. Gallus Jakob Baumgartner (1797–1869), Willi Kurt Rohner (1907–1977), Heinrich Herzig (1887–1964) oder Benedikt Frei (1904–1975). Vorangestellt ist ein Überblick über die Geschichte des Rheintals selbst, der ergänzt wird durch eine Zeittafel und eine mehrseitige Bibliografie im Anhang.

**WEBER, Wolfgang: Hobelspäne. Landtagswahlkämpfe, Parteien und Politiker in Vorarlberg von 1945 bis 1969. Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2004. – 286 S. (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 43). – ISBN 978-3-902601-20-9 (10 €)**

Der Autor beleuchtet die politische Situation Vorarlbergs in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Er bezieht seine Ausführungen auf die Jahre, in denen Ulrich Ilg (1905–1986) als Landeshauptmann und Parteiobermann der Österreichischen Volkspartei die Entwicklung Vorarlbergs beeinflusste und mitgestaltete. Der thematische Schwerpunkt liegt auf der Untersuchung der Landtagswahlkämpfe, der Wahlprogramme der einzelnen Parteien und der jeweiligen Wahlergebnisse.

**WEBER, Wolfgang (Hrsg.): Regionalgeschichten – Nationalgeschichten. Festschrift für Gerhard Wanner zum 65. Geburtstag. Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2004. – 479 S. (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 44). – ISBN 978-3-900866-83-9 (9 €)**

Festschrift für Gerhard Wanner, Autor von über 200 Publikationen zur regionalen und überregionalen Zeitgeschichte sowie Mitbegründer und heutiger Geschäftsführer der Rheticus-Gesellschaft. Die Publikation gibt Einblick in die Tätigkeit des Jubilars als Stadtarchivar von Feldkirch, Professor an mehreren Bildungseinrichtungen und Kommunalpolitiker. Sie enthält ferner neue Studien zur Regionalgeschichte (thematische Schwerpunkte: Nationalsozialismus und Nachkriegszeit) und Nationalgeschichte, darunter zwei in russischer bzw. dänischer Sprache.

# VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

## EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

## EHRENMITGLIEDER

Prof. Eduard Hindelang, Langenargen

PD Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

## VORSTAND

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter,  
Direktor des Vorarlberger Landesarchivs,  
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
- Vizepräsident: PD Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),  
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen  
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank,  
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter  
der Jahreshefte: Dr. Jürgen Klöckler M.A., Leiter des Stadtarchivs Konstanz,  
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredaktor des Historischen Lexikons  
für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen  
Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,  
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz  
Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg  
Markus Huber, Dipl. nat., Sporrengasse 7, CH-8200 Schaffhausen  
Dr. Jörg Heiligmann, Leiter der Außenstelle Konstanz  
des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg,  
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz  
PD Dr. Oskar Keller, Geologe, Sonderstr. 22, CH-9034 Eggersriet

Jürgen Oellers M.A., Leiter des Stadtarchivs Friedrichshafen,  
 Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen  
 PD Dr. Wolfgang Ostendorp, FB Biologie der Universität Konstanz,  
 Limnologisches Institut, D-78457 Konstanz  
 Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,  
 D-88045 Friedrichshafen  
 Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen  
 Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau  
 Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Maximilianstr. 52,  
 D-88131 Lindau  
 Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,  
 Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen  
 Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Historiker und Leiter des Seemuseums,  
 Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen

#### GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen  
 Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)  
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-  
 für Kollektivmitglieder: € 20,-  
 für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,  
 CH-9000 St. Gallen  
 Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3  
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-  
 für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-  
 für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz  
 Hypothekbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)  
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-  
 für Kollektivmitglieder: € 20,-  
 für Schüler und Studenten: € 7,50



## MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Dr. Jürgen Klöckler M.A. (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (KloecklerJ@stadt.konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen ([http://www.bodenseegeschichtsverein.eu/richtlinien\\_textgestaltung.html](http://www.bodenseegeschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html)) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahreshaft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

## SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseegeschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

## SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Ursula Reck (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

## BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: [bodenseebibliothek@friedrichshafen.de](mailto:bodenseebibliothek@friedrichshafen.de)

Homepage Bodenseebibliothek: <http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die

schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

**Bibliothek der Universität Konstanz**



0215 9879 25

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Der Band wird mit einer neuen Namensdeutung der Lindauer Patriergesellschaft Zum Sünfzen sowie einer Überlieferungsgeschichte der Chronik des Klosters Isny eingeleitet. Wegen ständig zunehmender Attraktivität historischer Pilgerwege ist ein Beitrag über Fernwanderwege von Bayern über Vorarlberg in die Schweiz besonders reizvoll. Anlässlich des 150. Todestages von Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg erscheint ein Artikel zur Geltungsgeschichte des letzten Konstanzer Bistumsverwesers in der kirchlichen Öffentlichkeit. Architekturgeschichtlich spannend liest sich eine Untersuchung zur Baugeschichte der Villa Leuchtenberg am Bodenseeufer in Lindau. Der wegen seiner NS-Vergangenheit umstrittene Konstanzer Dichter Wilhelm von Scholz wird ebenso behandelt wie auch die interessante Baugeschichte der dortigen Universität dargestellt wird. Kritische Überlegungen zu Marketing und Geschichtskultur der Friedrichshafener Industrie und ihrer Geschichte schließen den Band ab.

Das Jahrbuch wird unter der Schriftleitung von Jürgen Klöckler (Konstanz) herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag

DIESES PRODUKT WURDE IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT



ISBN 978-3-7995-1716-4